Bedingungen.

… onnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit . . . . 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . . — fl. 45 kr.
Ausser Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:
Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt . . 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.
Für einen Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lind… .

(Fürste…

Der Versailler Hof.

Der Versailler Hof

vom

Anfange des achtzehnten bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts

von

Magnus Jakob von Crusenstolpe.

Deutsche Original-Ausgabe.

Vierter Band.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1856.

Inhalt des vierten Bandes.

Ludwig der Funfzehnte.

(Schluß.)

Ludwig der Sechszehnte, 1774—1793.

Napoleon der Erste.

Ludwig der Funfzehnte.

Schluß.

XV.

Der Einfluß der Weiber auf die Ereignisse unter der Regierung Ludwig's des Funfzehnten.

Frau von Maintenon, die geheime Gemahlin Ludwig's des Vierzehnten, die auf Umwegen die Verfolgung der Protestanten und Jansenisten bewirkte und die die mit dem Könige erzeugten illegitimen Kinder zu Prinzen zu erheben wußte, verdunkelte und entwürdigte den Schluß der sonst so ehrenvollen Regierung Ludwig's des Vierzehnten.

Nach ihrem Tode erschien ein anderes Weib auf dem Schauplatze der Geschichte, ebenso ehrgeizig und befehlshaberisch als sie, nämlich die Königin von Spanien, die zweite Gemahlin Philipp's des Fünften, die, um die Krone den Infantinnen, ihren Kindern, zu verschaffen, Frankreich und Spanien gegen Oestreich bewaffnete, von dem sie das Königreich Neapel und beider Sicilien eroberte.

Die Kaiserin Maria Theresia verdunkelte dann wieder diese. Ihrem Geschlechte weit überlegen, blieb sie in dem Kriege des Jahres 1740 Siegerin über die französische Ligue und das bewaffnete Europa, welches ihre Staaten zerstückeln wollte, — aber im siebenjährigen Kriege wurde sie überwunden trotz des Bündnisses, das sie mit Frankreich geschlossen hatte, um Preußen zu vernichten; und am Schlusse ihrer Lebenstage spielte sie die untergeordnete und verächtliche Rolle einer treulosen Macht, welche dem Könige Stanislaus einen Theil Polens entriß.

Katharina die Zweite theilte mit Maria Theresia die weit aussehenden Pläne und den Ruhm; aber Katharina verfolgte ihr System gegen die ottomannische Pforte mit mehr Glück, nachdem sie zuvor eine große Revolution an ihrem Hofe hervorgebracht hatte.

Maria Antoinette schließt den Reigen jenes in der Geschichte vereinzelt dastehenden achtzehnten Jahrhunderts, in dem alle großen Bewegungen durch Weiber veranlaßt wurden. Maria Antoinette blieb auch an dem französischen Hofe Erzherzogin nnd reizte als solche Alles gegen sich auf: die Basen des Königs, ihre Schwägerinnen, die ersten Prinzen von Geblüt, die Großen des Hofes, die Parlamente, später die constituirende Versammlung, die Gironde, die Fraktion des Berges. Die Revolution und alle Sectionen derselben erklärten sich beständig gegen die Königin.

Das achtzehnte Jahrhundert war also unablässig von den auf die Throne erhobenen Weibern bewegt. Ihre Ansichten und Interessen waren revolutionair; denn Alles ist dies, was von dem herrschenden Gesetze abweicht. Madame de Maintenon's Ehrgeiz, Königin von Frankreich zu werden; das Verlangen der Königin von Spanien, ihren Kindern Kronen zu erwerben; Maria Theresia's Rache gegen Frankreich und gegen Friedrich den Zweiten; Katharina's Herrschsucht und Maria Antoinette's Wunsch in Frankreich zu regieren, verursachten die Erschütterungen und Revolutionen ihres Jahrhunderts in ganz Europa.

Auch das Innere Frankreichs erlitt Umwälzungen durch den Einfluß, den die fünf Maitressen Ludwig's des Funfzehnten ihren verschiedenen Leidenschaften und Systemen verschafften. — Im Anfange beschränkten sie sich auf Nebenbuhlerschaft mit der Königin, auf Machtentwickelung, auf Luxus und auf Einführung ihres Tones am Hofe Ludwig's des Funfzehnten. Die drei ersten Maitressen, Madame de Mailly, Madame de Vintimille und Madame de Chateau-Roux, wurden von den europäischen Mächten cajolirt, als diese merkten, daß der König sich von ihnen leiten lasse; man überhäufte sie mit Aufmerksamkeiten und Schmeicheleien und sie empfingen die Ambassadeure und Diplomaten bei sich. Der Ton ihres Benehmens war äußerlich fein und sie

befolgten im Allgemeinen die damals in den vornehmen Familien Frankreichs noch herrschende politische Richtung, die traditionell gegen das östreichische Haus gerichtet war. Unter ihrem Einflusse artete die Politik mindestens nicht aus und selbst Friedrich der Zweite bewies ihnen ritterliche Artigkeit und Aufmerksamkeit. Während dieser Drei-Schwester-Herrschaft unternahm Frankreich zweimal Kriege gegen das Haus Oestreich, ja unter Madame de Chateau-Roux vereinigte sich Frankreich sogar mit Preußen gegen Maria Theresia. Die Männer dieser drei Maitressen waren bei dem Heere gewesen oder standen noch in der Armee; und Madame de Chateau-Roux, die das lebhafteste Verlangen hegte, Friedrich dem Zweiten zu gefallen, bewog sogar ihren Geliebten Ludwig den Funfzehnten nach Flandern auf den Kriegsschauplatz zu gehen; sie setzte dies ins Werk, indem sie ihn auf das Beispiel des Königs von Preußen verwies.

Der scharfe Blick Friedrich's des Zweiten erkannte sehr bald, daß Frau von Pompadour ganz andere Absichten hegte. Sie verfolgte ein System, das dem ihrer Vorgängerin, der Herzogin de Chateau-Roux, schnurstracks entgegengesetzt war. Sie wurde dazu von Maria Theresia bewogen, die diesesmal sich diplomatisch thätiger zeigte als Friedrich: die Negoziationen des Fürsten Kaunitz veränderten die alte französische Diplomatie gänzlich — Frankreich

erkaltete gegen den besten seiner Freunde, Friedrich den Zweiten.*)

Frau von Pompadour war stolz auf die Allianz, die Frankreich unter ihrer Beihilfe mit Oestreich einging, sie war auch erfreut über die Auflösung des alten Kabinets und darüber, daß ihre eigene (östreichische) Diplomatie zur Geltung kam: sie stach selbst eine Allegorie über dieses gelungene Bündniß in Kupfer.

Der Haß, welchen der König von Preußen gegen Frau von Pompadour hegte, offenbarte sich in mehreren Flugschriften, die in jener Zeit aus seiner Feder flossen, und u. A. auch dadurch, daß er einem seiner Agenten in Paris befahl, das kostbarste Stück aus ihrer Hinterlassenschaft anzukaufen. Der Verkauf des Mobiliars, welches Madame de Pompadour bei ihrem Tode hinterließ, währte volle sechs Monate: Leuchter von massivem Golde und Silberservice, Meisterstücke der ersten Künstler Frankreichs, welche jetzt die Schlösser der preußischen Monarchen

*) Der König von Preußen hatte in seinem Kabinette sowohl die Portraits der drei Maitressen-Schwestern, als auch das der Frau von Pompadour hängen. Eines Tages sagte er zu dem französischen Ambassadeur: „Dieser vierte Regent im Unterrocke verschmäht in diesem Augenblicke Preußens Freundschaft.“ Diesen Sarkasmus, der natürlich der Frau von Pompadour zugetragen wurde, vergaß dieselbe nie, wovon u. A. der siebenjährige Krieg Zeugniß gab.

schmücken, haben einst diesem berüchtigten Weibe angehört.

Welchen Haß die Marquise de Pompadour gegen Madame de Chauteau-Roux, ihre Vorgängerin, hegte, kann man aus folgendem Zuge erkennen, der gleich bei ihrer ersten Ankunft am Hofe sich darstellte. Der in jener Zeit von den Prinzessinnen von Geblüt und den ersten Damen des Hofes am meisten geschätzte und gesuchte Friseur war ein gewisser Dagé, den Madame de Chateau-Roux in Aufnahme gebracht hatte, und der auch wirklich in seiner Kunst das Mögliche leistete; denn er gab dem Haare die Formen, die mit dem Charakter des Kopfes übereinstimmten und verstand es außerdem das Antlitz seiner Kunden zu verschönen und zu verjüngen. Alle Welt wollte deshalb von Dagé frisirt sein, der nebenbei ein schöner Mann und als Gascogner immer gut gelaunt war. Dabei war er stolz auf seine vornehme Kundschaft. Besonders aber bildete er sich viel darauf ein, der ergebenste Diener der Gemahlin des Dauphins zu sein und that gewaltig wichtig, als die Rede von der Erhebung der ihr entgegenstehenden Partei war; er machte sogar Schwierigkeiten, Madame de Pompadour zu frisiren, die eben als Madame Normant d'Etioles an den Hof gekommen war: er entschuldigte sich mit seiner ausgebreiteten Kundschaft, und Madame de Pompadour, die um jeden Preis nach der herrschenden

Mode gekleidet und frisirt sein wollte, mußte sich auf Unterhandlungen mit Dagé einlassen. Als sie endlich seinen Widerstand besiegt hatte, fragte sie ihn: „Wie sind Sie in die Mode gekommen und haben den Ruf erlangt, den sie genießen?“ ..... „Das ist durchaus nicht wunderbar, Madame“ — antwortete Dagé, — „ich frisirte damals auch die andere .....“ — Madame de Pompadour war diesen Tag glänzend und die Verwirrung der Anwesenden war vollkommen. Aber die Prinzessinnen und die ersten Damen hatten bereits erfahren, was Dagé zu ihr gesagt hatte, und sie wiederholten es: „Dagé frisirt jetzt auch die Neue.“ ..... Diese spöttische Phrase trug sehr viel zu dem Zerwürfniß bei, welches kurze Zeit darauf zwischen der königlichen Familie und der Maitresse ausbrach. Die Prinzen und Prinzessinnen nannten Madame d'Etioles nur: „Madame diese!“ und die Herzogin von Chateau-Roux: „Madame die andere!“

Madame Dubarry, welche der Marquise von Pompadour folgte, blieb auch als maitresse en titre dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, dem Herzog von Aiguillon, ganz ergeben. Ihre politischen Ansichten waren deshalb den ihrer Vorgängerin geradezu entgegengesetzt und sie ließ sich von d'Aiguillon leiten, bis sie nach dem Tode Ludwig's des Funfzehnten in ein Kloster gesperrt wurde.

Von diesem Portrait des Hofes kann man auf

die Unbedeutendheit des Königs schließen; es erklärt auch den Umstand, daß Frankreich, weil sich die Maitressen ungestraft und sogar mit Erfolg in die Politik mischten, beim Tode Ludwig's des Funfzehnten ganz ohne Alliirten war. Preußen, Rußland und Oestreich theilten Polen, Schweden und Dänemark schauten diesem Beginnen still zu, sogar England ließ es ohne Einspruch geschehen — Ludwig der Funfzehnte hatte allen Einfluß in Europa verloren.

Friedrich der Zweite kannte die Organisation, die Interessen und Ansichten des französischen Hofes, der jetzt von Maria Antoinette beherrscht wurde und ohne Ansehen in Europa dastand, von Grund aus. Er sagte einige Monate vor seinem Tode in Potsdam mit dem satyrischen, scherzhaften Tone, den er zuweilen anzunehmen pflegte, wenn er von Weibern sprach: „Mein Bruder Ludwig der Sechszehnte muß nun auch eine Maitresse haben, — aber nur keine Pompadour, — keine Oestreicherin; sie muß Preußen angehören. Mein Nachfolger wird der nützlichste Verbündete für die Maitresse des allerchristlichsten Königs sein."

Um so sonderbarer ist der Ausspruch Friedrich's in seinen Memoiren: daß sich Ludwig der Sechszehnte zum Gesetze gemacht habe, in Allem dem Willen des Dauphins, seines Vaters, zu folgen, und daß es eine Folge des Testaments desselben sei, daß

Herr von Maurepas, der in Ungnade bei Ludwig dem Funfzehnten gestanden, zum ersten Minister Ludwig's des Sechszehnten ernannt, der Herzog von Aiguillon verwiesen und der Herzog von Choiseul für ewige Zeiten der Hoffnung beraubt sei, die königliche Gunst wieder zu gewinnen. D'Aiguillon war ein Freund des verstorbenen Dauphins und ein Anhänger aller diplomatischen Ideen, die denen Choiseul's entgegenstanden. D'Aiguillon mußte daher dem Könige von Preußen angenehm sein, und als solcher wurde er Maria Antoinette aufgeopfert. Ob vielleicht Friedrich der Zweite, um die Familie d'Aiguillon im Interesse Preußens zu erhalten, und sie dem Haß der entgegenstehenden Partei zu entziehen, den Leser in dieser Beziehung mystificiren wollte?

XVI.

Der Zustand des Staats beim Tode Ludwig's des Funfzehnten.

Ludwig der Funfzehnte hinterließ dem Staate eine Menge schädlicher Verhältnisse als Erbtheil, die achtzehn Jahre nachher die Elemente desselben zerstören und ihn vernichten sollten.

Maria Theresia's Tochter säete, nachdem sie gesetzliche Königin von Frankreich geworden, im Innern des bourbonischen Hauses den Samen zu Zwiespalt und Uneinigkeit: es dauerte nicht lange, so brach der Haß zwischen ihr und den Kindern Ludwig's des Funfzehnten, ihren beiden Schwägerinnen, offen aus.

Der Graf von Artois führte schon damals jenes frivole Leben, welches vor seinem Unglück ihm die tiefste Verachtung aller Franzosen, die noch einigen Werth auf Anstand und Ehre setzten, zuzog.

Was die Minister betraf, so hinterließ der König in ihnen dem Lande wahre Geißeln. Der Herzog von Brillières war unter der Last der Verachtung alt und grau geworden. — Bertin, der sich als Minister des parc-aux-cerfs erhalten hatte, und Intendant der Orgien des Königs gewesen war, wurde nicht weggejagt. Der immer mehr hereinbrechende Bankerutt machte den Abbée Terray zum Gegen-

stande von Verwünschungen, während die kühnen und unklugen Staatsstreiche d'Aiguillon's und Maupeou's Alles, was nur aus Furcht vor den Bayonetten sich ruhig verhielt, gegen die königliche Macht reizte und selbst die Anhänger der absoluten Gewalt erbitterte, weil der König die Grenzen dieser Gewalt überschritten und den Staat im Lande selbst, mehr aber noch nach außen erniedrigt hatte. Die ganze Nation sehnte sich nach einer anderen Verfassung, nach einer besseren Verwaltung.

Die Steuern waren bis zu einer Höhe hinaufgetrieben, daß die meisten Provinzen sie durchaus nicht mehr erschwingen konnten. Die Bauern in Limousin, in den Sevennen, Pyrenäen und der Dauphinée, unfruchtbaren Ländern, die schwer zu bebauen waren, verließen ihre Heimath, da die Erndten die Auflagen nicht mehr zu decken vermochten.

Die Verschwendung des Hofes machte eine radikale Reform in den Finanzen dringend nothwendig: Der Staat' war mit einem allgemeinen Bankerutt bedroht, oder mit — einer Revolution.

Die Magistratur, bekannt unter dem Namen: „Maupeou's Parlament", ruhte auf unsicherm Grunde, welchen Choiseul's Fraktion, stets schlau und keck, noch immer mehr zu untergraben unabläßig bemüht war. Die Jansenisten betrauerten die Auflösung ihrer Parlamente, aber ihre Klagen und Intriguen waren ebenso fruchtlos als die der Jesuiten und

ihrer Partei über ihre letzte Verweisung. Man klagte und jammerte in beiden sich feindlich gegenüberstehenden Lagern.

Früher war der Staat unaufhörlich von zwei mächtigen, sich erbittert bekriegenden Fractionen erschüttert gewesen; jetzt hatten diese Parteien Frieden geschlossen und bekämpften gemeinschaftlich den Staat: eine gefährliche Stellung und die Vorläuferin jeder socialen Auflösung, die immer dort eintritt, wo die Regierung durch übermäßige Bedrückung sich einer ihr sonst ergebenen Partei beraubt. Indessen verschaffte die offenbar ungerechte Verfolgung, welche die Magistratur erlitt, ihr viele Theilnahme.

Die anderen Sectionen der Regierung siechten alle hin durch die Nachlässigkeit und Schlaffheit der höchsten Macht. Die Marine, welche während des letzten Krieges mit England beinahe zerstört war, wurde nicht wieder hergestellt. Großbritannien hatte Frankreich durch Aufzwingung eines Traktats entehrt, welcher der Zeit Karl's des Sechsten würdig war.

Die Landarmee war nicht besser beschaffen, sie wurde von Hofschranzen commandirt, deren grobe Unwissenheit in Militairsachen die schimpflichen Niederlagen erklärlich macht, die sie im siebenjährigen Kriege erlitten. Unter seinen fünfhundert höheren Offizieren hatte Frankreich nicht zwölf, die den alten Ruhm der französischen Armee zu behaupten im Stande gewesen wären.

Ludwig der Sechszehnte.

1774—1793.

I.

Ludwig's des Sechszehnten Charakter.

Ludwig der Sechszehnte war am 23. August 1754 geboren und erbte nach dem Tode seines Vaters am 20. December 1763 den Titel Dauphin; er vermählte sich am 16. Mai 1770 mit Maria Antoinette Josephine Johanna, Erzherzogin von Oestreich, und wurde, nachdem er am 10. Mai 1774 in das Erbe der Kronen von Frankreich und Navarra getreten, am 11. Juni 1775 in Rheims feierlichst gekrönt; — er starb unter dem Fallbeil am 21. Januar 1793.

Der Charakter der verschiedenen Könige des Hauses Bourbon scheint aus völlig denselben Elementen bestanden zu haben, wenigstens spricht dafür die überraschende Aehnlichkeit der politischen Begebenheiten im Innern des Staates während der Dauer ihrer Regierungen, sowie die fortwährende Herrschaft des monarchischen und militairischen Princips seit den Zeiten der Ligue bis zur Revolution.

Unter Ludwig dem Sechszehnten wurde Frankreich plötzlich zu einem demokratischen Staate, und zwar erhielt es diese von der bisherigen so wesentlich verschiedene Regierungsform zum großen Theile durch die persönlichen Eigenschaften und Sitten des Monarchen.

Heinrich der Vierte hatte, wie er dies selbst einmal der schönen Gabriele sagte, die große Kunst verstanden, Popularität mit dem Schwerte zu vereinigen; seine Nachfolger aber besaßen diese Kunst nicht, ja sie machten nicht einmal den Versuch, sich dieselbe zu erwerben.

In bedenklichen Lebenslagen, an denen es ihm, wie man weiß, nicht fehlte, nahm Heinrich der Vierte auch wohl einmal zur Verstellung seine Zuflucht; Ludwig der Dreizehnte und Ludwig der Vierzehnte dagegen steiften sich stets auf die Macht des Stärkeren. Die Franzosen waren dazumal so sehr von dem Gefühl der unbedingten Unterthänigkeit durchdrungen, daß sich Alle, von dem ersten Prinzen von Geblüt bis zum niedrigsten Arbeiter herab, nur mit der Ehre des Monarchen beschäftigten.

Unter Ludwig dem Sechszehnten war dieses Verhältniß umgekehrt: nicht vom Volke gingen die volksthümlichen Impulse aus, sondern von dem Könige und seinen Ministern; und während unter Ludwig dem Dreizehnten und Vierzehnten alle Franzosen beflissen waren, die Ehre des Königs zu wahren, war es das unablässige Bemühen Ludwig's des

Sechszehnten, sich die Liebe seiner Unterthanen zu erwerben. Unter ihm wurde die Humanität mehr und mehr das bewegende Prinzip der Begebenheiten, ja sie raubte der königlichen Macht allmälig ihre Prärogative und verwischte den monarchischen Geist in den Sitten Ludwig's des Sechszehnten fast ganz.

Ludwig der Vierzehnte war der Repräsentant mehrerer Generationen. Die Literatur verherrlichte ihn und die Kunst errichtete ihm in jeder nur irgend bedeutenden Stadt eine Statue. Ludwig der Sechszehnte dagegen ließ die Standbilder berühmter und ausgezeichneter Franzosen aufstellen, und während Ludwig der Vierzehnte sehr verschwenderisch war, wenn es galt, niedrige Schmeichler zu belohnen, verbot Ludwig der Sechszehnte die Herausgabe der Schrift: Panégyrisque de Louis XVI., die Jemand aus Dankbarkeit für von ihm empfangene Wohlthaten geschrieben batte.

Ludwig der Vierzehnte hatte die Vorrede zu der Geschichte der Numismatik seiner Regierungszeit weggerissen, weil der Verfasser es gewagt hatte, in derselben den Ruhm der Zeichner, Kupferstecher und Medaillenschneider dem Ruhm und Glanz des Königs zur Seite zu stellen; — Ludwig der Sechszehnte, obschon er den genannten Panegyrikus billigte, weigerte sich dennoch, demselben ein Privilegium auszufertigen.

Unter seinen Vorgängern war die Bastille in

Masse gefüllt, Franzosen jeden Ranges und Standes bevölkerten sie. Ihres Glaubens willen seufzten die Protestanten unter Ludwig dem Vierzehnten und unter Ludwig dem Funfzehnten die Jansenisten in den Staatsgefängnissen; Ludwig der Sechszehnte ließ diese Gefängnisse öffnen: noch im Jahre 1789 fand man eilf Gefangene darin, die er befreite.

Der aristokratische Geist der alten Könige gab den Großen des Reichs das Privilegium, das Volk in Knechtschaft zu erhalten; — Ludwig der Sechszehnte schaffte die Hörigkeit auf seinen Domainen ab und sein Beispiel wirkte auf die übrigen großen Grundbesitzer heilsam zurück.

Heinrich der Vierte, Ludwig der Dreizehnte und Ludwig der Vierzehnte hatten ganz offen die Sittlichkeit verletzt, Ludwig der Funfzehnte trieb die Unzüchtigkeit bis zum öffentlichen Skandal, ja, er lehrte die sogenannten Roués seiner Zeit, sich ihre Maitressen aus den öffentlichen Häusern zu wählen; — im grellsten Gegensatze dazu war Ludwig der Sechszehnte keusch: nach der Versicherung der bestunterrichteten Hofleute hat er nie ein anderes Weib, als seine Gemahlin liebend umfaßt.

Vor ihm wurde bei peinlichem Verfahren noch die Tortur angewendet; er schaffte sie sogleich ab. Das Land litt unter der Verpflichtung des Bauernstandes, der Gutsherrschaft persönliche Frohndienste leisten zu müssen; er ließ diese Feudal-Pflicht alsbald auf-

hören. Vor seiner Herrschaft lag die Last der Armen- und Krankenpflege und das Gefängnißwesen auf den Schultern der Magistrate und der Priesterschaft; er machte diese Angelegenheit zu einer Sache des Staates und besuchte oft Hospitäler und Gefängnisse, um sich persönlich von dem Zustande derselben zu unterrichten.

Seit Heinrich dem Vierten hatte kein König Frankreichs die Hütten der Armuth besucht; Ludwig der Sechszehnte suchte sie auf und schätzte sich glücklich, wenn er eine arme, aber tugendhafte Familie entdeckte, die er nie ohne Trost und Unterstützung ließ.

Vor Ludwig dem Sechszehnten hatten sämmtliche Könige mit mehr oder weniger Erfolg dahin gestrebt, die provinziellen Verfassungen zu unterdrücken und die demokratischen Formen auszurotten, an deren Stelle sie dann despotische Einrichtungen zu setzen suchten; Ludwig der Sechszehnte verabschiedete die sich als kleine Könige geberdenden Provinzial-Intendanten und stellte die Communal-Administration wieder her.

Die Vorfahren des Königs waren Bündnisse mit Königen und Herrschern eingegangen, die, weil sie ihre Völker bedrückt hatten, von diesen in verzweifelter Selbsthilfe entthront worden waren; Ludwig der Sechszehnte half Amerika gegen England und unterzeichnete die erste seiner Allianzen mit einem souverainen Volke, das seine Freiheit zum großen Theil ihm zu verdanken hatte.

Alle Könige vor ihm hatten die französischen Generalstaaten als mit der königlichen Macht rivalisirend betrachtet; Ludwig der Sechszehnte berief dieselben, selbst gegen die Vorstellungen seines Hofes.

Die letzte Staats-Operation Ludwigs des Funfzehnten war die Aufhebung der Parlamente und die Schlichtung eines Zwistes gewesen, welchen die Könige während zweier Jahrhunderte unterhalten hatten; Ludwig der Sechszehnte ließ es seine erste Sorge sein, diese Parlamente wiederherzustellen.

In zweifelhaften Fällen trat Ludwig der Sechszehnte jederzeit den populärsten und mildesten Vorschlägen seiner Minister bei. Auf Calonne's Vorstellung rief er die Notabeln zusammen; auf Lomenie's die General-Staaten und auf Necker's verdoppelte er den dritten Stand. Endlich seiner Macht beraubt, legte er im Jahre 1789 die National-Kokarde im Stadthause an, in Gegenwart des gegen ihn rebellirenden Volkes.

Ludwig der Sechszehnte entkleidete sich selbst des düstern Glorienscheins der alten Feudalherrlichkeit; er wollte nicht, wie seine Vorgänger, daß mit ihm als König Götzendienst getrieben würde, sondern umgekehrt war es sein eifrigstes Bestreben, Frankreich nach Außen geachtet und das französische Volk glücklich zu machen.

II.

Ludwig's des Sechszehnten Kindheit. — Seine Liebe zu Maria Antoinette. — Seine Beschäftigungen.

Der Dauphin von Frankreich, Sohn Ludwig's des Funfzehnten, hatte drei Söhne: den Herzog von Berry, der nach ihm Dauphin und endlich als Ludwig der Sechszehnte König wurde, den Grafen von Provence, als König Ludwig der Achtzehnte, und endlich den Grafen von Artois, als König Karl der Zehnte, deren sorgfältige Erziehung er sich sehr angelegen sein ließ.

Der letztere, Karl, zeigte schon als Kind einen entschiedenen Charakter. Er war aufgeräumt, lebendig, leichtsinnig, selbstständig und stets nach Vergnügungen begierig. Nicht so scharf ausgeprägt war der Charakter seines Bruders, des Grafen von Provence; der Herzog von Berry aber unterschied sich von seinen Brüdern durch tiefen Ernst, durch

Zurückhaltung und Stille, ja wenn man will, durch eine gewisse Herbe und Strenge; er besaß keine Neigung zu geräuschvollen Belustigungen; war ungemein wahrheitsliebend, beschäftigte sich gern, übte die Zeichenkunst, war namentlich im Entwerfen geographischer Karten geschickt und verstand zu schmieden und zu feilen.

Der Dauphin bevorzugte keines seiner Kinder; Madame Adelaide aber, welche den ältesten Knaben vorzugsweise liebte, hätte ihn gern ein wenig aufgeweckter gehabt; sie sagte einst scherzend zu ihm, um sein furchtsames Gemüth zu ermuntern: „Sprich Alles aus, was dir einfällt, mein lieber Berry, — lache, schreie, lärme, wie dein Bruder Artois, — schlage mir mein Porzelain in Stücken, nur thue irgend etwas, daß man einmal von dir spricht!" — Aber der junge Berry blieb still und ruhig, er vermochte nicht aus seinem Charakter herauszugehen.

Der Dauphin hatte ihm den Herzog von Vaugüyon zum Gouverneur und Coctlosquet, früher Bischof in Limoges, zum Lehrer gegeben. Dieser letztere war zwar ein frommer, redlicher Mann, aber äußerst schwach von Charakter. Der Herzog von Vaugüyon, übrigens auch rechtschaffen, aber weniger fromm und mild als der Prälat, besaß große Welterfahrung, kannte die inneren Zustände des Hofes zur Genüge und war aufgeklärt und kenntnißreich genug, um die drei Prinzen zu Staatsmännern aus-

zubilden. Er that Alles, um sie für ihren hohen Beruf geschickt zu machen, und es war nicht seine Schuld, daß keiner der drei Brüder ein großer Charakter wurde. Der Herzog von Vaugüyon war den Jesuiten, dem Erz-Bischofe von Paris, der Frau von Marsan und allen Frommen des Hofes ergeben. Er war es auch, der dem Könige den gerechten Unwillen gegen den Herzog von Choiseul einflößte.

Die Prinzipien, nach denen diese prinzliche Erziehung geleitet wurde, stritten im Allgemeinen gegen den Geist, welcher damals am französischen Hofe herrschte. Ludwig der Funfzehnte schien dieselben auch keineswegs zu billigen und zeigte den Lehrern seiner Enkel wenig Zuneigung. Als der Herzog von Vaugüyon um die Präsidenten-Stelle im Finanz-Conseil anhielt, antwortete ihm der König: „Sie sind gut genug für die Dienste bezahlt worden, die Sie mir geleistet haben."

Als der Herzog von Berry Dauphin geworden war, versuchte es Madame Adelaide, für den jungen Prinzen den Eintritt in den Conseil zu erlangen, aber Ludwig der Funfzehnte widersetzte sich diesem Plane, obschon er oft sagte: „Es müßte interessant sein zu wissen, wie Berry diese Frage lösen würde", — er nannte ihn beständig mit diesem älteren Namen. Als der Prinz ihn einmal über eine Staatsangelegenheit befragte, legte ihm der König ganz lakonisch Stillschweigen auf.

Schamhaftigkeit, Wohlthätigkeit und Bescheidenheit waren die drei Gefühle, welche der Herzog von Berry zuerst offenbarte, als er Dauphin von Frankreich geworden war. Er wies die Schmeichler zurück, hörte geduldig alle Klagen der Unglücklichen an, wollte von allem Guten, was er hörte oder sah, die genauesten Details wissen, und fand großes Vergnügen daran, mit den Personen sich zu unterhalten, welche auf den Schlössern oder in den königlichen Gärten arbeiteten, ja er legte wohl mitunter selbst einmal Hand an, um den Arbeitern zu helfen, schwere Bäume oder Steine aufzuheben. Durch fleißige Uebung im Schmieden und Feilen wurde er ein ganz tüchtiger und geschickter Schlosser; Marie Antoinette nannte ihn einst scherzhaft ihren Vulkan. Warum rechnete man diesem unglücklichen Monarchen eine so harmlose Beschäftigung als Fehler und Schuld an? Hatte nicht Ludwig der Funfzehnte in seinen petits appartemens ungetadelt gekocht, gebraten und auch gedrechselt?

Bei Ludwig's des Funfzehnten Tode war Frankreich so erschöpft, daß das Volk Ludwig den Sechszehnten, seinen Nachfolger „Louis le Desiré, den Ersehnten" nannte; der alte Hof dagegen gab ihm den Beinamen „Louis le Bienfaisant, der Wohlthätige." Diese Benennung wurde allgemein gebräuchlich und ging ebensowohl in die offizielle Sprache, wie in die Privat-Conversation über.

Man erinnerte sich zwar, daß der junge König einst als Prinz geäußert hatte, man möge ihn „Louis le Sevère, der Strenge" nennen, aber diese Benennung war weder seinem eigenen, noch dem französischen Nationalcharakter angemessen, der wohl leichtsinnig, aber weder hart noch strengsittlich ist.

Ludwig der Sechszehnte war mißtrauisch und strenge gegen die Hofleute; denn er liebte sie ihrer losen Sitten halber nicht. Er selbst hatte keinen Gefallen an geräuschvollen Vergnügungen, an Bällen, Schauspielen u. dgl., noch viel weniger aber an sinnlichen Ausschweifungen. Er fand auch kein Behagen an der königlichen Pracht und dem Glanze seines Ranges, obgleich er streng auf die seinem alten Hause und seiner Familie gebührende Ehre hielt, ja er war ängstlich darauf bedacht, Nichts zu unternehmen, was dieselbe beflecken könnte. In der Politik folgte er den Ansichten seines Vaters in Beziehung auf die Verhältnisse des bourbonischen Hauses zu dem östreichischen und sein ganzes Leben war ein fortgesetzter Kampf gegen die Pläne und Absichten seiner östreichischen Gemahlin, in welchem er von dem Grafen von Vergennes treulich unterstützt wurde.

Die geheimen Agenten Ludwig's des Sechszehnten am Hofe von Wien schilderten Maria Antoinette als eine Prinzessin, die ihren östreichischen Charakter auch an dem Hofe von Versailles bewahren werde. Trotz dieser Grundverschiedenheit in

den Charakteren, lebte später Ludwig mit seiner Gemahlin in Einigkeit und Frieden und war ihr stets ein guter, treuer und liebevoll zugethaner Mann; als König aber war er wachsam und aufmerksam auf die Pläne des Hauses Oestreich und jederzeit bereit, ihnen entgegen zu treten.

Ludwig der Sechszehnte war erst neunzehn Jahre und acht Monate alt, aber bereits vier Jahre vermählt, als er den Thron bestieg. Sein ernster Charakter bewahrte ihn vor den verderblichen Spielen der Galanterie und vor dem Umgange mit verführerischen Weibern. Die Franzosen trauten ihm zwar in diesem Punkte nicht, sie meinten: „Er ist eben auch ein Bourbon, in deren Blute einmal die Sucht nach Liebesgenüssen steckt; es wird sich dies zeigen, wenn er nur erst vierzig Jahre alt und seiner Königin überdrüssig sein wird" — die Franzosen urtheilten jedoch falsch: es hat nie etwas von einer Liaison Ludwig's des Sechszehnten verlautet.

Die einzige Leidenschaft, die Ludwig der Sechszehnte hatte, war die Liebhaberei für die Jagd. Diese beschäftigte ihn so, daß, wenn man nach dem zehnten August die Treppe zu seinem Zimmer in Versailles hinaufstieg, man große Gemälde erblickte, welche die Jagden darstellten, die er theils als Dauphin, theils als König mitgemacht hatte. Man sah dort auch Inschriften auf hölzernen Tafeln, die auf das Genaueste die Zahl und Charaktereigen-

schaft des Wildes angaben, das er bei jeder Jagdpartie getödtet hatte, mit Angabe der verschiedenen Reviere, Tage, Monate und Jahreszeiten.

Die inneren Gemächer seiner Wohnung hatte er folgendermaßen eingetheilt. Ein Salon, der reich mit Vergoldungen geschmückt war, enthielt eine große und werthvolle Sammlung von Kupferstichen, die ihm während seiner Regierung dedicirt waren, ebenso die Grundrisse und Zeichnungen der Kanäle und Straßen, die er graben und bauen ließ, sowie Entwürfe zu dem Leuchtthurm und den Hafenarbeiten in Cherbourg."

Ein zweiter Saal, der mit dem ersten verbunden war, enthielt Karten, Sphären, Globen u. dgl. geographische, mathematische und physikalische Instrumente. Man sah dort Karten, zu denen er die Entwürfe geliefert und andere, die er eigenhändig vollendet hatte. In der Kunst des Tuschens war er Meister und wahrhaft bewundernswerth war sein Gedächtniß für alles diesen Lehrzweig Betreffende.

Ueber diesen Zimmern befand sich seine Tischler- und Drechslerwerkstätte, die mit allen erdenklichen Werkzeugen und Instrumenten versehen war; er hatte dieselbe von Ludwig dem Funfzehnten geerbt und war mit Düret eifrig darauf bedacht, sie stets sauber und nett zu erhalten.

Ferner befand sich dort auch seine Privatbibliothek, aus alle den Büchern bestehend, die während

seiner Regierung erschienen; die große Schloßbibliothek dagegen war zusammengesetzt aus den Manuscripten Anna's von der Bretagne, den Bibliotheken Franz des Ersten, des letzten Valois, Ludwig's des Vierzehnten, Ludwig's des Funfzehnten und seines verstorbenen Vaters, des Dauphin. In seiner Privat-Büchersammlung fand man alle Ausgaben Didot's auf Velinpapier, von welchem Werke jeder Band noch besonders in einem Futteral von Saffian verwahrt wurde. Ludwig der Sechszehnte rechnete es sich zur Ehre, daß unter ihm die Buchdruckerkunst durch die Gebrüder Didot zu so hoher Vervollkommnung gebracht worden war. Er besaß eine Menge ausgezeichneter typographischer Arbeiten, unter anderem die vollständigen Parlamentsdebatten seiner Zeit — und eine große Anzahl Volumen in Folio, kostbar theils durch ihre prachtvolle Ausstattung, theils durch ihre Seltenheit. In dieser Bibliothek befanden sich auch die Manuscripte aller Pläne, die in Bezug auf eine Landung in England gemacht worden waren, besonders der Entwurf des Grafen de Broglie und andere ähnliche.

Ein Schrank in diesem Kabinette enthielt Kartons mit Papieren, welche das östreichische Haus betrafen; der König hatte sie eigenhändig überschrieben: „Geheime Papiere, meine Familie und das östreichische Haus betreffend." Aehnliche Papiere in Betreff der Häuser Stuart und Hannover fanden sich gleichfalls gesammelt und geordnet vor.

In einem anderen Schranke wurden alle auf Rußland bezügliche Acten aufbewahrt. Man fand dort satyrische Werke gegen Katharina die Zweite und Paul den Ersten. Ludwig der Sechszehnte hatte sie selbst gesammelt und mit dem Sekretsiegel seines Ringes versiegelt, ebenso die Arbeit Rülhieres, damit nicht durch seine Schuld das leichtfertige Betragen dieser großen Fürstin der Böswilligkeit Preis gegeben werde.

Ueber dieser Privatbibliothek des Königs lag seine Schmiede- und Schlosserwerkstatt; sie war nicht nur mit einer Feuerstätte und zwei Ambosen versehen, sondern enthielt auch tausenderlei eiserne Werkzeuge, einfache und künstliche Schlösser, von denen manches mit Einlagen von vergoldetem Kupfer geschmückt war. „Der König war ein guter, geduldiger, wißbegieriger und ausdauernder Lehrling", — sagte Gamin, welcher den König in dieser Hantierung unterrichtete — „er hegte eine wahre Leidenschaft für das Schlosserhandwerk und verbarg sich oft vor der Königin und dem Hofe, nur um mit mir in Ruhe schmieden und feilen zu können."

Ueber der Schmiede befand sich ein Altan mit einem Bleidache. Auf demselben hielt sich der König oft und gern auf, er pflegte dort in einem Fauteuil zu sitzen und mit einem Handfernrohr Alles zu beobachten, was sich in der Nähe von Paris und den es umgebenden Gärten zutrug. Hier war Dü-

ret viel um ihn, der ihm namentlich die Augengläser in Ordnung halten mußte, denn der König war kurzsichtig. Wie alle niederen Diener Ludwig's des Sechszehnten, sprach auch dieser Düret stets mit wahrer Rührung und unverstelltem Schmerz von seinem geliebten Herrn und dessen trübem Schicksal.

Der König war in seiner Jugend schwach und gebrechlich, und in Folge dessen zart und reizbar, mit 24 Jahren wurde seine Constitution aber fester, er wurde sogar stark, und man erzählte sich am Hofe mehrere Geschichten, die Zeugniß von seiner Körperkraft gaben. Diese, sagte man, habe er von seiner Mutter geerbt, die dem sächsischen Kurhause, das in dieser Beziehung damals in hohem Rufe stand, angehörte.

In Ludwig dem Sechszehnten schienen zwei Menschen zu leben, einer der wußte und einer der wollte. Seine Kenntnisse waren sehr umfangreich und mannichfaltig. Er kannte z. B. die Geschichte seiner eigenen Familie wie die der vornehmsten Häuser Frankreichs von Grunde aus. Er allein hatte jene Instructionen für die Reise de la Pérouse's um die Erde aufgesetzt, die man allgemein mehreren Mitgliedern der Akademie zuschrieb.

Von der Stärke seines Gedächtnisses giebt das Folgende einen Beweis. Man legte ihm eines Tages eine Rechnung vor, in welche der Minister einen Ausgabeposten aufgenommen hatte, der schon unter

einer anderen Rubrik in der Rechnung des vorigen Jahres ausgeworfen war. „Ach!" sagte der König, — „gebt mir doch einmal die Rechnungsablegung des vorigen Jahres; ich will Euch zeigen, daß sich dieser Posten schon in derselben angesetzt findet."

Hatte der König eine Sache für gut befunden und ihre Ausführung beschlossen, so war es schwer ihn davon abzubringen; ja wenn er merkte, daß man ihn davon abzulenken suchte, so bestand er erst recht darauf und konnte mitunter sogar hart und brutal werden. Ebenso brachte ihn der Anblick einer schreienden Ungerechtigkeit völlig außer sich, und er verlangte und bestand darauf, daß das Uebel auf der Stelle beseitigt würde.

War er, wie man sieht, in Kleinigkeiten stark und fest, so war er dies leider in größeren und wichtigeren Staatsangelegenheiten, bei denen sein eigenes, sowie das Wohl seines Landes und Volkes auf dem Spiele stand, nicht; Ludwig der Sechszehnte war auf dem Throne das, was im geselligen Leben jene schwachen Naturen sind, denen jede eigene Meinung fehlt. Er überließ sich blindlings seinem Minister, dessen Rathschläge er zwar oft genug mißbilligte, dem fest und bestimmt zu widersprechen er aber niemals den Muth hatte. Ein König ohne eigenen Willen ist aber stets ein Unglück für sein Land.

Ludwig's des Sechszehnten Vertrauensmann war zuerst der Herr von Maurepas, dann Graf von

Vergennes. Der Einfluß dieser beiden Minister wurde aber paralysirt durch die Gemahlin des Königs, welche damals bereits viele Gewalt über ihn erlangt hatte.

Ludwig der Sechszehnte war mit wahrhaft großen Tugenden ausgestattet und hatte eine reine Seele, als er König über ein Volk wurde, welches durch Ludwig's des Funfzehnten Beispiel sowie durch die sittliche Entwürdigung seines lasterhaften Hofes verderbt war; er stand daher in Opposition mit der ganzen damals in Frankreich herrschenden öffentlichen Moral. Schon seit langer Zeit ohne Eltern, ja ohne wahrhaft liebende Angehörige, die ihm mit Rath und That hätten zur Seite stehen können, gerieth er im Beginn seiner Regierung in die Umgebung eines Pezay, eines Oigny, eines Angivillers, eines Thiery und lernte die Menschen nur aus Büchern, aber nicht in der Schule des Lebens kennen, und so kam es, daß er, der die Wahrheit so liebte, daß er, um sie unverfälscht zu erfahren, an der äußern Mauer seines Schlosses einen Kasten anbringen ließ, in welchen Jeder ungehindert briefliche Mittheilungen einlegen konnte, dennoch betrogen wurde. Seine Minister selbst ließen den Kasten durch Vertraute mit Panphlets, Libellen und schmutzigen Beleidigungen anfüllen, bis sie es endlich glücklich dahin brachten, daß derselbe weggenommen wurde. Der Verlust war allerdings nicht groß, da außer jenen in böswilliger

Absicht eingelegten Papieren der Kasten in der Regel nichts weiter enthielt, als Klagen und Berichte, in deren Details der König unmöglich eingehen konnte, ja die er nicht einmal aufzufassen vermochte.

Der junge König zeigte sich, wie schon erwähnt wurde, kalt gegen das weibliche Geschlecht: Maria Antoinette war seine einzige Liebe. Aber trotz seiner Zuneigung hegte der König großes Mißtrauen gegen seine Gemahlin in Bezug auf Alles, was die äußere Politik Frankreichs betraf, und so lange der Graf von Vergennes am Leben und am Staatsruder war, wurde sie auch absichtlich fern von allen öffentlichen Angelegenheiten gehalten. Sie durfte zum Beispiel niemals das Kabinet betreten, in welchem der König die geheimen Papiere, welche die Interessen seines Hauses gegenüber denen des Hofes von Wien betrafen, aufbewahrte.

Nachdem Ludwig der Sechszehnte das Schloß Rambouillet von dem Herzog von Penthievre gekauft hatte, fand er ein Vergnügen darin, mancherlei Verbesserungen auf demselben zu treffen. Er selbst entwarf hierzu alle Berechnungen und Kostenanschläge und zeigte dabei überaschende ökonomische Kenntnisse. Derartige Arbeiten bewiesen auch seinen methodischen und analytischen Geist, indem er sie stets in einzelne Abschnitte, Kapitel und Sektionen zerlegte. Aus seinen Lieblingsschriftstellern, besonders aus den schöngeistigen Arbeiten Fenelon's und

Nikole's hatte er sich drei bis vierhundert kürzere und längere Phrasen und Episoden ausgeschrieben, sie nach ihrem geistigen Inhalte klassificirt und daraus eine andere Arbeit à la Montesquieu geschaffen, welche er „De la Monarchie temperée“ nannte. Wenn er hätte Alles ausführen können, was er im Fenelon als erhaben und wahrhaft schön fühlte und anerkannte, dann würde Ludwig der Sechszehnte ein vollkommener Monarch und unter ihm Frankreich der glücklichste Staat geworden sein.

Die Reden, welche der König bei feierlichen Gelegenheiten zu halten hatte, empfing er von seinen Ministern, aber er veränderte sie vielfältig, strich hier, fügte dort Etwas hinzu, oft theilte er sie auch erst seiner Gemahlin mit. Er war stets ängstlich bemüht, für das zu Sagende das rechte Wort zu finden, und es glückte ihm dies in der Regel. Viele seiner berühmten Antworten an die Parlamente schrieb Ludwig der Sechszehnte selbst und setzte sie in dem Falle mindestens dreimal auf, jeden Ausdruck genau und scharf erwägend. In seinen Privatbriefen war er viel weniger peinlich: diese waren immer ungekünstelt und aus dem Herzen geschrieben.

Einfachheit im Ausdruck war ein charakteristisches Merkmal des Styls Ludwig's des Sechszehnten bei Allem, was er schrieb; Herr von Necker's bilderreiche Schreibart gefiel ihm nicht, und Herrn von Maurepas' Sarkasmen verletzten ihn. Unter der Menge

von Plänen und Entwürfen, welche man nach des Königs Tode in einem Portefeuille fand, las man auf mehreren als Randglosse von seiner eigenen Hand: „das taugt nichts!", auf anderen hatte er scharfe und treffende Bemerkungen gemacht, welche auf die Zukunft deuteten; wieder bei anderen leuchtete aus diesen kurzen Kritiken deutlich hervor, daß er von dem Untergange der Monarchie sich überzeugt hielt, wenn diese oder jene Begebenheit einträfe; nichtsdestoweniger gab er am folgenden Tage im Conseil seiner Minister einer Verfügung, die er eben erst nach reiflicher Erwägung auf das Entschiedenste verworfen hatte, seine Zustimmung.

Es ist eine weniger allgemein bekannte Thatsache, daß er die Herren von Türgot, von Malesherbes, von Saint Germain, von Necker einmal, Herrn von Calonne und von Lomenie sogar zweimal verabschiedete, weil er glaubte, ihre Pläne müßten zum Umsturz der Monarchie führen. Mitten unter der grenzenlosen Verblendung seiner Minister sah der König ganz allein den drohenden Ruin und das endliche Geschick Frankreichs; aber das Wissen des Königs kam dem Lande nicht zu Gute, denn bedauerlicher Weise fehlte Ludwig dem Sechszehnten die Energie, sein besseres Wissen in die That umzusetzen.

Türgot, ein strenger und fester Charakter, hatte viele Noth, den König für seine Reformen geneigt

zu machen; er schrieb Ludwig dem Sechszehnten oft, und wagte sogar einmal die Hindeutung, daß der erste Grund von Karl's des Ersten und Karl's des Neunten traurigem Geschick in der Schwäche dieser Könige zu suchen sei, die sich als Herrscher von ihren Hofleuten regieren ließen. . . . . Ludwig hatte aus diesen Briefen Türgot's ein eigenes Convolut gemacht, es mit seinem kleinen königlichen Siegel verschlossen und eigenhändig mit der Aufschrift versehen: „Herrn Türgot's Briefe!"

Ludwig der Sechszehnte sprach und schrieb auch das Englische vollkommen geläufig und hatte die Vertheidigungsschrift König Richards des Dritten, dem man Verbrechen zugeschrieben, an denen er völlig unschuldig war, in's Französische übersetzt.

Der Graf von Artois, welcher viel und hoch spielte, hätte seinen königlichen Bruder gern auch zum Spiele verleitet; er sagte deshalb eines Tages zu ihm: „Wollen Sie tausend Doppel-Louisd'or gegen mich halten?" „Ich würde sehr gern mit Dir spielen," — antwortete der König, — „aber ich spiele nie höher, als um einen Louisd'or. Du bist also viel zu reich, als daß ich mit Dir spielen könnte." Und wie er selbst nicht hoch spielte, duldete er es auch in seiner Gegenwart und am Hofe nicht.

D'Angivillers hatte einmal während einer Reise des Königs zwei Zimmer desselben im Schlosse er-

neuern lassen; die Ausgaben für diese noch gar nicht nöthige Reparatur betrugen nicht weniger als dreißigtausend Franks. Als der König von dieser Verschwendung unterrichtet wurde, beklagte er sich bitter über d'Angivillers: „Für diese Summe — sagte er — hätte ich dreißig arme Familien glücklich machen können."

Die einfache Inschrift: „Resurrexit", die am Fuße von Heinrich's des Vierten Standbild angebracht war, um den Regierungsantritt Ludwig's des Sechszehnten auf ächt französische Weise zu verherrlichen, war diesem außerordentlich schmeichelhaft. — „Ein schönes Wort" — sagte er; — „wenn es wahr wäre, Tacitus selbst würde kein lakonischeres und schöneres Lob niederschreiben können."

Heinrich's des Vierten Andenken war dem Könige sehr theuer; er hatte ihn sich zum Vorbilde seiner Regierung genommen. Als daher im folgenden Jahre die Partei, welche das Volk während der eingetretenen Theuerung aufreizte, die Inschrift „Resurrexit" an der Statue Heinrich's auslöschte und sie auf diejenige Ludwig's des Funfzehnten setzte, schmerzte dies den König auf das Tiefste; er schloß sich in seine innersten Gemächer ein, weinte bittre Thränen und wurde fieberkrank; er wollte weder etwas genießen, noch konnte man ihn dazu bewegen, spazieren zu gehen. Man mag hieraus auf seine Qual und seinen Kummer schließen, als man ihn

beim Beginn der Revolution anklagte, das französische Volk nicht zu lieben.

Ludwig der Sechszehnte war in seiner Jugend wahrhaft religiös; er hatte diese tiefen Eindrücke sowohl von seinem Vater, als von seinen beiden Lehrern empfangen; erst Türgot flößte ihm einen tiefen Unwillen gegen die Priester und dann eine große Toleranz in religiöser Beziehung ein.

Aus den angeführten kleinen Zügen erhellt, daß Ludwig der Sechszehnte stets einen aufrichtigen und warmen Eifer für das Wohl und die Ehre der Nation bewies.

III.

Der Charakter Maria Antoinette's. — Die erste Veranlassung zu ihrem Mißgeschick in Frankreich. — Die Schwägerinnen der Königin und die Tanten des Königs.

Schon bei ihrer Ankunft in Frankreich mußte Maria Antoinette Widerwärtigkeiten erdulden, welche Frauen selten vergessen. Von ihrer Jugend an daran gewöhnt, Uebel ruhig und schweigend hinzunehmen, wurde ihr nach und nach die Verstellung zur andern Natur. Maria Theresia kannte den Hof von Versailles vollkommen; sie griff aber doch fehl, als sie durch ihren Ambassadeur, den Herrn von Mercy, verlangte, daß ihre Verwandte Mademoiselle de Lorraine und der Prinz von Lambes bei den Vermählungsfestlichkeiten ihrer Tochter und des Dauphins den ersten Rang nach den Prinzen von Geblüt und den Prinzessinnen des Bourbonischen Hauses einnehmen sollten.

Ludwig der Funfzehnte glaubte, theils um Marie Antoinette, die es dringend wünschte, theils um Maria Theresia, die es entschieden verlangte, zu gefallen, diese Etikettefrage zu einer Staats-Angelegenheit machen zu müssen. Er kannte die Eifersucht und den Neid der Großen seines Hofes, sobald es sich um Rang und Ceremoniell handelte und verlangte daher von ihnen, daß sie, ihm zu Gefallen, diesmal von ihren Vorrechten abstehen möchten. Er stellte das so bestimmt ausgedrückte Verlangen der Kaiserin Maria Theresia in den Vordergrund, schilderte seine Freude über das Geschenk, welches sie Frankreich mit ihrer Tochter gemacht hätte, kurz, er wendete jedes erdenkliche Mittel an, um die Einwilligung der Großen seines Hofes in das Verlangen Maria Theresia's zu gewinnen.

Aber das Ergebenheitsverhältniß dieser Großen Ludwig dem Funfzehnten gegenüber hatte sich verändert, — und der König berechnete die vielen Hindernisse, welche die Herzöge gegen diese unerwartete Forderung erheben würden, nicht richtig. Auch die Damen des Hofes, von denen Ludwig der Funfzehnte mehr Fügsamkeit und Ergebenheit erwartete, zeigten sich bei dieser Gelegenheit widerhaarig und leisteten selbst gegen das Verlangen des Königs, Mademoiselle de Lorraine unmittelbar hinter den Prinzessinnen von Geblüt tanzen zu lassen, den hartnäckigsten Widerstand. Sie erklärten, lieber den Ball

nicht besuchen zu wollen, als in einer anderen, als der ein für alle mal festgestellten offiziellen Ordnung tanzen zu müssen. Madame de Bouillon vor Allen zeichnete sich durch den Stolz ihrer Weigerung und die Schärfe ihrer Anmerkungen aus. Ludwig der Funfzehnte wurde dadurch so aufgebracht, daß er dieser Dame den Hof verbot. Inzwischen nahm Mademoiselle de Lorraine den klug ersonnenen Ausweg an, auf der Stelle zu tanzen, welche etikettemäßig der Herzogin von Duras, die durch Krankheit verhindert war, den Ball zu besuchen, zukam, und durch diese gutmüthige Nachgiebigkeit wurde dem langen Zwist ein Ende gemacht. Maria Antoinette fand sich natürlich durch den ganzen Vorgang sehr beleidigt und gedemüthigt; sie war als Erzherzogin in dem Glauben auferzogen, daß das kaiserlich östreichische Haus das erste in der Welt sei, und mußte nun erleben, daß simple französische Herzoginnen es wagten, ihrer Familie den Rang nach den königlichen Prinzen und Prinzessinnen Frankreichs zu bestreiten. Sie suchte sich Abschriften der Briefe zu verschaffen, die Ludwig der Funfzehnte in dieser Beziehung mit den Pairs gewechselt hatte, und verwahrte dieselben auf das Sorgfältigste in ihrer Chatulle, oftmals sich äußernd: „Ich werde es nie vergessen.“ — Madame de Noailles sagte ihr zwar mit aller Ehrfurcht, daß die Etikette des französischen Hofes streng und unumstößlich sei; von diesem Au-

genblick ab suchte aber Maria Antoinette diese Etikette auf alle Art lächerlich zu machen, und bestrebte sich, so weit das irgend anging, alle betitelten Damen von ihrem Hofe fern zu halten. Später erlaubte sie sich mehrmals beißende Witze über den französischen Hofadel, der sich durch Schmeicheleien und Intriguen über den echten alten Adel, der, wie sie sagte, in den Provinzen zu suchen sei, erhoben habe. Natürlich war diese Sprache nicht geeignet, ihr die Zuneigung und die Huldigung des Hofpersonals zu erwerben, vielmehr schreiben sich aus diesen Tagen alle Trakasserien und Intriguen, die gegen Maria Antoinette geschmiedet wurden.

Die vier ersten Jahre, welche Maria Antoinette in Frankreich verbrachte, waren die einzigen glücklichen ihres ganzen Lebens. Die junge Frau hatte eine engelgleiche Figur; ihr Teint war von blendender Weiße; ihre Wangen mit den zartesten Rosen geschmückt; ihre Züge waren regelmäßig, ihr Wuchs zugleich schlank und üppig, und ihre Augen, wennschon sie oft ruhlos umherirrten, waren von unbeschreiblicher Schönheit und schmachtendem Ausdruck. Ihr Mund mit der bekannten charakteristischen Form der Unterlippe kennzeichnete sie als ein Kind des östreichischen Hauses. In ihrem Benehmen war sie einschmeichelnd und lebendig und vereinigte Anmuth und Würde in allen ihren Bewegungen. Sie war von ihrer Mutter sehr wohl über Alles un-

terrichtet, was sie thun müsse, um sich beliebt' zu machen, aber sie folgte diesen Vorschriften nicht immer.

Die ganze Erziehung, welche Maria Antoinette von ihrer Mutter erhalten hatte, war von vorn herein darauf berechnet gewesen, daß sie eines Tages Königin von Frankreich werden und als solche glänzen sollte. Sie kannte, noch ehe sie den Hof von Wien verließ, die in Frankreich herrschenden Sitten, den Ton seiner verschiedenen gesellschaftlichen Kreise und das eiserne Ceremoniel; kaum war sie aber in Versailles angelangt, als sie eifrig daran arbeitete, sich von jedem beschwerlichen Zwange zu befreien. Sie machte — etwas bis dahin Unerhörtes von einem weiblichen Mitgliede des königlichen Hauses — lange Promenaden zu Fuße und nur in Begleitung einer oder zweier Hofdamen; sie lud ihre Schwäger und Schwägerinnen zu sich ein, um mit ihnen Diners und Soupers ohne alles Ceremoniel einzunehmen, und nahm eben so ungezwungen ihre daraus hervorgehenden Rückeinladungen an.

Von Herzen war Maria Antoinette gutmüthig, gefühlvoll, leicht zum Mitleid erregt und in ihren Wohlthaten stets das richtige Maß treffend. Bei einer von Ludwig dem Sechszehnten veranstalteten Jagd hatte einst ein flüchtiger Hirsch ein armes Bauerweib mit seinem Geweih verwundet; die Königin, die der Festlichkeit beiwohnte, hatte es kaum erfahren, als sie auch schon zur Hilfe herbeieilte,

die Verwundete in ihren eigenen Wagen aufnahm, sie nach Hause fuhr, mit freundlichen Aufmerksamkeiten überhäufte und mit einer lebenslänglichen Pension ausstattete.

Auch als Beschützerin der Industrie und Künste, namentlich der Musik, glänzte Maria Antoinette. Sie war ferner wissenschaftlich hoch gebildet, verstand lateinisch, deutsch und französisch und lernte sehr schnell französisch sprechen. Beleidigungen vergaß sie nie, wenn sie sich auch den Anschein gab, als gedenke sie derselben nicht mehr. So mußte es der Kardinal de Rohan lebenslang empfinden, daß er in einem Briefe, welcher durch einen Zufall lange Jahre nach seiner Absendung in die Hände der Königin gerieth und der aus der Zeit herrührte, als zuerst von einer Vermählung zwischen der Tochter Maria Theresia's und dem Sohne des Dauphins, dem Prinzen Ludwig, die Rede war, ein allerdings nichts weniger als schmeichelhaftes Portrait von ihr entworfen hatte.

So geartet, hatte die junge Gemahlin des Dauphins begreiflicherweise viel in Frankreich durchzukämpfen und war nicht immer siegreich: gleich nach ihrer Ankunft mußte sie ihrem Geschmack und ihren Gefühlen Zwang anthun. Die Kaiserin Maria Theresia hatte ihr den Herzog von Choiseul als denjenigen empfohlen, der vor allen Andern ihre Eheangelegenheit zum erwünschten Ziele gebracht habe; — schon wenige Monate nach ihrer Vermählung wurde Ma-

ria Antoinette Zeugin des Sturzes dieses sonst so mächtigen Ministers, veranlaßt durch die offenkundig und entschieden anti-östreichische Partei des Herzogs von Richelieu und der Gräfin Dubarry: der Herzog von Aiguillon, das Haupt dieser feindlichen Partei, derselbe Mann, der nur durch die Aufhebung des ihn verurtheilenden Gerichtshofes vom Schaffot gerettet worden war, wurde der Nachfolger des Herzogs von Choiseul und der Erbe aller seiner Aemter und Würden. Man hatte auch Ludwig den Funfzehnten bewogen, sie zu einem in Versailles abzuhaltenden lit-de-justice einzuladen, damit sie durch ihre Gegenwart den Triumph der Oestreich feindlichen Partei verherrlichen möge. Ihr Verdruß darüber war so groß, daß selbst ihre Verstellungsgabe ihn nicht völlig bewältigen konnte. Es war gewiß eine schwere Aufgabe für sie, schweigend und ohne zu klagen den Grund und Boden unter den Füßen der östreichischen Fraktion untergraben zu sehen. Sie mußte sich auf das sorgfältigste verstellen, denn sie wußte es, daß gerade seit ihrer Ankunft in Frankreich der Herzog von Choiseul in Ungnade gefallen war, weil man den alternden König durch die Vorstellung erschreckt hatte, daß Choiseul, der Vergifter des verstorbenen Dauphins, jetzt, um einer antiöstreichischen Regierung in Frankreich vorzubeugen, Verschwörungen gegen das Leben Ludwig's des Funfzehnten anzettle, um die Krone

auf das Haupt eines jungen, unerfahrenen Königs zu übertragen, unter welchem er, stark durch den mächtigen östreichischen Einfluß, ganz selbstständig zu regieren hoffen könne. Maria Antoinette aber sagte man, der König hätte den Herzog von Choiseul aufgeopfert, um seine Tage in den Armen der Frau von Dubarry ruhig zu beschließen.

Daß sie in eine solche Stellung gerathen werde, wußte übrigens Maria Antoinette, noch ehe sie Wien verließ. Gemäß der Instruktionen, die sie dort empfangen, sollte sie alle Mittel anwenden, um der gefürchteten Katastrophe zuvorzukommen; aber wenn sie auch den besten Willen hatte, so fehlten ihr doch die nöthigen Talente und der versteckte, intriguante Charakter, um allen Kabalen, die so wohl angelegt waren und besonders gut durchgeführt wurden, seit der Herzog von Richelieu, der in dergleichen Dingen sehr geübt war, sie leitete, entgegenzuarbeiten und sie zu vernichten. Sie hatte den Herzog von Choiseul vor ihrer Ankunft in Versailles gesehen und war von ihm über die Lage der Dinge am Hofe unterrichtet worden. Als sie daselbst ankam, äußerte sie, daß sie Madame Dubarry unbeschreiblich schön und interessant finde . . . . . „Welches ist denn das Amt der Madame Dubarry am Hofe?" fragte sie eines Tages die Herzogin Noailles, sich den Anschein gebend, als wisse sie dies in der That nicht. Madame de Noailles belehrte sie, daß Madame Dubarry nur

am Hofe sei, um dem König zu gefallen und ihn zu ermuntern. „Ach, wenn es so ist, dann mag sie sich hüten," — entgegnete Maria Antoinette, — „denn dann will ich mich bemühen, ihre Nebenbuhlerin zu werden." Diese naive Antwort ging bald an dem ganzen Hofe von Mund zu Munde; aber freilich hielt dieser scherzhafte Ton nicht lange vor. Denn einerseits fühlte der Hof von Wien nur zu sehr das ganze Gewicht des Schlages, der alle seine Pläne in Beziehung auf eine Allianz mit dem Kabinette von Versailles vernichtet hatte, und andererseits konnte Maria Antoinette, die Gemahlin des Dauphins, den Ton, der von der Maitresse des alten Königs am Hofe angeschlagen wurde, durchaus nicht ertragen. Alle Hoffeste schienen nur noch der Gräfin Dubarry zu Ehren gegeben zu werden, — Maria Antoinette konnte das um so weniger verzeihen, als sie durch die Umstände gezwungen wurde, ihr Mißfallen darüber zurückzuhalten. Die Maitresse in ein Kloster einsperren zu lassen war daher der erste Akt ihres Einflusses, und er wurde an demselben Tage vollzogen, an welchem ihr Gemahl zur Herrschaft gelangte.

Aufgeklärte Beobachter wollten in der beschwerlichen und unbehaglichen Stellung Maria Antoinetten's und in dem Verhältniß der beiden Fraktionen schon deutliche Anzeichen des zukünftigen Schicksals Frankreichs erblicken. Liebhaber von düstern Prophezeihungen und schwache, abergläubische Seelen

waren! derselben Meinung aus anderen Gründen. In demselben Augenblicke nämlich, als Maria Antoinette zum ersten Male in den Hof des Versailler Schlosses einfuhr, hatte ein Donnerschlag mit seltener Heftigkeit das ganze Gebäude erschüttert. „Ein unglückliches Omen," — rief der Marschall von Richelieu aus, „wenigstens nach meiner und Anderer Meinung!" und die Zeit lehrte es, daß er sich nicht betrogen hatte. Die Opposition und der Haß herrschten während der ganzen Regierungszeit Ludwig's des Sechszehnten an seinem eigenen Hofe, und die Furien der Revolution richteten sich später hauptsächlich gegen die unglückliche Maria Antoinette. Alles zeigt, daß der Streit und Kampf zwischen der französischen Fraktion d'Aiguillon's und der östreichischen Choiseul's eine Hauptquelle derselben war. Die sich schroff gegenüberstehenden Coterieen Maria Antoinette's und der königlichen Maitresse verkündeten auch für den kurzsichtigsten Beobachter keine ruhige Zukunft.

Madame Dubarry's blendende Schönheit, ihr Einfluß, ihr glänzender Hof, der den der Gemahlin des Dauphins gewaltig verdunkelte, vermehrte mit jedem Tage den geheimen Neid Maria Antoinette's, um so mehr, als sie nach dem Wunsche ihres Gemahls sich den Verhältnissen unterwerfen mußte. Jeder Courier brachte ihr neue Instruktionen ihrer Mutter, und besonders des Abbée de Vermont, dieses

Vaters der List und der Verstellung; es konnte nicht fehlen, daß der pünktlichen Befolgung dieser Lehren schließlich eine glänzende Vergeltung folgen mußte.

Der junge Dauphin sah sich mit nicht geringem Aerger von dem alten Könige zur Unthätigkeit verdammt. Er litt überdies unter dem ruinirenden, schändlichen Luxus, welchen Madame Dubarry am französischen Hofe entwickelte. Maria Antoinette, die es vergaß, daß die Franzosen schon seit den Tagen der Minderjährigkeit Ludwig's des Vierzehnten sich nicht mehr einer weiblichen Gewalt unterworfen hatten, und daß die Macht eines Weibes sowohl in dieser Zeit, als in der Maria's von Medicis und Katharina's der Nation verhaßt war und Revolutionen veranlaßt hatte, wollte durchaus eine herrschende Rolle spielen, und es möchte ihr vielleicht auch damit gelungen sein, wenn sie nicht gerade in diesem Vorhaben immer von ihren Tanten und Schwägerinnen hartnäckig gestört worden wäre. Dies Verhältniß verbitterte ihren Charakter gegen die Familie ihres Gemahls und wurde die erste Veranlassung zu allen ihren späteren Unglücksfällen. Mesdames, ihre Tanten, waren sehr unzufrieden darüber, daß sie, die seit dem Tode der Königin die Honneurs am Hofe gemacht hatten, jetzt durch Maria Antoinette dieser Prärogative beraubt wurden; von ihr nach Belleville oder Meudon verwiesen, spielten sie kaum noch eine andere Rolle, als die irgend einer

anderen alten betitelten Hofdame. Der Aerger ihrer Schwägerin war von einer andern Natur. Madame erinnerte sich stets mit Bitterkeit, daß der Herzog von Choiseul durch die Wahl einer Erzherzogin sie selbst von dem Thron von Frankreich entfernt hatte, welchen sie nur zu geneigt gewesen wäre, gemeinschaftlich mit dem jungen Dauphin zu besteigen. Man sagte am Hofe, daß, wenn Choiseul nur zwei Jahre früher verwiesen worden wäre, Madame unbedingt Königin von Frankreich geworden sein würde. Maria Antoinette hegte außerdem einen angebornen Unwillen gegen das Haus Savoyen, und solche Gefühle haben etwas Ansteckendes, so daß sie meist gegenseitig werden. Der Grund dazu lag übrigens nahe: das Haus Savoyen hatte durch den Friedensschluß des Jahres 1748 mehrere Festungen und einen Theil einer italienischen Provinz auf Kosten des Hofes von Wien erhalten.

Als Königin behandelte Maria Antoinette ihre Schwägerin mit dem ganzen olympischen Stolze einer Erzherzogin und Herrscherin. Diese dagegen blieb ihr Nichts schuldig, sie stellte sogar das Haus Savoyen über das Haus Lothringen. Maria Antoinette trat gänzlich aus der bisherigen Sphäre der Königinnen von Frankreich heraus: diese hatten sich noch immer durch stille und anspruchslose Frömmigkeit ausgezeichnet und sich nie in Staatsangelegenheiten gemischt; sie dagegen beschloß, sich in einen Kampf mit ihrer Schwägerin,

mit den Basen des Königs und auch mit Madame Louise einzulassen, welche letztere sich noch aus der Abgeschiedenheit ihrer Klosterzelle heraus weltlicher, als man es hätte erwarten sollen, für die Ehre ihrer Familie interessirte.

Die alten königlichen Tanten waren Französinnen vom alten Schlage, denen die neumodischen Sitten des jungen Hofes ein Gräuel waren. Je schöner, je liebenswürdiger und verführerischer, je flüchtiger und unsteter die junge Königin in ihren Neigungen und in ihrem Geschmacke war, je begieriger sie sich zeigte nach Herrschaft, desto mehr Neid und Aerger erregte sie bei den fünf Prinzessinnen, die, wenngleich sie sonst nicht gerade mit einander zu sympathisiren pflegten, sich doch darin vereinigten, das Privatleben der Königin durchzuhecheln. Was die eine von ihnen vermuthete, erzählte die zweite fragend, die dritte bestätigte es und die vierte machte die Anekdote unwiderleglich.

Die Königin rächte sich, indem sie den ersten Verdacht gegen die Sitten von Madame und der Gräfin von Artois ausstreute. Aber sie stieß überall auf Widerspruch, ja man ließ es sogar geflissentlich an der ihr schuldigen Achtung fehlen — dies Alles entfremdete Maria Antoinette Frankreich mehr und mehr, und gab ihrem Charakter eine Herbigkeit, ja Härte, die in natürlicher Wechselwirkung die Zahl ihrer Feinde täglich vermehrte. Sie schien

den Glauben zu hegen, daß sie sich als Königin Alles erlauben könne. Aber der Charakter der Franzosen ist von Natur gar nicht sanftmüthig und die Königin erfuhr dies bald zu ihrem Schaden. Es bildete sich unter den höheren Würdenträgern eine förmliche Ligue gegen sie, wodurch sie genöthigt wurde, sich selbst eine dagegen opponirende, geschlossene und intime Gesellschaft zu gründen; aber diese Gesellschaft, von einer jungen, Pracht und Vergnügungen liebenden Fürstin wenig besonnen und vorsichtig gewählt, gab bald dem Theile des Hofes, welcher von diesem vertraulichen Kreise ausgeschlossen war, mehr oder weniger gerechten, immer aber willkommenen Grund, die Sitten und Gewohnheiten der Königin mit scharfem Tadel zu verfolgen. So bildete sich die Kälte zwischen dem Hofe Maria Antoinette's und dem übrigen hohen Adel mit der Zeit zu einem wirklich feindlichen Gefühl aus; ja dieser Haß war so tief und stark, daß er 1789 mehrere Hofleute zu den hervorragendsten Revolutionsmännern machte.

Von den kleinlichen Anlässen dieser Kämpfe zwischen der Königin und ihren Verwandten zeugt folgende Anekdote. Maria Antoinette brachte bald nachdem sie Königin geworden war, die Mode auf, sich mit großen Federn zu schmücken. Als sie eines Tages mit ihren Damen durch die Gallerie ging, sah man einen dichten Wald von Federn, die hier und dort anderthalb Fuß Höhe hatten und frei über

den schönen gepuderten Köpfen schwebten. Die Tanten des Königs, die sich nicht entschließen konnten, eine so bizarre Mode nachzuahmen, oder auch wohl zu stolz waren, sich nach der Königin zu richten, nannten diese Federn einen Schmuck für Pferde; und man sah in der That an einem festlichen Tage die acht weißen Rosse Ludwig's des Sechszehnten auf den Köpfen mit solchen Federn geschmückt, wie sie zur Zeit Ludwig's des Vierzehnten auf den Wagen und Geschirren Mode gewesen waren. „Hatte ich nicht schon vor fünf Jahren Recht," — fragte Madame Adelaide, die nach Paris gekommen war, um der heiligen Genoveva ihren Dank für ihre glückliche Niederkunft darzubringen, — „daß Federn ein Schmuck für Pferde sind, und daß diese jetzt ganz so wie wir die Mode beobachten?"

Im Monat Januar 1775 trieb die Königin den Geschmack für Federn noch weiter. Sie erfand den wahrhaft ungeheuerlichen Kopfputz, der ganze englische Gärten und Parks vorstellte, Berge, Thürme, Pavillons und Wälder zeigte. Der König, der das Einfache, Edle liebte, mißbilligte diesen sonderbaren Kopfputz und gab anfangs des Jahres 1776 der Königin die Hälfte der Diamanten, die er schon als Dauphin besessen hatte, sie bittend, sich mit diesen zu schmücken, da sie für eine Königin ein jedenfalls würdigerer Schmuck wären, als die häßlichen, gekünstelten Spielereien. Aber auch dadurch wurde

Maria Antoinette's Vorliebe für Federn nicht geändert, von denen übrigens eine einzige fünfzig Louisd'or kostete — ja selbst die Versicherung Ludwig's, daß ihre Anmuth solcher Mittel nicht bedürfe, bewirkte dies nicht.

Maria Theresia, welcher die Königin einst ein Portrait von sich gesandt, auf dem sie mit schönen und großen Federn dargestellt war, sandte dies mit folgenden Worten zurück: „Mit Freuden würde ich ein Bild der Königin von Frankreich angenommen haben, aber es steht mir nicht an, das einer Komödiantin zu empfangen.“ Aber auch diese harte Zurechtweisung ihrer Mutter vermochte Maria Antoinette's Neigung für lächerliche Kopftrachten nicht zu ändern.

IV.

Die Brüder Ludwig's des Sechszehnten, die Grafen von Provence und Artois. — Die Verschiedenheit ihrer Charaktere.

Ludwig der Sechszehnte war volksthümlich, einfach, streng in seinen Grundsätzen und Sitten, seiner Gemahlin treu und mit warmer Zuneigung ergeben.

Der Graf von Provence, Monsieur, wie er dem Herkommen gemäß schlechtweg genannt wurde, hatte seit seines Bruders Regierungsantritt in Allem die vorsichtige Zurückhaltung bewiesen, die ihm seine Stellung als muthmaßlicher Thronerbe auferlegte; denn Ludwig der Sechszehnte war bereits mehrere Jahre verheirathet, ohne Kinder erhalten zu haben. Monsieur lebte daher höchst eingezogen, hauptsächlich mit Literatur und Abfassung geschichtlicher Aufsätze über das, was sich um ihn herum und in seiner

Gegenwart am Hofe zutrug, beschäftigt. Dieser Prinz war der einzige bekannte Geschichtsschreiber am Hofe Ludwig's des Sechszehnten für die Ereignisse des innern Lebens seiner Kreise. Er besaß Geist und vielseitige Kenntnisse. Verschiedene Journale, besonders die in Paris erscheinenden, erhielten unter dem dichtesten Schleier des Geheimnisses oder anonym Zuschriften von ihm, um das Publikum vorsichtig in Betreff historischer und literarischer Gegenstände auszuforschen. — Er führte damals einen exemplarischen Lebenswandel und war seiner Gattin auf das zärtlichste ergeben; erst aus späterer Zeit datirt seine Liaison mit der Gräfin von Balby.

Monsieur's politische Grundsätze verdienen eine ganz besondere Aufmerksamkeit. Die von ihm verfaßten und später herausgegebenen Schriften zur Vertheidigung der von dem Herrn von Maupeou eingerichteten Parlamente lassen ihn als einen Freund der Gewalt erkennen, die sich auf Bayonette stützt, also als einen ächten Abkömmling des bourbonischen Hauses, das seit Jahrhunderten schon darin seine Stärke und Stütze sah. Er kannte aber auch sehr wohl die Kraft und Ausdehnung der Opposition, welche in Frankreich sich gegen eine solche Macht gerichtet hatte, und unterschätzte dieselbe keineswegs, sondern sah vielmehr die Gefahren voraus, welche die Monarchie bedrohten, wenn die alten aufgehobenen, gedemüthigten, aber gerade darum

um so rachsüchtigeren Parlamente wieder hergestellt würden. Die Jahre 1788 und 1789 erfüllten seine Prophezeihungen. Uebrigens war Monsieur gar nicht charakterfest; er gehörte also nicht zu jenen ausgezeichneten Staatsmännern, welche von der Natur berufen zu sein scheinen, die Gewalt zu schaffen oder sie neu wieder herzustellen, wenn sie einmal durch irgendwelche Verhältnisse in ihrem Ansehen gesunken ist.

Zu Anfang der Regierung seines Bruders hatte Monsieur sich als entschiedener Anhänger des despotischen Systems gezeigt; am Schlusse derselben gerirte er sich aber als Verfechter demokratischer, die Monarchie zerstörender Prinzipien.

Seit 1775 war er stets eifrig bemüht, erst Herrn von Türgot's und später des ersten Ministers Necker's Operationen entgegenzuarbeiten. Von ihm waren die besten und gründlichsten Arbeiten gegen die demokratischen Agitationen dieser beiden Minister ausgegangen: Cromot und Bourboulon beunruhigten unaufhörlich die ersten Unternehmungen Necker's. Wie groß mußte daher die allgemeine Ueberraschung sein, als man im December 1788 Monsieur sich mit diesem Minister und mit der Minorität in der zweiten Versammlung der Notabeln vereinigen sah, um Ludwig den Sechszehnten zu bewegen, die Abgeordneten des dritten Standes zu verdoppeln, und dadurch den Vorschlägen der demokratischen Partei ein

größeres Gewicht zu verleihen. Monsieur legte sodann selbst den bürgerlichen Eid ab und setzte sich auf dieselbe Seite mit Bailly, aber noch tiefer als dieser, und erniedrigte durch dieses burleske Schauspiel persönlich die Begriffe, welche sich bisher alle Nationen Europas von der Würde königlicher Majestät im Allgemeinen und des bourbonischen Hauses im Besonderen zu machen gewohnt gewesen waren.

Zum dritten Mal metamorphosirte sich der politische Charakter Monsieurs, als er, sich in den Niederlanden aufhaltend, diese sonderbare constitutionelle Monarchie des Jahres 1791 ihrem Schicksale überließ.

Man sieht also, Monsieur fehlten durchaus die Qualitäten, die einen politischen Parteichef machen: ihm fehlte nicht nur die Klarheit der Ideen, sondern auch und vor Allem die Festigkeit in den Prinzipien. Es war daher ganz gerecht, daß alle Parteien, welche damals in Frankreich herrschten, sich weigerten, das Schicksal der Nation einem solchen Prinzen anzuvertrauen; denn die Nation hatte damals einen so großen Charakter herauszukehren begonnen gegenüber den sich gegen sie waffnenden Potentaten und war zu der Erkenntniß gekommen, daß dem Zustande der Erniedrigung, in welchem Frankreich seit dem Jahre 1756 von Oestreich, seit 1768 von England und seit 1792 von den coalisirten Mächten gehalten wurde, ein rasches und gewaltsames Ende gemacht

werden müsse. — Das Haus Bourbon fiel von dem Augenblicke ab, in welchem es das stolze Frankreich zum Erröthen über die von ihm eingegangenen Allianzen und abgeschlossenen Traktate brachte.

Monsieur hatte von dem Dauphin, seinem Vater, das diplomatische System seiner Familie geerbt. Er befand sich daher ununterbrochen in Opposition gegen seine Schwägerin Maria Antoinette, ja er betrachtete sie als die alleinige Quelle aller über Frankreich hereinbrechenden Unglücksfälle. Während der Jahre seines Mißgeschickes verlangte er in edlem Stolze weder von den regierenden Zweigen seines eigenen Hauses, noch von Oestreich oder von England ein Asyl. Letzterem war er stets feindlich gesinnt und bekämpfte unermüdlich die von dort aus nach Frankreich gebrachten, seiner Ueberzeugung nach schädlichen Meinungen. Er hielt England für eine hinterlistige, eifersüchtige, heimtückische Macht, die Frankreich dieselben Unglücksfälle zu bereiten suche, welche die Römer über die Republik Carthago brachten. In seiner Kritik über Türgot's Wirken beschuldigt er diese Macht geradezu, die verderblichen, damals in Frankreich herrschenden Grundsätze dahin verpflanzt zu haben. Während der Zeit seines Exils hielt er sich in einem bis dahin in Europa nur wenig beachteten Staate auf, um später, als das Schicksal fortfuhr ihn zu verfolgen, von dort noch weiter hinwegzufliehen, — aber stets zu einer Macht

zweiten Ranges. — Das Andenken dieses, durch seine persönlich unverdienten Unglücksfälle so berühmten Fürsten zu verunglimpfen, würde eine grausame Ungerechtigkeit sein.

Im Jahre 1780 präsumtiver Erbe des damals vornehmsten Thrones von Europa, befand er sich im Jahre Neun der Republik in einer so bedauernswerthen Lage, daß seine fernere Existenz zu einem Gnadengeschenk wurde, das er sich bei jedem neuen durch seine Landsleute und Unterthanen erfochtenen Siege neu erbitten und bewilligen lassen mußte, und das jeder neue mit der französischen Republik abgeschlossene Vertrag wieder in Frage stellte.

Die satyrischen Pamphlete, die am 1. April 1776 gegen Türgot erschienen und die in Kupfer gestochenen Karrikaturen gegen Herrn von Calonne waren Erzeugnisse der schöpferischen Einbildungskraft Monsieurs; sie beweisen, daß dieser Prinz mit einem starken Pfunde Witz begabt war: ganz besonders war er gegen Calonne's Verschwendung und seine aufregenden demokratischen Ideen aufgebracht. Dieses Pamphlet vom ersten April bietet übrigens noch heutigen Tages das vollständigste und wahrste Gemälde dar, welches man über den Hof und das Ministerium vom Jahre 1776 besitzt. Man findet darin eine Gallerie kostbarer Portraits der vornehmsten Mitwirkenden in dem großen Drama, welches in jener Zeit begann. Der König ist völlig treu ge-

malt, die Sitten des Hofes, der Verfall der Macht und die Fortschritte der demokratischen Tendenzen sind in dem Schriftchen mit Meisterhand und in lakonischer Kürze gezeichnet.

Der Ehrgeiz Monsieurs war lediglich eine Folge der Begebenheiten. Er besaß nur geringes administratives Talent und intriguirte nicht wie die Königin, um seine Favoriten zu erhöhen und sich eine Partei im Staate zu bilden. Er wirkte nicht bei der Wahl der Minister mit; in Stille und Zurückgezogenheit seufzte er über die Unglücksfälle, die den Staat betroffen und man rechnete ihm auch nie ein Mitwirken an den Begebenheiten zu, die man der Königin und dem Grafen von Artois vorwarf. In seinen eigenen Finanzen beobachtete er die strengste Ordnung und war eher zu sparsam als freigebig.

Monsieur schien täglich den Nationen, welche von Fürsten seines Hauses regiert wurden, weniger interessant zu werden; in Frankreich war er vergessen, oder von den verschiedenen Parteien verfolgt, je nach dem höheren oder geringeren Grade von Leidenschaft, den sie entwickelten. Diese von ihm eingenommene Stellung war ein Vorbote seines Schicksals, wenn einst liberale Ideen in Frankreich nicht mehr existiren würden; und schon während der Republik, 1801, fand er Freunde, welche der Meinung waren, daß es in Frankreichs In-

tereſſe und Würde läge, mindeſtens dem älteren Zweige der Bourbonen eine von den Wohlthaten Oeſtreichs oder Englands unabhängige Stellung zu bereiten. —

Der Graf von Artois, der zweite Bruder des Königs, nachmals König Karl der Zehnte, war von der Natur mit einem Charakter ausgeſtattet, der dem Monſieurs ganz entgegengeſetzt war. Er liebte geräuſchvolle Vergnügungen, war leidenſchaftlich und hatte eine ſtürmiſche Jugend durchlebt. Schon aus ſeinem Kindesalter erzählte man Anekdoten und zwar zuweilen ſo ſkandalöſe von ihm, daß ihn ſchon früh die Verachtung und der bittere Tadel des beſſeren Publikums traf. Alles, was noch Ergebenheit und aufrichtige Zuneigung für das bourboniſche Haus hegte, wurde darüber von lebhaftem Aerger und Unruhe ergriffen, weil nichts im Stande war, den jungen Prinzen von ſeinen Verirrungen zurückzubringen.

Der Charakter des Grafen von Artois war lebendig, leicht bewegt, ſatyriſch, keck und im höchſten Grade unbedachtſam. Seine Abenteuer waren weder für ihn ehrenhaft, noch konnte man ſie mit der immerhin grazieuſen Galanterie aus den, wenn auch nicht moraliſcheren, doch ſchöneren Epochen der Monarchie vergleichen. Er ſchien Alles zu ſein, was der König nicht war: in eben dem Maaße, in welchem der junge Monarch ſich enthaltſam, tugendhaft,

bescheiden und zurückhaltend benahm, ließ der Graf von Artois seinen frivolen Leidenschaften freien Lauf.

Dem Könige und Monsieur gegenüber fühlte man sich zu dem Glauben versucht, diese beiden Prinzen müßten kluge und bestimmte politische Ansichten und darauf begründete feste Pläne haben; der Charakter des Grafen von Artois berechtigte dagegen zu der Annahme, daß er nur eine unbestimmte und unbeständige Politik verfolgen werde. Und doch war dieß gerade umgekehrt: die beiden Aeltesten, welche in den Augen Aller die größte Weisheit besaßen und in ihrem Betragen wirkliche Moralität bewiesen, bekannten sich zu einer beständig wechselnden Politik und gehörten ihr auch thatsächlich an, während der Jüngste, durch und durch unmoralisch und leichtsinnig, in den letzten Jahren der alten französischen Monarchie eine unbeugsame Kraft für die Aufrechterhaltung der unumschränkten Militairgewalt offenbarte und eine Festigkeit in den Prinzipien, die bei ihm überraschte.

Im Jahre 1774 stimmte der Graf von Artois mit dem Könige für die Rückkehr der verwiesenen und verfolgten Parlaments-Mitglieder; Monsieur opponirte dagegen.

Aber im Jahre 1788 verweigerte er, wie dies Ludwig der Sechszehnte und Monsieur auch thaten, seine Zustimmung zu einer ausgedehnteren Frei-

heit zu geben. Er entging somit der Unannehmlichkeit, in die der König und Monsieur kamen, mit Herrn von Necker capituliren und unterhandeln zu müssen, und sich de Loménie, den Parlamenten und der constituirenden Versammlung nachgiebig zu zeigen.

Man kann mit wenigen Strichen die Portraits des Königs, Monsieurs und des Grafen von Artois zeichnen. Der jüngste der Brüder hatte in seiner äußeren Politik die Festigkeit, welche der König und Monsieur in ihrer Moralität bewiesen; und in seinem Betragen zeigte Artois den Leichtsinn und die Wandelbarkeit, welche man den politischen Meinungen seiner Brüder vorwerfen mußte. Graf von Artois betrat 1775 bei der Rückkehr der Parlamente als Liberaler die Bühne der Welt, 1789 verließ er Frankreich mit Ausdrücken des Depotismus. Umgekehrt war Monsieur 1775 despotisch gesinnt und leistete 1791 den bürgerlichen Eid.

Man kann sich hieraus ein Urtheil über die Größe der Gefahren bilden, welche der alte Ludwig der Funfzehnte diesen drei unerfahrenen Prinzen hinterließ. Wo sollte während der funfzehn Jahre von Ludwig's des Sechszehnten Regierung eine Stütze für die mehr und mehr schwindende königliche Macht gefunden werden, wenn diejenigen, welche die geborenen Säulen des Thrones waren, die beiden Brüder des Königs, selbst sie auf zweierlei Art

untergruben? Der Eine begann seine öffentliche Laufbahn mit der versuchten Vernichtung aller Freiheit und schloß sie mit der Einführung der Demokratie; — der Andere begann sie mit dem Schutze der Freiheit und endete sie in den Julitagen des Jahres 1830, welche den Militairdepotismus vernichteten; der älteste dieser drei Brüder, der König selbst, unentschlossen und schwankend, pflückte eigenhändig ein Blatt nach dem andern aus seiner Krone auf Anrathen von Männern wie Maurepas, Malesherbes, Türgot, Saint-Germain, Necker und Calonne. — Das ist die kurze, aber lehrreiche Geschichte von dem außerordentlichen und gänzlichen Ruin der öffentlichen Macht, die sich in der Person Ludwig's des Sechszehnten concentrirte.

Die Königin, ein blindes Werkzeug für die Interessen des Hofes von Wien, spielte dieselbe Rolle. Schon 1774 der Freiheit zugethan, trug sie nicht wenig dazu bei, daß sich die sociale Auflösung in Frankreich beschleunigte. Feindin der gegenwärtigen, aber Freundin der alten Parlamente, endete ihre Macht in Frankreich, als sie sich im Jahre 1789 zum Despotismus bekannte.

Dies war die Stellung Ludwig's des Sechszehnten und der Seinigen von dem Beginn seiner Regierung ab bis zur Zeit der Eröffnung der General-Staaten. Den Grundsätzen seiner Gemahlin und des Grafen von Artois folgend, um eine

gesetzgebende Gewalt, die sich stets zur Ueberhebung geneigt gezeigt hatte, wieder herzustellen, legte er selbst den Grund zu einer späteren Revolution. Im Jahre 1788 aber Monsieurs System folgend, gab er dieser Revolution im folgenden Jahre einen Charakter, welcher am 14. Juli die erste Explosion veranlaßte.

V.

Der Herzog und die Herzogin von Orleans. — Anekdoten über das orleansche Haus. — Der Herzog von Chartres, später Herzog von Orleans und schließlich Philipp Egalité.

Ludwig Philipp, Herzog von Orleans, Enkel des Regenten und Vater des berüchtigten Revolutionairs dieses Namens, war im Jahre 1725 in Versailles geboren, und wurde im Jahre 1743 mit Louise Henriette von Conti vermählt, die 1758 starb. In den ersten Jahren waren die beiden Gatten sich so zärtlich zugethan, daß man überall von ihrer gegenseitigen Anhänglichkeit zu erzählen wußte.

Aber diese schöne Zeit ging schnell vorüber. Madame d'Orleans ergab sich bald einem Leben, das alle Begriffe von Ehrbarkeit verhöhnte und den Cynismus der alten römischen Kaiserinnen noch um Vieles überbot: man wußte Geschichten von ihr zu

erzählen, die, trotzdem sie historisch verbürgt sind, man im Interesse der öffentlichen Moral Bedenken tragen muß, in einem Geschichtswerke wie das vorliegende wiederzuerzählen.

Je tiefer seine Gemahlin sank, um so geläuterter und anständiger wurde der Herzog von Orleans in seinem Benehmen. Nachdem ihn der Tod endlich von seiner unwürdigen Gattin befreit hatte, ging er eine Verbindung mit Madame de Villenomble ein, welcher er die Besitzung gleiches Namens in der Nähe des Schlosses Rincy als Ausstattung gab. Madame de Brossard, die Herren von Saint-Albin und von Saint-Far waren die Früchte dieser Verbindung. Saint-Far ganz besonders trug alle Züge des Hauses Bourbon. Er hatte die ganze Haltung seines Vaters, liebte die Freiheit, war dem orleansschen Hause aufrichtig ergeben und man sagte von ihm und seinem Bruder ganz offen, daß sie die letzten männlichen Sprossen des Hauses Orleans gewesen seien. Beide Brüder setzten allen Stürmen der Revolution kühn und muthig einen edlen Trotz entgegen.

Der Herzog von Orleans, ihr Vater, war der letzte unter allen Prinzen des bourbonischen Hauses, welcher den anständigen Ton aus der Zeit Ludwig's des Vierzehnten in seinen Galanterieen beibehalten hatte. Später zog eine höchst ausgezeichnete Frau, die schöne Marquise de Montesson, geborene de la

Haye, seine Aufmerksamkeit auf sich. Man pries allgemein ihre schöne Figur, ihre melodische Stimme, ihren Geist, ihren strengen Anstand, die Anmuth in ihrer Conversation und in ihren Poesieen, von denen sie nur einige wenige Exemplare für die ihr näher stehenden Freunde drucken ließ.

Bald sprach man überall von der Liebe des Herzogs von Orleans zu der schönen Madame de Montesson, die für sie zwar nicht gefühllos, aber zu stolz war, sich ohne Rückhalt einer Empfindung zu überlassen, über die sie bei dem bekannten wankelmüthigen Charakter der Bourbonen möglicherweise eines Tages hätte erröthen müssen. Sie beobachtete daher dem Herzog gegenüber eine scheue Zurückhaltung, die jedoch nicht verhindern konnte, daß nicht zuweilen die Sprache der Leidenschaft durchklang, dann vorzüglich, wenn Frau von Montesson auf dem Klavier seine herrliche Stimme begleitete, die im Vortrage zarter und feuriger Lieder alle Gefühle seines Herzens ausdrückte.

Aber die Hoffnungen des Herzogs von Orleans wurden durch das Dazwischentreten eines Grafen von Quines gestört, der vermöge seiner Geburt leicht Zutritt zu den Concerten der Madame de Montesson sich zu verschaffen wußte und nun für diese eine Leidenschaft affectirte, die er in Wahrheit nicht fühlte; seine Absicht war vielmehr, dem liebenden Herzog von Orleans alle Qualen der Eifersucht zu berei-

ten. Er that daher Alles, um das Publikum glauben zu machen, daß, wenn er in seinen Bewerbungen bei der schönen Madame de Montesson noch nicht am Ziele sei, er dies doch sehr bald sein werde. Der Herzog, der dadurch zur Verzweiflung gebracht wurde, klagte sein Leid dem Herzoge von Choiseul, der damals auf dem Gipfel der Macht stand und mit den Hause Orleans intim liirt war. Choiseul, immer schnell entschlossen, erklärte dem Herzoge von Orleans, daß er ihm bald Ruhe verschaffen wolle. „Ich will Sie gänzlich von der Unruhe befreien, die Ihnen der Graf de Quines einflößt, obschon Sie, wenn sie nur ein wenig Selbstgefühl besäßen, von einem solchen Nebenbuhler Nichts fürchten sollten. Denn wenn ich auch zugebe, daß de Quines reich genug ist, so fehlt ihm doch auf der anderen Seite Alles, um der Frau von Montesson zu gefallen; außerdem soll er es aber unterlassen, mit einem der ersten Prinzen von Geblüt als Nebenbuhler zu concurriren. Ich werde ihn also als Ambassadeur nach London senden und zwar soll er schon morgen seine Reise dahin antreten.“

Aber bald durchkreuzte ein anderer Nebenbuhler die wiederbelebten Hoffnungen des Herzogs von Orleans aufs Neue. Diesmal war es sein eigener Sohn, der nachmals so übel berüchtigte Egalité, welcher Madame de Montesson zu gefallen suchte. Er hatte in jenen Tagen noch nicht das entschiedene

Gepräge eines Roués, welches ihn später kennzeichnete: er war jung, wohlgewachsen und liebenswürdig, wo er es sein wollte. Aber Madame de Montesson, ernsten Sinnes und, wie erwähnt, nicht unempfindlich gegen die Huldigungen des Vaters, verlachte die Neigung des Sohnes, der durchaus nicht aus dem rechten Holze geschnitten war, um ihr zu gefallen.

Es war weder dem Hofe noch dem Publikum überhaupt ein Geheimniß geblieben, welche Herzensqualen der Herzog von Orleans durch die strenge Tugend der Madame de Montesson auszustehen hatte. Die Liebe des Herzogs war gewiß eine wahre, edle und aufrichtige; er lag dem Könige und dem Herzog von Choiseul beständig an, ihm die Erlaubniß zu einer Verbindung mit Madame de Montesson zu ertheilen. Aber Ludwig der Funfzehnte hatte es sich zur Regel gemacht, nie ein natürliches Kind, weder eins seiner eigenen, noch eins der Prinzen von Geblüt zu legitimiren. Eben deshalb verweigerte er auch dem hohen Adel des Reichs, eheliche Verbindungen mit den Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt einzugehen. Die unaufhörlichen widerwärtigen Zänkereien zwischen den legitimen Prinzen und den von Ludwig dem Vierzehnten legitimirten, die gefährlichen Intriguen und Reibungen des großen Dauphins und der Frau von Maintenon waren die Beispiele, die der König anführte, um die abschlägigen

Bescheide auf das stets erneute Ansuchen des Herzogs von Orleans zu motiviren. Das königliche Blut des Hauses Bourbon wurde noch immer für göttlich angesehn, und dessen Vermischung mit viel geringerem mußte demnach als eine Art politisches Verbrechen betrachtet werden. Zwar stand das bourbonische Haus des Südens durch Heinrich den Vierten, den Bearner, schon in verwandtschaftlicher Beziehung zu mehreren Familien des untergeordneten Adels; aber der König erkannte nie offiziell diese Verwandtschaft an, und wenn ein Edelmann den Muth gehabt hätte, dieselbe geltend zu machen, so würde er bestimmt sogleich vom Hofe verwiesen worden sein.

Das Ministerium hielt es außerdem, wenn nicht für nothwendig, doch mindestens für nützlich, die Orleanssche Linie des Hauses in Abhängigkeit zu halten; und zu diesem Ziele gelangte es, so lange Ludwig der Funfzehnte sich standhaft weigerte, Madame de Montesson durch eine feierliche Heirath mit dem Chef desselben zur ersten Prinzessin von Geblüt zu machen. Der König bewog endlich den Herzog, sich mit einer geheimen Ehe genügen zu lassen, zu der er, jedoch unter der bestimmten Bedingung seine Erlaubniß geben wolle, daß diese Vermählung, wennschon sie vor dem Gesetze den Charakter einer völlig giltigen und legitimen ehelichen Verbindung erhalten sollte, doch in staatsrechtlicher Beziehung

nicht proklamirt und als Bündniß eines Prinzen vom Geblüt betrachtet werden sollte.

Aber diese Vorsicht war völlig überflüssig; denn es war gar nicht die Absicht der Madame de Montesson, die dornenvolle Rolle einer ersten Prinzessin des französischen Hofes zu spielen, oder gar sich in einen Etikettestreit mit den übrigen Prinzessinnen einzulassen. Ihr genügte die warme und achtungsvolle Ergebenheit des Herzogs von Orleans und sie gab seinen Bitten nach, ein Ehebündniß in gleicher Weise, wie Frau von Maintenon mit Ludwig dem Vierzehnten, mit ihm zu schließen. Der Erzbischof von Paris, der offiziell von der Einwilligung des Königs in Kenntniß gesetzt worden war, ertheilte den Dispens von den drei öffentlichen Bekanntmachungen und der Chevalier de Dürfort, der erste Kammerherr des Herzogs und Herr von Perigny, der Freund des Herzogs, waren die Zeugen des kirchlichen Aktes, der von dem Abbée Poupart, Prediger von Saint Eustache, in Gegenwart des Herrn von Beaumont, Erzbischofs von Paris, vollzogen wurde. Am Vermählungstage hatte der Herzog von Orleans eine große Gesellschaft nach Villers-Cotteret gebeten, welcher er im Vertrauen erzählte, daß er nun endlich am Ziele seiner Wünsche sei, und daß der einzige Schatten, der sein reines Glück trübe, der Umstand sei, dasselbe der Welt verheimlichen zu müssen. Schon am Morgen des Tages, an welchem seine Ehe in

Paris eingesegnet wurde, hatte er zu seinem Hofpersonale gesagt: „Ich überlasse es Euch die Gäste zu empfangen, denn ich begebe mich nach Paris und werde erst spät wieder zurückkehren, aber nicht allein, sondern mit einer Begleiterin, für die Ihr dieselbe Anhänglichkeit und Ergebenheit hegen müßt und werdet, die Ihr bisher mir allein bewiesen habt."

Jedermann im Schlosse verbrachte natürlich den ganzen Tag in der gespanntesten Erwartung; denn der Herzog hatte, indem er absichtlich Niemandem etwas von seiner Vermählung gesagt, den Schlüssel zu dem Geheimniß mitgenommen. Abends um sechs Uhr trat er in den Salon zu den bereits zahlreich versammelten Gästen, Frau von Montesson an der Hand führend, auf die sich Aller Blicke richteten. Bescheidenheit war eine ihrer schönsten Tugenden, daher ergriff sie jetzt eine augenblickliche Verwirrung, die sie um so schöner machte, und die ganze Gesellschaft nach dem ersten Augenblick der Ueberraschung und des Erstaunens förmlich in Rührung versetzte. Der Marquis de Valencay begrüßte sie zuerst mit allen den Ehrfurchtsbeweisen, welche einer Prinzessin von Geblüt zukommen und alle Uebrigen folgten unaufgefordert und willig seinem Beispiele.

Der Herzog von Orleans lebte von diesem Tage ab bis zu seinem Tode im zärtlichsten und vertraulichsten Vereine mit seiner liebenswürdigen Gattin. Sie bewies ihm in Gesellschaft jederzeit die Ehren-

bezeugungen, die ihm als erstem Prinzen von Geblüt zukamen, nannte ihn vor Zeugen nie anders als Monseigneur, sprach immer ehrfurchtsvoll mit den königlichen Prinzessinnen und ließ ihnen ohne Widerstreben den Vortritt, wenn sie während ihrer Besuche im Palais Royal in den großen Gesellschaftszimmern aus- und eingingen. Sie behielt auch den bis dahin geführten Namen und Titel einer Wittwe des Herrn von Montesson bei und wurde selbst von ihrem Gemahle Madame de Montesson oder ganz kurz weg Madame genannt. Wenn sie jedoch unter sich, oder im Kreise einiger vertrauter Freunde waren, sagte er zu und von ihr: „meine Frau.“ Dieses edle Weib machte mit ihrem vortrefflichen Charakter lange Zeit sowohl den Herzog, als sich selbst glücklich; sie beschäftigte sich sehr mit Musik und Jagd, welche Vergnügungen sie gern mit dem Herzog theilte. In ihrem Hôtel auf der Chaussee d'Antin hatte sie ein Theater errichten lassen, wo sie in kleinen Stücken selbst mitwirkte. Der Herzog, dem Charakter nach geradezu, derb und naiv, füllte mit Glück das Fach der Naturburschen und Bauersleute aus, und Frau von Montesson glänzte besonders in den Rollen der Hirtinnen und Liebhaberinnen. Die verstorbene Herzogin von Orleans hatte das Palais Royal durch ihr wahrhaft scandalöses Leben so entehrt, daß keine Dame von gutem Tone, mochte sie über gewisse Anstandspunkte auch

noch so leichtfertig denken, dasselbe ohne Zwang und Widerwillen besuchte. Madame de Montesson rehabilitirte das Palais wieder durch zarte Weiblichkeit, wahre Würde, Geschmack für edle Vergnügungen, für Kunst und Wissenschaft im Verein mit ungezwungener Heiterkeit.

Frau von Montesson erhob den Hof des Herzogs von Orleans zu dem feinen Ton und dem grazieusen Anstand, welcher die Regierung Ludwig's des Funfzehnten so vortheilhaft charakterisirt. Das war kein kleines Verdienst in einer Zeit, wo der französische Hof weder seiner Würde noch seines Ranges sich bewußt zu sein schien. Sie wählte unter dem hohen Adel Alles aus, was sich durch Sittlichkeit oder Talente auszeichnete und hielt von ihrem Hofe alle diejenigen fern, die sich in politische Intriguen mischten. Auf diese Weise bildete sie sich einen Kreis von ausgezeichneten Menschen, der das Orleanssche Haus eine ganze Reihe von Jahren mit Würde und Glanz umgab und das Andenken an das schändliche Betragen der verstorbenen Herzogin von Orleans in Vergessenheit brachte. Sie verwandelte ihren Palast sowohl als ihr bescheidenes Landschlößchen Sainte-Assise in Wohnungen des Friedens und des Geistes, wozu die ungeheuren Reichthümer ihres Gemahls und seine Güte sie in den Stand setzten.

Das Schönste aber, was Madame de Montes-

son zu erreichen wünschte, erreichte sie nicht. Sie hätte gar zu gern durch Weisheit und Güte das Böse in dem Gemüthe und Charakter des Herzogs von Chartres gemildert und ausgerottet. Sie vergalt seinen unverdienten Haß mit Wohlthaten, ja sie vermochte ihren Gemahl, daß er mehrere Jahre vor seinem Tode seinem Sohne das Palais-Royal abtrat. Dieser aber blieb für alle ihre Güte unempfindlich. Nur an Vergnügungen der gemeinsten Art Gefallen findend, verdammte er seines Vaters Verbindung mit einer Frau, welche das Haus Orleans wieder zu Ehren gebracht hatte. Ja, der unnatürliche Sohn trieb den Haß so weit, daß er in der Leichenrede seines Vaters jede Erwähnung des Umstandes, daß derselbe mit der Madame de Montesson vermählt gewesen sei, unterdrückt hatte.

Der Herzog von Chartres (Egalité) trat als Jüngling von sechszehn Jahren unter der Aufsicht des Grafen Pons-Saint-Maurice in die Welt. Sein Gouverneur war zwar nur ein mittelmäßiger Kopf, dafür aber ein durchaus rechtschaffener Mann. Aber der Prinz lauschte lieber den Einflüsterungen derer, denen bei seiner Erziehung die untergeordneten Rollen anvertraut waren, und die ihm die Wege des Lasters statt der Tugend zeigten. Ein leichtfertiges Weib mit Namen Deschamps war seine erste Verführerin, worauf er sich zügellos mit dem liederlichsten Abschaum von Paris bemengte und die öffent-

lichen Häuser besuchte, welche seinen Palast vorzugsweise umgaben. Genosse seiner Ausschweifungen war der Prinz de Lamballe, einziger Sohn des Herzogs von Penthièvre, um dessen Tochter er freiete. Die Pariser verachteten den Herzog von Chartres und klagten ihn laut und offen an, mit Hilfe eines liederlichen Weibes den jungen Prinzen de Lamballe erst verführt und dann vergiftet zu haben und zwar aus Habgier, weil er das ganze bedeutende Vermögen der Familie auf Mademoiselle de Penthièvre zu vereinigen und zugleich die Exspectanz auf das Amt des Groß-Admirals, welches der Herzog von Penthièvre inne hatte, von seinem Opfer zu erben gedachte. Und als nach dem zehnten August die Raserei der Orleanisten die Prinzessin de Lamballe aufopferte, wiederholten die entrüsteten Pariser, daß der Herzog von Chartres erst den Mann dieser Prinzessin getödtet hätte, und nun sie selbst morde, um dadurch in den Besitz ihrer Renten zu gelangen. Es war dem Herzog von Chartres wirklich geglückt, mit Mademoiselle de Penthièvre vermählt zu werden; Hof und Stadt sagten einstimmig, daß wie in dieser Prinzessin alle Tugenden, so wären in ihrem Manne alle Laster vereint. Trotz seiner Ehe mit diesem ebenso schönen als tugendhaften Weibe änderte der Herzog von Chartres sein liederliches Leben nicht: er feierte nach wie vor mit gleichgesinnten Freunden die schmutzigsten Orgien in einem zu

diesem Zwecke in der Nähe von Paris besonders eingerichteten Hause, welchem er den Namen „folies de Chartres“ gegeben hatte.

Im Jahre 1784 warf ihm ein Herr von B... diese fürchterlichen Orgien öffentlich vor, der mit Scham gestand, auch an denselben Theil genommen zu haben. „Eines Tages“ — sagte er, „befand auch ich mich bei einer von den Partieen des Herzogs. Als die Mahlzeit beendet war, gab er ein Signal, auf welches sich jeder einen Platz auswählte: Sophas, Ottomanen, Tabouretts, Fauteuils, Stühle, selbst die Tische wurden sogleich eingenommen, und der Herzog spazierte hin und her, zuschauend und sich faunisch ergötzend, oder auch mitleidig seufzend über die menschlichen Schwächen.“

Der Herzog von Chartres bekümmerte sich übrigens sehr wenig um die öffentliche Meinung. Eines Tages wettete er, daß er ganz nackt und in Carriere reitend von Versailles aus bis in das Palais Royal zurückkehren wollte, und gewann die Wette.

Wenn sein scandalöses Leben ihm die Verachtung, so zog ihm seine Habsucht den Haß der Bevölkerung von Paris zu. Sein großer Garten war von schönen Häusern umgeben, deren Werth vorzugsweise eben in dieser ihrer Lage bestand, die ihnen die reizende Aussicht in den Garten gewährte. Der Herzog von Chartres raubte ihnen diese Aussicht, indem

er große Gallerieen um den Garten herum errichten ließ. Die Eigenthümer jener Häuser vereinigten sich und strengten gegen ihn den so berühmt gewordenen Proceß an, den er zwar gewann, wobei er aber manche bittere Pille über seine bei einem königlichen Prinzen so befremdliche Habgier verschlucken mußte. Aber dem Herzog von Chartres war ein Sou mehr werth, als die Achtung des ganzen Publikums. Und seine Gallerieen sollten ihm viel Geld einbringen; er legte darin Bordelle an, schuf sie zu Spielhäusern und zu Versammlungsplätzen bacchanalischer Klubbs und zu Galanterieläden um, deren Pächter durch das privilegirte Lokal von polizeilichen Plackereien befreit waren und gern einen sehr hohen Miethszins dafür entrichteten.

Der Herzog von Chartres war gut gewachsen und liebte gewaltsame Kraftanstrengungen und kecke Wettrennen. Als er 1778 in der Nieder-Bretagne reiste, stieg er bis zur Tiefe von 500 Fuß in eine Grube hinab; einige Jahre darauf machte er auch in einem Ballon eine Luftfahrt bis zu einer bedeutenden Höhe.

Er besaß Neigung und Anlage zu mechanischen Künsteleien, entwarf Pläne zu großartigen Bauunternehmungen, und hatte den Gedanken, fast alle Häuser in Paris niederreißen und neu erbauen zu lassen, um dadurch der Stadt ein anderes und besseres Ansehen zu geben. Er führte die englischen

Wetten in Frankreich ein und machte es zur Mode, englische Vollblutpferde in London zu kaufen, um sie auf französischen Bahnen laufen zu lassen, wobei er hohe Summen durch den einen oder den anderen Springer gewann. Ja es war ihm nicht nur geglückt, Maria Antoinette Geschmack an diesem neuen Vergnügen beizubringen, sondern sie auch zu vermögen, persönlich die ausgesetzten Preise an die verschiedenen Sieger zu vertheilen, bis der König, damit unzufrieden, die Wettrennen gänzlich untersagte. Maria Antoinette parodirte darauf die englischen Wettrennen: sie ließ dergleichen mit Eseln anstellen, woran sie selbst Theil nahm und wobei sie einmal einen sehr indecenten Fall that.

Der Herzog von Chartres begab sich mehrmals nach London, wo er sich sogar ankaufte und in mehrere Klubbs aufnehmen ließ. Er mußte es aber erleben, daß er nach dem 10. August aus einem derselben förmlich ausgestoßen wurde und zwar auf Antrag des Prinzen von Galles, der sich seiner Genossenschaft schämte.

Den vollständigsten Gegensatz zu ihm in moralischer Beziehung bildete seine Gemahlin. Von dem edlen Herzog von Penthièvre erzogen, hatte sie seine Liebenswürdigkeit, Vorsicht, Pünktlichkeit und Bescheidenheit geerbt. Sie ertrug mit Sanftmuth und Ergebung die groben Ausschweifungen ihres

Gemahls, ja sie liebte ihn bis zu dem Augenblicke, in dem er zum alleräußersten Grade der revolutionären Berauschung gelangte, wo er sich mit jener Horde Banditen vergesellschaftete, mit denen vereint er den Tod fand.

Die Bretagne war von England aus, welche Macht sich übrigens bereits seit dem Frieden von 1763 damit beschäftigte, ganz Frankreich zu revolutioniren, insurgirt worden. Jetzt, nach dem durch Herrn von Maupeou ausgeführten Staatsstreiche, erschien bei dem Herzoge von Orleans in Villers-Cotteret eine aus sechs Mißvergnügten der Bretagne bestehende Deputation, die ihm erklärte, daß ihre Provinz, gegen Ludwig den Sechszehnten aufs Höchste erbittert, zu einem allgemeinen Aufstande völlig bereit sei und daß die Erhebung von Häuptern geleitet werde, die fest entschlossen wären, nicht eher das Schwert in die Scheide zu stecken, als bis der Sardanapal, der jetzt in Versailles regiere und der muthwillig alle Bande zwischen der Bretagne und Frankreich zerrissen habe, vom Throne gestoßen sei. Sie versicherten schließlich, daß sie bereit seien, Alles daran zu setzen, um dieses Ziel zu erreichen, sofern nur er, der Herzog von Orleans, ihnen verspräche, sich so lange passiv zu verhalten, bis die rechte Zeit gekommen sei hervorzutreten, wo ihn dann funfzigtausend Bretagner zum Könige von Frankreich krönen würden.

Aber der Herzog von Orleans war viel zu mild und edel, als daß er solchen ungesetzlichen Schritten seine Zustimmung hätte geben sollen; er gab der Deputation vielmehr die Antwort: „da er die Ehre hätte der erste Prinz von Geblüt zu sein, so wolle er auch als solcher sterben.“ Die Deputirten wendeten sich hierauf an seinen Sohn, den Herzog von Chartres. Es war dies dieselbe Partei der Mißvergnügten, die später im September 1789 in Versailles den Bretagne-Clubb bildete, der nach dem 5. October in Paris der Jakobiner-Clubb genannt wurde.

Der Marschall von Richelieu, der diese Anekdote als verbürgt erzählt, berichtet nicht, was von den Empörern mit dem Sohne des ersten Prinzen von Geblüt abgehandelt wurde; man weiß aber, daß die Bretagne und der Herzog von Chartres von dieser Zeit ab in geheimen Beziehungen zu einander standen, in welche sich auch Engländer einmischten. Die Wiederherstellung des Parlamentes beruhigte übrigens weder die Bretagner noch den Herzog von Chartres.

Der König, in der Absicht, die Bretagne zu versöhnen, sendete den Herzog von Penthievre dorthin, um die verwickelten Verhältnisse dieser Provinz zu ordnen. Dieser Prinz war daselbst geliebt und geachtet und hatte für sich selbst eine große Partei

gewonnen. Der Herzog von Chartres suchte um die Erlaubniß nach, seinen Schwiegervater dorthin begleiten zu dürfen, aber der Graf von Vergennes sagte dem arglosen Monarchen gerade heraus, daß dieser Prinz sich nur deswegen nach Rennes begeben wolle, um mit den Mißvergnügten Intriguen anzuzetteln und das friedliche System und die Pläne seines Schwiegervaters zu durchkreuzen. Ludwig der Sechszehnte verweigerte ihm also die Reise unter dem Vorwande, daß er erst so kurze Zeit des Herzogs Gegenwart und Umgang genossen habe, und daher unmöglich eine so weite Entfernung desselben billigen könne. — Gleichzeitig hiermit befahl der König Negociationen mit dem Herrn von Chatolais, der von dem verstorbenen Monarchen verfolgt war, einzuleiten, um durch solche nachgiebige Schritte die Bemühungen der englischen Partei, die Bretagne zum Aufstande zu reizen, zu neutralisiren.

Die Engländer ließen sich aber dadurch nicht stören, sie fuhren fort, das Feuer der Unzufriedenheit zu schüren und benutzten dazu geschickt die Aufregung und die Aufläufe, die in der Getreideangelegenheit entstanden. Ungeachtet der Hof nie die ganze Tiefe und Bedeutung dieser Revolte erfuhr, die nichts Geringeres bezweckte, als den Communismus in Frankreich einzuführen, alle Reichen und Besitzenden, alle Kaufleute und Beamten zu überfallen, glaubte er doch genug zu wissen, um mit

Grund Repressalien gegen England auszuüben; er unterstützte also die englischen Colonieen in Amerika in ihrem Freiheitskampfe gegen das Mutterland, und der König beschloß, den Engländern einen geheimen Krieg zu erklären, sobald er zu der Ueberzeugung gelangt war, daß sie die Bretagner und das Volk bei dem Aufstande des Jahres 1775 aufgewiegelt hatten.

VI.

Die Ungnade des Hauses Orleans. — Der geheime Widerwille Ludwig's des Sechszehnten gegen dieses Haus. — Der Marquis de V.....

Marquis de V...., Generallieutenant in der Armee seit dem 5. November 1750, war ein großer Günstling Ludwig's des Funfzehnten gewesen. Er war der Sohn des Kriegsministers dieses Namens, Bruderssohn des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten und endlich Enkel des berühmten Groß-Siegelbewahrers zur Zeit des Regenten und seine Familie hatte bereits seit der Regentschaft das Kanzleramt bei den Herzögen von Orleans inne.

Vor den Parlamentsverwicklungen hatte das Haus Orleans Ludwig dem Funfzehnten keinerlei Besorgnisse eingeflößt. Der Herzog war der reichste Grundbesitzer Frankreichs, er war als Unterthan reicher als die meisten Monarchen Europa's, und

machte den edelsten Gebrauch von seinem Vermögen, indem er es zur Belebung der Künste und Wissenschaften verwendete und zu Vergnügungen, die ihn ehrten; aber seit der Verweisung des Herzogs von Choiseul und vor Allem seit der Erhebung der Prinzen von Geblüt gegen die 1771 vorgenommene Veränderung mit den Parlamenten, theilten der Marquis de V..... und noch eine Menge anderer Würdenträger und hoher Beamten die Ungnade des Hauses Orleans. Sie wurden ihrer Aemter entsetzt und von jener Zeit ab am Hofe durch die Benennung „die Orleans'sche Partei" gekennzeichnet; — diese sogenannte Orleans'sche Partei war berufen, eines Tages sowohl den Hof als das Reich zu stürzen.

Der Herzog von Chartres, von dem man seit der Wiederherstellung des Parlaments in politischen Kreisen nicht mehr redete, machte sich dagegen durch seine Ausschweifungen berüchtigt. Für die Hofpartei, welche nie dem Hause Orleans gewogen war, hatte sich ein Führer gefunden: der König selbst; während seines ganzen Lebens bewies er dem Herzog von Chartres mehr als Gleichgültigkeit, er behandelte ihn mit Verachtung. Ludwig der Sechszehnte war gegen diese Nebenlinie seines Hauses schon durch die von dem Dauphin, seinem Vater, in seinen Memoiren niedergelegten Beobachtungen eingenommen, bei dem die Ergebenheit des Herzogs von Choiseul für das Haus Oestreich die Unruhe und

den nicht ungegründeten Verdacht vermehrte, welche Gefühle er dann auf seinen Sohn übertrug. Als der Herzog von Chartres diesen Widerwillen Ludwig's des Sechszehnten bemerkte, bemühte er sich, nicht nur den Grafen von Artois zur Theilnahme an seinen Orgien, sondern auch die Königin zum Treubruche zu verleiten, was er für gar nicht schwierig hielt, da er sie, die Freundin des Herzogs von Choiseul, dem Orleans'schen Hause günstig gestimmt wußte und weil sie Mißtrauen und Verdacht gegen die Partei des Kanzlers Maupeou hegte. Wie die öffentliche Meinung den Herzog von Chartres früher anklagte, er habe den Prinzen von Lamballe ermorden lassen, damit erst die männliche Linie des Hauses der Herzöge von Penthievre erlösche, bevor er sich mit der Erbtochter desselben vermähle, so wurde er jetzt bezichtigt, die Königin und den Grafen von Artois nur deshalb umstrickt zu haben, um sie physisch und moralisch zu ruiniren, und dadurch sein eigenes Haus in die Höhe zu bringen: der Kanzler Maupeou sprach ganz offen diese schwere Anschuldigung aus.

Marquis de V..... fand viel Gefallen an den Orgien des Herzogs von Chartres; der König aber, der von dem Umgange seiner Gemahlin mit dem Anstifter derselben und mit dem Grafen von Artois gar nicht erbaut war, warf einen schweren Zorn auf den Marquis de V..... Er hatte es lange nicht

glauben wollen, daß ein Mann aus einem so edlen Hause, ein Soldat, dem die Marschallswürde versprochen worden, vor Allem aber ein Mann von so vorgerücktem Alter — der Marquis de V.... war sechzig Jahre alt — sich so sehr beschimpfen könnte, den Orgien des Herzogs von Chartres zu präsidiren — Ludwig der Sechszehnte beschloß deshalb auch, den Marquis exemplarisch zu bestrafen. Und der Aerger des Königs war gerecht und begründet; denn der Marquis de V.... war ohne Frage die bedeutendste Persönlichkeit der Orleans'schen Partei, nicht nur durch seinen edlen Namen, sondern auch durch seinen hellen Verstand, seinen Ehrgeiz und den seltenen Reichthum seiner militärischen und administrativen Kenntnisse: er besaß also Alles, was den politischen Parteichef macht und war durch die Eigenthümlichkeit seines Charakters ein gefährlicher Feind. Dazu kamen noch die geheimen Verbindungen, die er mit Engländern unterhielt, welche durch ihre Geburt und den Einfluß, den sie auf die Angelegenheiten ihres Vaterlandes ausübten, hervorragten. Das Haus Orleans und England erhielten Ludwig den Sechszehnten in einem Zustande fortwährender Aufregung.

Lord Rockingham, der intime Freund des Marquis de V...., stand in London an der Spitze einer mächtigen Partei, welche zu seinen Gunsten an einer ministeriellen Umwälzung arbeitete, — die dieses

Ziel auch wirklich erreichte. Der König von Frankreich sah in ihm und in dem Marquis de V..., zwei Verschwörer, die nach Gewalt strebten, und wurde in dieser Meinung durch den Grafen de Vergennes und den Herrn von Maurepas, die durch des Marquis oftmalige Reisen nach London beunruhigt wurden, immer von Neuem bestärkt. Mr. Shelburne war ein anderer Freund des Marquis de V...., dem dieser gern zum Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten in seinem Vaterlande verholfen hätte. Der französische Hof glaubte, daß die Partei des Hauses Orleans fortdauernd und überlegt an dem Untergang des regierenden Zweigs der Familie Bourbon arbeitete, und entfernte daher, wo es sich nur irgend thun ließ, die Anhänger dieser Partei von allen wichtigen Vertrauensämtern.

Als der Marquis de V... sah, daß auch er, wie Alle, die dem Hause Orleans zugethan, dem Zorne des Königs verfallen sei, beschloß er einzulenken, um sich dem drohenden Sturme zu entziehen. Aber es war zu spät. Er war der erste Candidat zum Marschallsstabe und — wurde übergangen. Aergerlich darüber zog er sich auf sein Schloß Ormes in Touraine zurück, in welcher Provinz er Generallieutenant des Königs war, und beschäftigte sich mit Ackerbau und namentlich mit der Einrichtung eines Gestüts nach englischer Art und Weise. Im Winter kam er nach Paris, um Bericht über

seine militärischen Inspektionen abzustatten, und erwartete noch immer seine Beförderung zur Marschallswürde, auf die er sowohl wegen seiner Kenntnisse, als auch wegen seiner Dienste gerechten Anspruch hatte.

Um dieses Ziel endlich zu erreichen und den nicht mehr zu verkennenden Zorn Ludwig's des Sechszehnten zu versöhnen, brach der Marquis de V.... offen mit dem Herzoge von Chartres; aber auch dieses Mittel schlug fehl und brachte ihm nur die Verachtung seiner vormaligen Parteigenossen ein, ohne ihm die verlorne Gunst Ludwig's des Sechszehnten wieder zu verschaffen. Um diese Zeit unternahm der Herzog von Chartres am Palais-Royal die schon erwähnten Baulichkeiten, die Hunderte von Hauseigenthümern gegen ihn aufregten. Er klagte den Marquis de V.... an, dieselben gegen ihn aufgewiegelt zu haben. Dieser hatte in der That den Plan und das Verfahren des Herzogs gemißbilligt, und ihm gesagt: „Wissen Sie denn nicht, daß der größte Theil Ihrer Bedeutung auf der großen Allée des Palais-Royal beruhte, die Sie jetzt niederhauen ließen?“ Der Marquis hatte das Haus, welches er bewohnte, und das gleichfalls die Aussicht nach dem Garten hatte, als eine Vergütigung für die großen Dienste, welche seine Väter dem Hause Orleans erwiesen, erhalten. Der Herzog von Chartres schlug ihm spöttisch vor, das Haus zu verlassen, wenn es

ihm ohne die Aussicht in den Garten nicht mehr gefiele. — „Gut“ — sagte der Marquis, — „aber erinnern Sie sich dann auch, daß Sie meiner Familie noch Ersatz für die Kosten schuldig sind, die meinem Vater durch seine Reisen in Deutschland erwuchsen, als er die Ehenegoziationen mit der Prinzessin von Baden einleiten mußte.“ — Das von dem Marquis bewohnte Haus war nämlich von dem Großvater des Herzogs von Chartres als Bezahlung für diese Schuld abgetreten. Nach einem so kitzlichen Streitpunkte ist es natürlich, daß der Herzog und der Marquis als Feinde schieden.

Aber wie gesagt, auch dieses Abbrechen des intimen Verhältnisses mit dem Herzog von Chartres gab dem Marquis de V.... Ludwig's des Sechszehnten Wohlwollen nicht zurück; und da sich auch an dem Hofe des Herzogs, wie gewöhnlich unter solchen Verhältnissen, Personen befanden, die beiden Parteien dienten, so redete man dem Könige ein, daß die Uneinigkeit zwischen jenen beiden nur eine verstellte sei. Zudem dauerten Beider Verbindungen mit England unausgesetzt fort, und der so lange zurückgehaltene Zorn des Königs brach nun aus.

Eines Tages stand der Marquis de V.... mit auf der Liste der Personen, welche in dem Schlosse zu Marli mit dem Könige speisen sollten. Ein glänzender Hof umgab, auf das Signal zum Sitzen wartend, den König. Ludwig der Sechszehnte wen-

dete sich zuerst zu dem völlig unbedeutenden und von allen Ehrenmännern verachteten Herzog! de Fronsac und sagte laut zu ihm: „Herr von Fronsac, Sie zeigen sich in Ihrem Benehmen als ein kleiner gemeiner Blutigel; jedem Menschen, dem sie irgend nahen können, versuchen sie Geld abzupressen, daher kommt es denn auch, daß Sie jetzt von Jedermann gemieden und verachtet sind.“ — Darauf sagte er zu dem Marquis de V.... „Und Sie müssen auch eingestehen, daß Ihnen das Geld über alles Andre geht.“

„Sire!“ — antwortete der Marquis, — „das Geld ist eine schöne Sache als Mittel; als Zweck aber giebt es für mich nichts Verächtlicheres.“ . . .

„Zweck oder Mittel, gleichviel; Sie sind aber ein schmutziger Pferdejude und benutzen in ihrer Provinz jeden Weg, um sich zu bereichern.“

Nach dieser Apostrophe setzte der König sein Gespräch mit dem Prinzen de Paix fort; der Marquis de V.... wendete sich in seiner Verzweiflung an den Herrn von Maurepas, der ihm rieth, sich bei dem Souper nicht vor Ludwig dem Sechszehnten zu zeigen und ihm versprach, den Monarchen wieder günstig für ihn zu stimmen. Aber Ludwig, so leicht er in anderen Dingen zu leiten war, blieb diesmal unbeweglich; es war vielleicht das einzige Mal in seinem Leben, daß er Charakter bewies. Am Abende verbreitete sich in der Hauptstadt das Ge-

rücht, der König habe den Marquis de V.... mit dem Stocke geschlagen. Der Marquis ging von Marli auf eine seiner Besitzungen in die Provinz, wo er sich mit der Austrocknung des Sumpfes von Rochefort beschäftigte und einen Kanal ausgraben ließ. Hier erfuhr er bald darauf, daß die englische Partei, mit welcher er in Verbindung stand, in London glücklich revoltirt habe und daß seine beiden Freunde, Lord Rockingham und Mr. Shelburne, Minister geworden seien. Marquis de V.... erbot sich jetzt dem Grafen de Vergennes zu Aufklärungen über den Charakter des neuen englischen Ministers und über die Mittel zur Vorbereitung eines friedlichen Vertrages mit England. Er fand Freunde, die mit de Vergennes und mit Herrn von Segur sprachen und die seine Talente und früheren Dienste geltend machten. Die beiden Minister legten den Plan des Marquis Ludwig dem Sechszehnten vor, und schilderten seinen Wunsch, wieder in Gnaden aufgenommen zu werden, mit so lebhaften Farben, daß der König ihnen gestattete, in seinem Namen dem Marquis zu melden, daß die Affaire von Marli seiner Beförderung ferner nicht hinderlich sein, er vielmehr bestimmt bei dem nächstens abzuhaltenden Ordenscapitel das blaue Band erhalten und später zum Marschall von Frankreich ernannt werden solle. Baron de Menou, ein Mann von offenem und versöhnlichem Charakter, wurde mit diesem Bescheide nach

Touraine abgeschickt; der Trost kam aber zu spät: der Marquis de V.... starb in den Armen des Baron Menou auf seinem Schlosse Ormes. Sohn, Enkel, Brudersssohn und naher Verwandter von vier Ministern, sein ganzes Leben nach Erhöhung strebend, wurde seine Ergebenheit für das Haus Orleans die Ursache seiner Ungnade beim König und die Sprödigkeit seines Charakters trug die Schuld, daß sein Bruch mit diesem Hause ihm nicht die Vortheile verschaffte, die er sich davon versprochen hatte.

Von diesem Tage ab berechnete die Orleanssche Partei, was sie von Ludwig dem Sechszehnten zu hoffen oder zu fürchten hatte. Die bloße Bekanntschaft mit dem ersten Prinzen von Geblüt führte die Ausschließung von der Gunst des Hofes herbei. Man erfuhr später, daß der Graf von Melfort, dessen Vater der Geliebte der Herzogin von Orleans, der Mutter Philipp Egalités, gewesen war, in einer Denkschrift (die sich unter den hinterlassenen Papieren Ludwig's des Sechszehnten neben einer gleichen Erklärung des Marquis von A... befand) dem Monarchen die Entdeckung gemacht habe, daß in dem Hause und in Gegenwart des Marquis de V.... geheime Zusammenkünfte der Orleanisten gehalten würden, in denen man die Mittel berathe, die königliche Familie vom Throne zu stürzen. Der König glaubte dies um so eher, als der junge Graf de Melfort, der ein Schwestersohn des Marquis de

V.... war, als Offizier in der französischen Garde stand, und eine seltene Ergebenheit für den König hegte. Indessen genügt das Alles, auch wenn es nicht bewiesen sein sollte, um über das Verhältniß des Königs zum Hause Orleans Aufklärung zu geben.

VII.

Der Prinz von Condé, der Prinz von Conti, der Herzog von Penthièvre, die Zeitgenossen Ludwig's des Sechszehnten.

Aus dem Vorhergehenden erhellt, daß das Haus Orleans im Allgemeinen gegen die Despotie des Hofes Front machte.

Ganz anders verhielt es sich mit dem Hause Condé, welches von jeher dem Absolutismus huldigte. Trotz dem aber hatte der Prinz von Condé eine weit größere öffentliche Bedeutung und war viel populärer als der Herzog von Chartres.

Früher erwies man den Prinzen, die nicht leutselig und freigebig sich gegen diejenigen benahmen, die in Berührung mit ihnen kamen, wenig Achtung; je höher sie standen, desto mehr Herablassung forderte man von ihnen. Die Franzosen waren Re-

publikaner in der Monarchie ganz ebenso, wie unter der Republik selbst Banditen an die Ehrenhaftigkeit der alten Zeiten erinnerten. Nachdem daher der Herzog von Chartres die schändlichen Gallerieen an dem Palais-Royal errichtet hatte, war er nur noch für diejenigen ein Gegenstand des Interesses, die eine Revolution in Frankreich bezweckten; aber selbst für diese war er nicht etwa ein beliebter, oder gar ein geachteter Prinz: wegen seines Geizes, seiner Ausschweifungen und der Wankelmüthigkeit seines Charakters war er vielmehr bald allgemein verachtet.

Der Prinz von Condé handelte nach ganz entgegengesetzten Grundsätzen; und da diese mit seiner hohen Geburt übereinstimmten, so war nichts natürlicher, als daß er eine Stütze der königlichen Macht wurde. Seine Popularität war übrigens nicht gewöhnlicher Art; sie wurde getragen von einer Gesellschaft von Schriftstellern und anderen Personen von großem Verdienste, die er um sich versammelte: die Grafen de Touraille, Chamfort, Grouvelle, Desormeaux; Valmont de Bomare, Saint Alphonse und mehrere Andere gehörten zu diesem Kreise und waren allwöchentlich einmal in seinem Palaste Bourbon zur Tafel geladen. So wurde dieser Palast und der zu Chantilly zu Tempeln reiner Freuden und diese periodischen Zusammenkünfte brachten den Prinzen von Condé in das beste Rennommé.

La Touraille, der von den Tyrannen des 8. Thermidor des Jahres Zwei so grausam hingeopfert wurde, war geistreich, noch einer der persönlichen Freunde Voltaire's, kein eigentlicher Poet, aber doch ein mit liebenswürdigen und angenehmen Talenten reich begabter Mann. Chamfort ist hinreichend bekannt; Grouvelle besonders brachte in diese ganze Gesellschaft einen feinen und ausgesuchten Ton. Der weise und hervorstechende Desormeaux war unstreitig der gelehrteste Mann seiner Zeit, er hatte die Geschichte der fünf letzten Jahrhunderte der Monarchie geschrieben. Valmont de Bomare, der drei Generationen trefflich in der Naturgeschichte unterrichtet hatte, trug auch nicht wenig dazu bei, diese Gesellschaften interessant zu machen. Valmont hatte in Chantilly auf Kosten des Prinzen das schönste Naturalienkabinett gesammelt, welches von keinem damals existirenden an Reichhaltigkeit und Ordnung übertroffen wurde. Die Literatur, die Physik und die Geschichte wurden daher durch die Municicenz dieses Prinzen belebt und zur Blüthe gebracht.

Der Prinz von Condé hatte in jüngeren Jahren schon im siebenjährigen Kriege sich einen Namen zu machen gewußt. Man kannte mehr als einen Zug der von ihm bewiesenen persönlichen Tapferkeit und rühmte namentlich sein Betragen in der Schlacht bei Hastenbeck. Man erzählte, er habe, als man ihn gebeten, sich etwa zehn Schritte weiter nach links

aufzustellen, um aus der Schußlinie einer Batterie zu kommen, die eine mörderische Niederlage anrichtete, dem Herrn de Touraille geantwortet: „Ich finde in der Geschichte des großen Condé nirgends, daß er so ängstlich vorsichtig gewesen."

Schon im Jahre 1759 hatte er sich in der Schlacht bei Minden hervorgethan. Als er später eine Division, die aus allen Waffengattungen zusammengesetzt war, anführte, errang er verschiedene Vortheile über den Herzog von Braunschweig; Ludwig der Funfzehnte schenkte ihm zur Belohnung und als Zeichen dauernder Anerkennung die von ihm eroberten Kanonen, und als der Herzog von Braunschweig ihn später in Chantilly besuchte und die Kanonen, die der Prinz von Condé ihm einst abgenommen hatte, nicht sah, sagte er: „Sie haben mich durchaus zweimal besiegen wollen, einmal im Kriege durch Ihre Waffen und einmal im Frieden durch Ihre Bescheidenheit." — Die Schlacht am Johannisberg, in welcher er mit einer unbedeutenden Anzahl Reserven einen vollständigen Sieg über den ihm weit überlegenen Prinzen Ferdinand gewann, schloß die Reihe seiner Kriegsthaten.

Der Prinz von Condé trat im kräftigsten Mannesalter von seiner militärischen Wirksamkeit zurück; trotzdem wird die Geschichte ihn als den letzten ausgezeichneten Heerführer des Hauses Bourbon

nennen. Später, als er gegen die Revolution focht, war er nicht glücklich; er irrte seit dem Jahre 1792 zwecklos und ohne Erfolg mit einer unbedeutenden Truppe umher. — Welch ein Gegensatz zwischen einem Generale der Republik und seinen jungen Kriegern, den Kindern des neuen Frankreich, und diesem Prinzen des Hauses Bourbon, der die letzten Truppen der Monarchie ruhmlos aufopferte! —

Auch der Prinz von Conti, der seine irdische Laufbahn mit der Regierung Ludwig's des Funfzehnten schloß, verdient rühmend erwähnt zu werden. Von Madame de Chateau-Roux, die ihm gern die Krone von Polen verschafft hätte, begünstigt; Chef der geheimen Correspondenz-Kanzlei des verstorbenen großen Königs, die er später dem Grafen de Broglie überließ; von Madame de Pompadour, welche weder seinen Stolz zu bewältigen vermochte, noch seinen Charakter beugen konnte, gehaßt, stand er an der Spitze der gesammten Opposition der alten Parlamente gegen die Edikte des Hofes. Auch er begünstigte Schriftsteller und hatte sogar einige in seinem Solde, die ihn mit historischen Daten in Bezug auf die alten Rechte gegen die Militairmacht der Könige versahen. Am Hofe in Ungnade gefallen, weil er allzu entschieden in den Parlaments-Angelegenheiten aufgetreten war, zog er sich in sein Schloß Isle-Adam zurück und wurde alt, zeigte aber noch die ganze Energie der Jugend, wo es galt,

der absoluten Macht irgend ein Hinderniß in den Weg zu legen. Als er den Tod sich nähern fühlte, ließ er einen bleiernen Sarg anfertigen, zu dem er selbst das Maaß nahm; er pflegte sich oft in denselben zu legen und scherzte, durch die enge und gezwungene Lage in demselben beschwert, über sein bevorstehendes Schicksal nach dem Tode, dem er übrigens mit Ruhe entgegensah. Er wollte seine Tage mit einem Cursus der Astronomie beenden, in der ihm Monsieur de Casside Unterricht ertheilen mußte. Der Prediger des Tempelordens versuchte noch in der letzten Stunde seines Lebens vergeblich ihn dazu zu bewegen, das heilige Sterbe-Sakrament zu nehmen; er weigerte es entschieden und starb 1716 als Philosoph.

Der Herzog von Penthièvre, der letzte der legitimen Prinzen, der unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans so eifrig gegen die unter Ludwig dem Funfzehnten legitimirten Prinzen intriguirt hatte, war ein Mann völlig anderen Schlages. Er war seiner artigen Manieren, seines bescheidenen Betragens, vor Allem aber seiner stillen und milden Tugenden wegen bekannt. Sein ganzes Leben verbrachte er in aufrichtigen Andachtsübungen und verwendete einen großen Theil seines Vermögens zu Handlungen der Wohlthätigkeit. Statt sich gegen die königliche Gewalt aufzulehnen, oder auch gegen die Parteien, die die

Freiheit vertheidigten, zu opponiren, bemühte sich der Herzog von Penthièvre, beide womöglich zu vereinigen. Er starb aus Kummer über das tragische Ende seiner schönen Schwiegertochter, der Prinzessin Lamballe, die bekanntlich ein Opfer der Revolution wurde, auf einer seiner Besitzungen, von Jedermann geachtet und geliebt.

VIII.

Maria Antoinette in drei historischen Perioden betrachtet, als Gemahlin des Dauphins, als Königin von Frankreich vor der Geburt des Dauphins, und als Gegenstand des revolutionären Hasses seit dem 14. Juli 1789.

Maria Antoinette's Geschichte kann in drei durchaus verschiedene Epochen zerlegt werden.

Die erste Epoche umfaßt die Zeit ihrer Vermählung bis zum Tode Ludwig's des Funfzehnten. Während derselben war die junge Maria Antoinette mit den Freuden und Zerstreuungen ihres Alters beschäftigt und ohne allen öffentlichen Einfluß, wohl aber zeichnete sie sich an dem frivolen Hofe durch ihr verständiges und bescheidenes Benehmen aus, welches sie auch da noch bewies, als der Herzog von Choiseul, der Urheber ihrer Vermählung, verwiesen, und der Herzog von Aiguillon sein Nachfolger wurde:

den Ersteren hatte Maria Theresia als ihren Mentor, den Letzteren dagegen als ihren Feind bezeichnet. Sie ertrug übrigens zu dieser Zeit alles Unangenehme ohne zu klagen, ja sie hatte Selbstbeherrschung genug, sich nicht beleidigt zu zeigen, wenn sie z. B. von Madame Dubarry sich verdunkelt sah, oder wenn sie weniger galt, als diese Maitresse.

Die zweite Epoche zeigt sie ganz anders. Kaum war sie Königin, so ließ sie es ihre erste Sorge sein, auf eine recht eclatante Weise die Gräfin Dubarry vom Hofe zu verbannen; darauf wurde dem Herzog von Aiguillon der Abschied ertheilt, die Herzogin von Grammont an den Hof zurückgerufen und die lettres-de-cachet, welche den Herzog von Choiseul und Herrn von Praslin verbannt hatten, aufgehoben. Sie hatte sogar die Absicht, diese beiden Minister wieder an die Spitze der Regierung zu stellen; daran wurde sie aber durch Ludwig den Sechszehnten verhindert, der in diesem Punkte, wie schon bemerkt wurde, den Grundsätzen seines Vaters folgte und überzeugt war, daß das Interesse Frankreichs nie mit dem des östreichischen Hauses und des Herzogs von Choiseul zusammengehen könnte. So oft daher Maria Antoinette auf den Herzog und ihre Wünsche zu sprechen kam, entgegnete ihr Ludwig der Sechszehnte stets mit Entschiedenheit: „Ich will nie von diesem Manne und seiner politischen Partei als Theilnehmer an der Regierung reden hören."

Mit der Rückkehr des Herzogs von Choiseul bildeten sich sofort zwei Parteien am Hofe, die eine, welche ihres Vortheils wegen sich bemühte, den Einfluß der Königin auf Staatsangelegenheiten zu erhöhen, und die andere, die den alten Maurepas zu befestigen trachtete. Dieser war überzeugt, daß das Wiedereintreten des Herzogs von Choiseul ins Ministerium nicht nur seinen eigenen, sondern auch den Sturz aller gegenwärtigen Minister zur Folge haben würde. Er suchte also auf jede Art den Plänen Maria Antoinette's entgegen zu arbeiten. Er wiegelte Madame Louise gegen dieselbe auf, welche aus ihrem Kloster heraus in naher Verbindung mit den wichtigsten Prälaten und in freundschaftlicher Beziehung zu Mesdames, den Tanten des Königs, stand, die das Andenken ihres Vaters, des verstorbenen Dauphin, in hohen Ehren hielten.

Monsieur, der Graf von Provence, ernsthaft und nachdenklich, und Madame und ihre Schwester, die Gräfin von Artois, neidisch wie alle Weiber, auf die Schönheit und den Rang der Königin, verstärkte diese Partei.

Der Graf von Vergennes suchte den König in seiner Antipathie gegen den Ehrgeiz des Hauses Oestreich noch mehr zu bestärken, und die Königin erkannte bald, daß sie an ihrem eignen Hofe überflügelt und also genöthigt war, sich mit Personen zu verbinden, die durch ihre Unmoralität

ebensowohl, als durch ihren unruhigen Geist in übelm Rufe standen, mit dem Grafen von Artois und dem Herzog von Chartres.

Maria Antoinette befand sich in einer übeln Lage: alle Parteien, ja alle Corporationen des Staates protestirten dagegen, daß die Partei des Herzogs von Choiseul, die unter Ludwig dem Funfzehnten so übermächtig gewesen war, wieder zur Gewalt gelange; die Königin aber ließ sich im Geheimen von dem Herzog von Choiseul leiten und empfing jede Aufklärung über öffentliche Angelegenheiten nur durch ihn. Maurepas war die Seele der entgegengesetzten Partei und stachelte sie unausgesetzt zu Wachsamkeit und Thätigkeit, so daß die Königin überall auf eine starke Phalanx von Feinden stieß, an deren Spitze Mesdames die Tanten, die Gräfin von Artois, Madame Louise, Maurepas, Malesherbes, Vergennes und Andere standen. Ihr Interesse und ihre Absichten waren von denen dieser Personen gänzlich verschieden. Die Meisten bewiesen ihr Ehrfurcht, einige machten ihr Vorstellungen, alle aber waren, schon um ihrer Pflicht zu genügen, genöthigt, ihr zu widersprechen; nur Madame, die Schwester des Königs, war ihr in aufrichtiger Freundschaft zugethan, und Ludwig der Sechszehnte hatte große Zuneigung zu ihr und bewahrte ihr auf das gewissenhafteste die eheliche Treue, was man nicht gleicherweise von der Königin rühmen kann, min-

destens war ihr Ruf in dieser Beziehung keineswegs der beste.

Die Etikette-Angelegenheit an ihrem Vermählungstage vermehrte gleich von vorn herein die Zahl der Feinde Maria Antoinettes; bekanntlich verweigerten die Großen des Reiches und des Hofes sich den Wünschen Maria Theresias, bezüglich der Prinzen und Prinzessinnen des Hauses Lothringen anzubequemen. Die Königin, die sich durch diese Weigerung verletzt und beleidigt fühlte, vergaß es nie, daß an diesem schönsten Tage ihres Lebens viele der Herren und Damen vorgezogen hatten, sich des Tanzes ganz zu enthalten oder sich gar von dem Balle zu entfernen, als den Prinzen des kaiserlichen Hauses den Vortritt zu lassen. Es war dies ein Frevel, der den olympischen Stolz der Habsburgerin zu tief verwundete, als daß sie nicht unabläßig hätte darauf bedacht sein sollen, ihn auf recht eclatante Weise zu rächen. Sie faßte und bewies von jenem Tage ab für das altehrwürdige Ceremoniell und die unbeugsame Etikette des französischen Hofes die größte Verachtung. Sie glaubte niemals an die Aufrichtigkeit der Huldigungen, die man ihr und ihrer Stellung darbrachte; sie wurden ihr aber auch nicht, wie sie es gehofft hatte, ohne Ausnahme und ohne Widerspruch von dem ganzen Hofe von Versailles bewiesen, sondern nur der Graf von Artois that dies.

Fremd und fast allein stehend an einem Hofe, an dem sie sich weder geliebt noch in ihrer Würde geachtet glaubte, war es nicht zu verwundern, daß sie auch als Königin von Frankreich stets Erzherzogin von Oestreich blieb, sich einen eignen Kreis bildete und die ihr feindlichen Groß-Würdenträger des Reiches absichtlich vernachlässigte und von sich entfernt hielt. Sie setzte an die Stelle der bisherigen Etikette der Königinnen von Frankreich, die allerdings für diese selbst beschwerlich, keineswegs aber despotisch war, den freien und ungenirten Ton der französischen bürgerlichen Familien; sie machte zum Beispiel — etwas bis dahin Unerhörtes — zu Fuße Promenaden, wobei sie nur von einer oder zwei Hofdamen begleitet wurde, und zwar that sie dies zu jeder Stunde, selbst am Abende, um im Parke frische Luft zu schöpfen. Das war an sich gewiß nichts Unrechtes; es wurde dies aber, weil sie es gegen den Willen ihres Gemahls that. Später übersprang sie die Grenze des Schicklichen. Man erzählte unter Anderem, daß sie sich einmal von einem hohen, durch sein Alter und seine Tugenden ausgezeichneten Prälaten im Bade habe überraschen lassen; der Greis wollte sich zurückziehen, er mußte aber auf Maria Antoinette's bestimmten Befehl bleiben und ihr auf mehrere höchst gleichgiltige Fragen Rede stehen. Ja sie trieb die Schamlosigkeit so weit, daß sie sich sogar als Eva malen ließ; das Bild mußte von der

Ausstellung entfernt werden, denn es empörte das Publicum, seine Königin so tief gesunken zu sehen.

Madame de Noailles, die erste Staatsdame der Königin, machte diese darauf aufmerksam, daß sie durch ein so unkluges und unschickliches Benehmen die so schon bedeutende Anzahl ihrer Feinde am Hofe vermehren und sich um alle Achtung bringen werde; das nahm aber die Königin gewaltig übel, und sie gab der wohlmeinenden Warnerin den Spottnamen Madame l'Etiquette, welchen Madame de Noailles', die bald nachher ihre Stelle als erste Staatsdame gefügigeren Frauen überlassen mußte, zeitlebens beibehielt. War dadurch die Königin eine unbequeme Hofmeisterin los geworden, so erndtete sie dafür den Haß eines Hauses, das durch seine ausgebreiteten Familienverbindungen mächtig und außerdem durch die Dienste, die es dem Staate erwiesen hatte, allgemein hochgeachtet war. Die gekränkte Familie Noailles war, wie die d'Aiguillon und andere, welche die Königin ebenfalls beleidigt hatte, später eine der ersten auf dem Schauplatze der Revolution.

Das Schauspiel des Etikettestreits am Vermählungstage Maria Antoinette's erhielt später noch einen zweiten Act. Der Herzog Maximilian, ihr Bruder, kam nach Versailles, um zu erforschen, was man in Wien von einer Allianz mit dem Hofe von Versailles zu erwarten habe, und verlangte nach

vorheriger Verabredung mit der Königin, den Vortritt vor den französischen Prinzen von Geblüt. Er erregte durch dieses Ansinnen eine vollständige Revolution bei diesen, und es gelang Maria Antoinette nicht, sie zu beruhigen: die Prinzen sprachen nur um so lauter ihren Unwillen gegen die östreichischen Sympathien der Königin aus, und wie sich früher die Damen lieber des Tanzens enthalten hatten, so zogen sich jetzt die Prinzen, um den Scandal nicht auf die Spitze zu treiben, während der Anwesenheit des Erzherzogs alle auf ihre Landhäuser zurück.

Mit diesem Rangstreite war die bisherige geheime Feindschaft zwischen der Königin und den Prinzen von Frankreich offenkundig geworden; nur der Herzog von Chartres und die Herzoge von Orleans und Penthièvre blieben ihr zugethan. Die zwei letzten waren ein paar alte Herren, die durch ihr edles Betragen und den stets würdigen und feinen Ton, den sie in ihrer Gegenwart beobachteten, der Königin eine gleiche Aufmerksamkeit gegen sie zur Pflicht machten.

Die Königin verdiente indessen keineswegs diesen allgemeinen Haß, denn sie mißbrauchte ihre Macht nicht. Aber es lag etwas in ihrem Wesen, das sie unabläßig, oft gegen ihren Willen, zur Verfolgung Anderer antrieb. Sie ist zuweilen mit Katharina von Medicis verglichen worden, aber niemals ist ein Vergleich ungerechter gewesen. Sie wollte

tolerant gegen Andere sein, und verlangte nur, daß man sich auch gegen sie tolerant beweise. In ihrem Charakter lag ferner eine gewisse Selbstständigkeit, welche der Hoffnung Raum gab, sie werde sich in Frankreich naturalisiren und von dem Einflusse ihres Stammhauses frei machen; da sie sich aber an dem Hofe von Versailles stets fremd fand, sich selbst der Ergebenheit der Prinzen und Minister beraubt hatte, mit einem Prinzen von apoplektischer Constitution vermählt war, mit dem sie bisher noch keine Kinder erzeugt hatte, so wollte sie sich einen Rückzug nach Oestreich offen halten. Herr Maurepas würde gewiß im Stande gewesen sein, ihr alle Herzen geneigt zu machen, statt daß er, wie es jetzt geschah, sie der Achtung und Ergebenheit beraubte, die sie zu fordern ein Recht hatte und in gewisser Hinsicht auch verdiente; es war daher ein großes Unglück für Maria Antoinette, daß ihre Vorliebe für den Herzog von Choiseul ein unübersteigliches Hinderniß wurde, das sich jeder Vereinigung in den Weg stellte, die alte Hofpartei des Dauphins stärkte und den Streit zwischen beiden Faktionen aufrecht erhielt, welche schließlich der Anfang jener Revolution wurde, die die Königin aufs Schaffot brachte.

Während der in Rede stehenden Zeit beging Maria Antoinette fast täglich eine Unbedachtsamkeit, fast täglich vergaß sie ihrer königlichen Würde. Man erinnere sich nur ihrer Parodie der berühmten Pferde-

rennen und Wettreiten mit Eseln, wobei sie persönlich agirte. Das Volk von Paris, das eine Königin von Frankreich nie anders als mit dem ganzen Pomp der Majestät umkleidet gesehen hatte, war empört über ein solches Schauspiel. Sie selbst fühlte das Ungehörige nicht. Denn als sie eines Tages von ihrem Esel herab einen sehr indecenten Fall that, glaubte sie etwas ungemein Geistreiches gesagt zu haben, als sie ausrief: „Geht und holt Frau von Noailles, sie soll uns sagen, wie sich eine Königin von Frankreich zu benehmen hat, um der Etikette zu genügen, wenn sie sich nicht auf dem Rücken eines Esels zu halten vermag.“

IX.

Welchen Einfluß die fremden Mächte und deren Agenten ausübten, um das Ansehen Maria Antoinette's zu untergraben.

Frankreich ist ein Land, auf welches noch immer die Nationen Europas ihre Blicke gerichtet haben. Die Macht, die ihm aus seiner Centralisation erwächst, nöthigt jene, diese zu studiren und die bewegende Kraft und das Prinzip der Regierung von Frankreich kennen zu lernen. Nie zuvor hatte eine Erzherzogin sich in einer so gefährlichen Stellung befunden, als Maria Antoinette; niemals wurde eine Königin von Frankreich, mit Ausnahme etwa der Wittwe Heinrich's des Vierten, die aus Ursachen im Elende umkam, welche ungefähr denen analog waren, die das Unglück Maria Antoinette's bewirkten, mehr verdächtigt und von ganz Europa beobachtet. Maria Leczinska, die Tochter eines entthronten Königs, war

natürlich von Niemand gefürchtet, und Ludwig's des Vierzehnten fromme Gemahlin hatte nie eigenen Willen besessen.

Maria Theresia hatte erkannt, daß Oestreich, seitdem das Haus Bourbon in Frankreich zur Regierung gekommen, in einen so bedenklichen Zustand des Verfalls gerathen war, daß jeder Krieg mit den Franzosen sie ein Reich oder eine Provinz kostete; sie beschloß daher, ihrem Hasse zu entsagen und durch eine enge Allianz einen so gefährlichen Feind sich zum Freunde zu machen. Die Früchte dieser Politik waren die Verträge von 1756 und 1758. Als aber die Kaiserin merkte, daß eine mächtige Partei am französischen Hofe dieser politischen Verbindung entgegen war, beschloß sie gegen diese Partei in Versailles selbst festen Fuß zu fassen, und durch die Stiftung eines Ehebündnisses mit einem Enkel Ludwig's des Funfzehnten dem mächtigen Frankreich die Hände zu binden; daß sie ihre Tochter aufopferte, entging ihrem sonst klaren Verstande. Sie hoffte dadurch zu gleicher Zeit die Familienbande, welche die verschiedenen Zweige des bourbonischen Hauses zusammenhielten, zu lockern, und durch ähnliche Verheirathungen in Neapel und mit Parma, Frankreich die Kräfte zu seiner ferneren Ueberlegenheit zu entziehen.

Maria Antoinette war daher in Versailles eigentlich nichts Anderes, als die Bewacherin eines Traktats, der Frankreich schädlich und Oſtreich nütz-

lich, zugleich aber gegen das Interesse aller übrigen europäischen Mächte streitend war.

England, das die Hülfe nicht vergessen hatte, welche Ludwig der Sechszehnte Nord-Amerika leistete, vermerkte es sehr übel, daß ihm durch diesen Traktat die Hände gebunden waren, daß es nicht mehr über die östreichische Militairkraft gegen Frankreich disponiren konnte; es trachtete daher nach seiner Aufhebung. Der Hof von Berlin, unzugänglich, wenn es galt Frankreich anzugreifen, war zu aufgeklärt und befolgte eine zu gesunde Politik, um es schwächen zu wollen. Keine andere Macht aber besaß Soldaten, um sie Georg dem Dritten überlassen zu können. Bemerkenswerth ist es, daß England Frankreich während der Revolution schonte bis zur Brissot'schen Kriegserklärung gegen Oestreich und sogar bis zur Einkerkerung der Königin, ein Ereigniß, in dem für England die unverkennbare Gewißheit lag, daß das ihm so verhaßte enge Bündniß des Jahres 1756 gebrochen war. Maria Antoinette stand also allen Plänen Englands gegen Frankreich im Wege.

Der König von Preußen sah nach einer anderen Seite hin in Maria Antoinette ein unübersteigliches Hinderniß für ein Offensiv- und Defensiv-Bündniß mit dem französischen Hofe. So lange die Allianz von 1756 währte, mußte Maria Antoinette ihm verhaßt bleiben; sie erinnerte ihn an die

Coalition Frankreichs und Oestreichs, um die preußische Monarchie zu vernichten. Es war mehr als wahrscheinlich, daß, wenn es dem Herzoge von Choiseul gelänge, wieder an's Ruder zu kommen, sich Oestreich rächen würde, wozu der Augenblick sehr günstig erschien, da Friedrich der Große sich dem Grabe näherte; wenigstens würde es gewiß einen Versuch machen, die Schmach des demüthigenden Friedens vom Jahre 1763 auszutilgen. Die geheimen Agenten des Königs von Preußen hatten also den Befehl, Maria Antoinette unausgesetzt zu beobachten, alle Verhältnisse zu erspähen, ihre Anhänger auszuforschen und über die Sicherheit und das Interesse Preußens auf jede Weise zu wachen, da dasselbe unbedingt durch das Bündniß Maria Theresia's mit Frankreich schon gestört sein würde, wenn nicht das Genie und das Glück Friedrich's dem zuvorgekommen wären.

Auch das Haus Savoyen hatte sich noch nicht von seiner Bestürzung über das Bündniß von 1756 erholt. Vor dieser Zeit pflegte der Hof von Turin die gegenseitige Stellung der Höfe von Versailles und von Wien zu beobachten und zu seinem Nutzen auszubeuten, und das war ihm stets gelungen. Denn während eines Krieges zwischen diesen beiden Mächten bewarb sich immer eine um seine Freundschaft und er schloß sich natürlich stets derjenigen an, deren Aussichten ihm die größten Vortheile versprachen.

Aber die gegenwärtigen freundschaftlichen Beziehungen verwirrten mit einemmale die sonst so geschickte und kluge Politik des Hauses Savoyen. Die Ehebündnisse seiner beiden Prinzessinnen mit Monsieur und dem Grafen von Artois konnten ihm nicht als eine hinreichende Sicherstellung der Freundschaft Frankreichs gelten, besonders seitdem die Uneinigkeit zwischen der Königin und Madame sowohl, als auch mit der Gräfin von Artois so hoch gestiegen war, daß die beiden Schwestern auf der einen und die Königin auf der andern Seite zwei Parteien am Hofe bildeten, die unaufhörlich beschäftigt waren, sich gegenseitig anzufeinden und einander zu verläumden und zu schaden.

Die Republiken Genua und Venedig spannen zwar keine Intriguen, ihre Agenten aber verhehlten nicht, wie unangenehm ihren Regierungen der Zustand der Ungewißheit sei, in welchem sie sich befanden, seitdem Frankreich und Oestreich gegen die schwächeren Mächte sich vereinigt hatten; war doch die erste Theilung Polens bereits im Jahre 1772 vollzogen worden.

Die kleinen protestantischen Staaten Deutschlands sahen sich gleichfalls durch dieses Bündniß bedroht und schlossen sich deshalb eng an Preußen, durch welche Vereinigung umgekehrt wieder die kleinen katholischen Staaten Deutschlands in eine drückende Lage kamen dieser vereinten unwidersteh-

lichen Macht gegenüber. Auch Schweden fand bei Frankreich nicht mehr die frühere Freundschaft; während die französisch-neapolitanische Partei mit Unruhe die Familienbande zwischen den Höfen von Madrid und Neapel sich allmählig durch die Intriguen der jungen Karoline auflösen sah, die in Neapel den Ton einer Erbin der Cäsaren anstimmte.

Das diplomatische Corps war also seit der Geburt des Dauphins bemüht, Maria Antoinette in Mißkredit zu bringen. Der Vertrag des Jahres 1756 war, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, mit eine der Hauptursachen der Revolution, welche von England aus gegen diesen Vertrag und dessen Anhänger gerichtet wurde. Die Monarchie ging daher an den Folgen eines falschen und unnatürlichen Bündnisses zwischen geborenen Feinden unter.

Uebrigens war die Königin den Agenten gegenüber äußerst wachsam, so daß diese in ihren Rapporten gar oft den Einfluß derselben als Entschuldigungsgrund für irgend eine mißglückte Negoziation anführen mußten. Europa erlebte, daß Frankreich der Theilung Polens unter Ludwig dem Sechszehnten ebenso ruhig zusah, wie unter der vorigen Regierung und zwar nur deswegen, weil Maria Antoinette die Absichten ihres Gemahls zu vereiteln verstand. Europa schrieb ferner dem Einflusse der Königin die Unthätigkeit des Grafen de Vergennes bei dem An-

griff gegen Baiern zu; auch stellte es die Wahl des Erzherzogs Maximilian, ihres Bruders, zum Kurfürsten von Köln auf ihre Rechnung. Der übermüthige Ton, den sie gegen die Minister Ludwig's des Sechszehnten annahm, zeigte übrigens die Schwäche der französischen Diplomatie in ihrer ganzen Blöße. Man kann hieraus erkennen, einmal, wie sehr die Kabinete aller Staaten die Gewalt Maria Antoinette's fürchteten, und dann, wie eifrig sie nach Mitteln suchten, um ihre Macht zu brechen.

X.

Kaiser Joseph's des Zweiten Reisen durch Frankreich.

Die Reisen Joseph's des Zweiten, der eben Kaiser geworden war, vermehrten den Verdacht Frankreichs und Europas. Alle Parteien, alle Nationen waren überzeugt, daß Joseph der Zweite nur deshalb nach Versailles gekommen wäre, um seiner Schwester Instructionen für ihr politisches Verhalten zu geben. Die Charakterschwäche des Königs war allgemein bekannt und daß die Königin dem östreichischen Interesse in die Hände arbeite, nicht mehr zweifelhaft: seit 1775 war es ihr Streben, Frankreich durch östreichischen Einfluß zu regieren. Der Graf von Vergennes war erschreckt über die Pläne, die er bei Joseph dem Zweiten vermuthen zu müssen glaubte und legte Ludwig dem Sechzehn-

ten eine lange Reihe von Möglichkeiten dar, die er bei dem Erben der Monarchie Karl's des Fünften voraussetzte und auf die er immer im Voraus dem Könige die Antworten in den Mund legte, die er Joseph dem Zweiten ertheilen sollte.

Dieser Fürst, der eben so begierig nach Ruhm war als darnach, sich Kenntnisse zu erwerben, besuchte ungezwungen die Kunstateliers und Handwerker-Arbeitsstätten, die Häfen, die Schiffswerften und die Arsenale Frankreichs. Er machte in Brest und in Havre Vorstellungen zu Gunsten seiner eigenen Marine und seines Handels. In den Provinzen war er nicht beliebt, man sagte, Joseph gerire sich nicht wie der gastfrei aufgenommene Schwager des Königs, sondern wie ein neidischer Nachbar Frankreichs. Dagegen war er in Paris populärer geworden, weil er sich dort zurückhaltender gezeigt hatte. Die Prätensionen seiner Schwester bei ihrer Vermählung und der Ton seines Bruders Maximilian hatten die Großen des Reichs schon im Voraus gegen ihn eingenommen, er wußte dies und ließ deshalb in seinem Benehmen nichts von dem habsburgischen Stolze durchblicken, sondern führte sich wie ein gebildeter Edelmann. Als Maximilian dem berühmten Herrn von Buffon einen Besuch abstattete, und dieser ihm ein Exemplar seiner damals über Alles geschätzten Naturgeschichte anbot, antwortete der unbedeutende Prinz dem großen For-r und Gelehrten: „Ich will Sie nicht berauben!“

— und gab ihm den ersten Band des Werkes, den er ihm dargereicht hatte, wieder zurück. Anders machte es der Kaiser; er bat den durch Erfahrung gewitzigten und an sich haltenden Buffon geradezu: „Haben Sie doch die Güte mir das Exemplar Ihrer nicht genug zu schätzenden Arbeit zu verehren, welches mein Bruder Maximilian bei Ihnen vergessen hat.“ Durch ein solches Benehmen milderte wenigstens der Kaiser in Paris den Unwillen, den man im Voraus auf ihn geworfen hatte, in den Provinzen aber gelang ihm dies nicht, dort wurde diese Empfindung gegen ihn allgemein.

XI.

Maria Antoinette gewinnt die Zuneigung des Königs in noch höherem Grade. Sie erhöht die Familien de Vaudreuil und de Polignac.

So leichtsinnig und unvorsichtig Maria Antoinette war, so erkannte sie doch die Gefahren, die ihr aus ihrer schwierigen, fast unhaltbaren Stellung drohten. Sie ließ es daher ihre erste Sorge sein, sich in ihres Gatten Liebe zu befestigen; und das glückte ihr leicht genug; denn Ludwig der Sechszehnte war ein gutmüthiger, ihr von Herzen zugethaner Mann und die Königin wußte so gut mit ihren Reizen und Schmeicheleien zu wirthschaften, daß sie bald Alles von ihm zu erlangen vermochte. Aber Eins erlangte sie doch nicht, sein Vertrauen nämlich in jenen Angelegenheiten, die das östreichische

Haus betrafen, welches der König nie lieben lernte. In diesem Punkte war er so difficil, daß er der Königin sogar den Eintritt in das geheime Cabinet verwehrte, welches die diplomatischen Actenstücke in Bezug auf Oestreich, sowie die nachgelassenen Papiere seines Vaters und seine Correspondenz mit dem Grafen de Vergennes enthielt und das sich in dem oberen Geschoß seines Schlosses dicht unter seiner Schmiede befand.

Die Königin faßte um diese Zeit den Entschluß, sich selbst einen Hof zu bilden und nach und nach den ganzen Rest des alten aufzulösen und zu entlassen, da er von Tag zu Tag sich ihr abgeneigter zeigte und seine Pflichten bei der Königin immer nachlässiger erfüllte. Sie bewog die Familien de Vaudreuille und de Polignac zu dem Eintritt in das Hofpersonal und entließ Madame de Noailles, den Kardinal de Rohan und noch mehrere andere hervorragende Hofleute aus ihren Chargen. — Nach diesem ersten officiellen Bruche mit dem hohen Adel war die Königin genöthigt, sich ihren Anhängern unter dem niedern Adel zu überlassen, was ihr natürlich einen um so größeren Haß der Großen zuzog, die sich durch die Auszeichnungen und Begünstigungen, die sie jenen Parvenues bewies, beleidigt fühlten. Sie bildeten eine Ligue gegen die Königin, die in demselben Maßstabe an Kraft und Stärke zunahm, als jene mit neuen Gunstbeweisen begnadet wurden.

Die Familie von Polignac, deren ursprünglicher Name Chalancon war und die dem alten berühmten Geschlecht, als dessen Hauptnotabilität der seiner Talente sowohl als auch seiner Tugenden halber ausgezeichnete Kardinal de Polignac gilt, künstlich aufgepfropft wurde, diese Familie von Polignac, die außerdem in den Besitz der Baronie dieses Namens in Languedoc kam, vegetirte noch im Jahre 1774 in einer Dürftigkeit, die ihr nicht einmal eine bürgerliche Bequemlichkeit gewährte, da ihre ganzen Einkünfte sich auf kaum achttausend Livres Renten beliefen.

Madame Jules de Polignac, Wittwe des Grafen Jules, hatte, durch ihre bedrängte ökonomische Lage gezwungen, ihr Leben bis zu ihrem fünfundzwanzigsten Jahre vertrauern müssen. Als die Schwester des Grafen Jules, mit Namen Diana, im Jahre 1775 eine Stelle am Hofe der Gräfin von Artois erhalten hatte, bot sich damit der Gräfin Jules die erste Gelegenheit, bei ihrer Schwägerin in Versailles zu erscheinen. Die Königin wurde von ihrer Schönheit ergriffen, verliebte sich förmlich in sie und schenkte ihr unaufgefordert ihr Vertrauen. Der Graf Jules erhielt sogleich in Survivans nach dem Grafen de Tessé die Stellung eines ersten Hof-Stallmeisters der Königin und wurde im Jahre 1780 zum Herzog erhoben. Der Graf de Grammont wurde, als er die Tochter des Herzogs Jules,

Mademoiselle de Polignac, heirathete, von dem Könige zum Herzog de Guiche und zum Kapitain in der Garde ernannt, und als später die Prinzessin de Rohan-Guemenée als Gouvernante der königlichen Kinder von Maria Antoinette entlassen wurde, erhielt die Herzogin von Polignac dieses Amt und ihr Gemahl avancirte zum General-Director der Posten, in eine Stellung, welche eine der einträglichsten im ganzen Reiche war.

Die Herzogin von Polignac besaß im höchsten Grade die Kunst, Jedermann für sich einzunehmen und zärtliche Gefühle zu affectiren. Trotzdem ist es verwunderlich, daß es ihr glückte, sich der Königin zu bemächtigen, denn nicht nur der Hof und die Hauptstadt, sondern das ganze Land waren einstimmig gegen ihre Erhebung. Aber eben diese allgemeine Opposition machte sie Maria Antoinette angenehm, welcher es Bedürfniß war, ihr Vertrauen gerade denen zu schenken, die im Widerspruche mit dem Hofe standen. Maria Antoinette bedurfte eines Weibes zur Vertrauten, die sie aus dem Nichts hervorgezogen und die ihr Alles zu danken hatte; sie glaubte überdies in Madame de Polignac die Person gefunden zu haben, welche ihr für das Glück ihres privaten und geheimen Lebens nöthig war Und Madame de Polignac verstand es vortrefflich, aus dieser Sachlage den größtmöglichen Nutzen zu ziehen.

Madame de Polignac war von der Natur mit einem höchst seltenen Talente ausgestattet: sie verstand es nämlich, wie die beste Schauspielerin die Rolle der Sentimentalität mit vieler Naivetät durchzuführen; sie konnte wie die keuscheste Schönheit erröthen und wie die reinste Unschuld verlegen werden. Sie beherrschte ihre Gefühle so wohl, und hatte sich selbst in jedem Momente so sehr in der Gewalt, daß sie Jeden, und Maria Antoinette vor Allen, täuschte. Dabei war sie stets darauf bedacht, die königliche Gunst auch den Mitgliedern ihrer zahlreichen und in ihren Anforderungen unersättlichen Familie zu Gute kommen zu lassen. Intriguen und schlau benutzte Umstände machten aus denselben Herzöge, Ober-Intendanten, Oberhofmeisterinnen, Staatswürdenträger und Inhaber reicher Pensionen; während ähnliche Intriguen das Haus Rohan und andere alte hohe Familien ihrer ihnen privilegirten Aemter beraubten. Madame de Polignac war übrigens so schamlos, daß sie sogar ihren Geliebten Vaudreuil in den intimsten Kreis der Königin einführte. Die Schmähungen, welche gegen sie gerichtet, die Satyren, die Pamphlets, die von allen Seiten her gegen sie geschleudert wurden, nahm sie nicht als Warnungen, sondern nur als Mahnungen, so schnell als möglich sich und die Ihrigen zu bereichern. Daraus entstand jener skandaleuse Handel mit den Aemtern, Würden und Pensionen, den

betrieben zu haben ihr die Geschichte zum Vorwurf macht. Als ihre Familie durch den allgemeinen Unwillen erschreckt wurde, war sie selbst ruhig und es gelang ihr, auch ihren Angehörigen die Furcht zu nehmen. Sie befahl den Ministern, sowie Allen, welche von ihrer Gunst lebten, auf irgend welche Art den Schreiern den Mund zu stopfen, und Herr von Calonne wußte es am Besten, was dieses Stummmachen dem Staate kostete.

Die herrische Dame von Polignac hatte aber auch einen Herrn über sich, und zwar einen recht despotischen Herrn, nämlich ihre Schwägerin, die Gräfin Diana von Polignac, durch die sie an den Hof gekommen war. So schön und verführerisch die Herzogin war, eben so häßlich und wahrhaft abstoßend war Diana. Sie hatte dafür aber, was der Herzogin abging, einen überlegenen Geist und war recht eigentlich die Urheberin des Glücks ihrer Familie, über die sie mit beinahe unbeschränkter Gewalt gebot und der sie jeden Morgen Instructionen für ihre Handelsweise an dem Tage ertheilte. Trotz ihres geistlichen Standes — sie war Canonissin — genoß sie die Freuden des Ehestandes auch ohne priesterlichen Segen und machte dem Staate in jedem Jahre ein Geschenk mit einem Kinde. Von dem Platze, den sie am Hofe im Jahre 1755 erhalten hatte, wurde sie zur Staatsdame der Madame Elisabeth befördert, wodurch diese so sehr an Ansehen

verlor, daß sie in ihrem eigenen Hause bald weniger zu sagen hatte, als Mademoiselle Diana de Polignac. Selbst Ludwig der Sechszehnte fürchtete die beiden Schwägerinnen, die Herzogin und die Gräfin Diana, so sehr, daß er, nachdem sich Madame Elisabeth nach Saint-Cyr begeben hatte, seine Schwester beschwor zurückzukehren und die Gräfin Diana mit Geduld zu ertragen, weil die Königin durchaus deren Dienste nicht entbehren könne. Diese hatte es also verstanden, dem Könige, der Königin, Madame Elisabeth und der Herzogin, ihrer Schwägerin, zu imponiren und durch sie den ganzen Hof zu beherrschen.

Die ganze Nation war empört über das scandaleuse Gebahren der Familie Polignac; aber Diana war nicht willens, dem Sturme auszuweichen. Sie benutzte die Königin als Avantgarde und als Deckung, und hatte es nach sechs Jahren glücklich dahin gebracht, deren Ruf gänzlich zu ruiniren und sie allgemein verhaßt zu machen. Eine Revolution wurde die Folge ihrer Verachtung des Hofes, und indem sich diese gleichzeitig gegen die Königin und die Damen Polignac richtete, wurden diese Letzteren mit in die Proscriptionen des Jahres 1789 hineingezogen: die Familien Polignac und Vaudreuil wurden mit Eile über die Grenze geschafft und nahmen Nichts mit hinüber als die Verwünschungen der Nation. Sechs Jahre hatten sie gebraucht,

um sich in die Höhe zu bringen, und sechs Tage reichten hin, sie in das Nichts zurückzuschleudern. Das Volk verhöhnte und verspottete sie, und die Großen schrieben alles Unglück des Staates auf ihre Rechnung.

Die Geschichte klagt Madame Jules und vor Allem die Gräfin Diana als Urheberinnen der meisten Fehltritte Maria Antoinette's an. Es wäre für diese immer noch möglich gewesen, sich in Frankreich beliebt zu machen, besonders nachdem sie Mutter eines Dauphins geworden war; dann wäre es auch leicht gewesen, eine Versöhnung zwischen ihr und den Großen des Landes zu Stande zu bringen; aber die Königin konnte sich nie dazu entschließen, die Hand zur Versöhnung zu bieten, sie hatte gar keine Ahnung von der Gefahr, die für sie in dem intimen Verhältniß mit von der Nation verachteten Personen lag. Inzwischen verkleinerte sich der Circle der Königin immer mehr. Mesdames die Tanten hatten sich schon, um kein Aufsehen zu erregen, vor einiger Zeit still zurückgezogen. Die Prinzessinnen von Geblüt erschienen nur bei officiellen Festlichkeiten, wo das Ceremoniell ihre Anwesenheit bedingte, am Hofe und die betitelten Damen machten ebenfalls ihre Aufwartung nur dann, wenn es die Etikette vorschrieb. Die Günstlingsfamilien Vaudreuil, Polignac, Polastron, Vermont, Bezenval und noch einige andere ähnlichen Schlages bildeten bald allein die

Gesellschaft Maria Antoinette's, so daß endlich Riverol beauftragt wurde, dieselbe zu heben. Aber auch dieser war, obschon ein ausgezeichneter Geist, der, wenn er wollte, viel Liebenswürdigkeit und Grazie entwickeln konnte, nicht die geeignete Person, um die Königin aus der verzwickten Lage, in die sie durch ihre Vergangenheit gerathen war, zu befreien.

XII.

Die Geburt des Dauphins. — Die zweite Lebensepoche Maria Antoinette's. — Ihr großer Einfluß.

Die Geburt eines Dauphins war das einzige Ereigniß, das die Stellung der Königin gänzlich hätte verändern und zum Bessern wenden können, und wären ihre Rathgeber klüger gewesen, so würde dies gewiß auch geschehen sein. Denn als Mutter des Dauphins war Maria Antoinette für Frankreich eine ganz andere, interessante Person; es war ja nun die Möglichkeit vorhanden, daß sie eines Tages Regentin des ersten Reiches im damaligen Europa sein könne; — aber sie selbst benutzte auch diesen Umstand nur, um ihre Gewalt und die zunehmende Schwäche des Königs zu mißbrauchen, so zwar, daß sie die Vertheilung aller Aemter und Gunstbezeugungen von dem Minister bis herunter zu dem Barrieren-Wächter an sich riß. Durch Herrn von Maurepas' Tod war die Königin von einem Minister befreit, dem sie einen Theil ihres Mißgeschickes zuschrieb; jetzt glaubte sie nach Belieben

regieren, schalten und walten, und durch Aemter- und Würdenverleihung sich ergebene Anhänger schaffen zu können. Aber das Gegentheil traf ein. Wenn sie ein Amt vergab, erwarb sie sich meist nur einen Undankbaren und zwanzig Mißvergnügte. Sie verabschiedete Herrn Amelot, den Günstling des Ministers Maurepas, und rief den Baron de Breteuil, der im Geheimen den Interessen des Hauses Oestreich eifrig ergeben war, ins Ministerium. Es war ihr auch geglückt, Monsieur de Segur, der nachmals Marschall von Frankreich wurde, zu placiren, ebenso hatte sie dem Bischof von Toulouse, der schon seit lange sehnsüchtig nach dem Ministerposten strebte, wirklich das Portefeuille der Finanzen anvertrauen wollen, was sie auch durchgesetzt haben würde, wenn nicht der König in den hinterlassenen Papieren seines Vaters gefunden hätte, daß Herr von Loménie Atheist und Philosoph sei. — Im Geheimen trug Maria Antoinette auch zu der Entfernung des tugendhaften Ormesson bei. Sie ließ Herrn von Calonne ernennen und erklärte sich zu seiner besonderen Beschützerin, weil sein oberflächlicher Charakter und seine laxe Moral sie hoffen ließ, daß er ihr ergebener Diener sein werde. Herrn de Vergennes hätte sie zwar gern verjagt, weil sie wußte, daß er in politicis ihr Widerpart war, aber der König war nicht zu bewegen, ihr diesen alten treuen Diener aufzuopfern.

XIII.

Auch die Moden in Frankreich werden durch den Einfluß Maria Antoinette's verändert.

Es war keineswegs ohne eine tiefer gehende politische Berechnung, daß ein wahrhaft asiatischer Luxus die Regierungen Ludwig's des Vierzehnten und Ludwig's des Funfzehnten auszeichnete. Die Pracht der Equipagen, in den Kleidungen, in der Zahl und Wahl der Bedienung, der Glanz der Gemächer, die scharfe Gliederung der Gesellschaft, dies Alles war nicht zufällig, es war vorgesehen und verhinderte jede Unordnung in der Hierarchie des Hofes. Maria Antoinette war die Erste, welche dieses ächt conservative Prinzip der Monarchie erst antastete und dann zerstörte, so daß die Großen des Reiches kurz vor der Revolution für gewöhnlich nur noch einfache und wenig kostbare Kleider trugen; das alte Kostüm war zur ceremoniellen Hoftracht geworden.

Nachdem es am Hofe immer öder und stiller und dafür die Hauptstadt der Mittelpunkt für Intriguen geworden war, lebte die königliche Familie in dem stolzen Versailles wie schlichte Bürgersleute und auch Fontainebleau und Compiègne wurden alle Jahr verlassener und verwaister. Dieselben Gesichter zeigten sich immer und immer wieder in Versailles und ermüdeten endlich Maria Antoinette in dem Maaße, daß sie ihre Residenz nach Saint-Cloud zu verlegen beschloß. Sie hoffte, der Hauptstadt näher, werde sie ihren alten Einfluß wiedergewinnen. Aber sie bedachte nicht, daß sie eine, der königlichen Würde durchaus unangemessene Rolle spielte, indem sie Hofleute aufsuchte, statt ihnen, wie es früher Sitte war, als eine Gnade zu gestatten, sich ihr nähern zu dürfen. Auch hatte sie sich ganz über den Erfolg dieses Mittels getäuscht, denn statt in Saint-Cloud den Zulauf und die Huldigungen der Großen, die sie suchte, zu finden, machte sie sich selbst zu einem Schauspiel mitten unter den gewöhnlichen und groben Belustigungen, welche von dem Volke und dem Pöbel von Paris, der alljährlich dorthin strömt, um die Wasserkünste spielen zu sehen, veranstaltet werden. Monsieur Lenoir hätte die beste Aufklärung darüber geben können, welche Summe und Mühe es alljährlich der Polizei kostete, um den bestellten Ruf: „Vive la Reine“ hören zu lassen. Die Pariser pflegten zu sagen, sie gingen nach Saint-Cloud

um „die Wasserkünste und die Oestreicherin“ zu sehen, wenn sie nicht etwas noch Schlimmeres sagten.

Man sieht, daß sich die Königin selbst der Mittel beraubte, womit der Glanz der königlichen Majestät, der der Menge so ungemein imponirt, aufrecht erhalten wird. Das Schloß von Versailles war ihr verleidet, sie hielt sich daher mehr in Trianon auf, wo sie, Lenôtre's und anderer berühmter Gartenkünstler Geschmack verachtend, den allerdings geläuterten freieren Schmuck und die malerischen Formen der englischen Parkanlagen einführte. Maria Antoinette übersah es thörichterweise, daß die alten Könige und Königinnen in ihre Freuden und Belustigungen jederzeit die Majestät und den Glanz systematisch verwebt hatten; die Schlösser von Vincennes, Compiègne, Fontainebleau waren sämmtlich schon in der Geschichte Frankreichs berühmt geworden, und hatten stets zu den periodischen Belustigungen des Hofes gedient; jetzt wurden die alten Wälder, die sie umgaben, und die ihnen ein geheimnißvolles, oder wenn man will, ein feenartiges Aussehen verliehen, ganz verlassen und aufgegeben; die Königin eilte nach Saint-Cloud, einem Schlosse, das durch die Orgien des Hauses Orleans bekannt geworden war und jetzt den Parisern zum Sammelplatze diente; dort war sie allsonntägliche Zuschauerin bei den Regatten, Wettläufen und anderen niedrigen Volksspielen, ihren Anblick zu etwas All-

täglichem machend, während früher die Majestät dem Volke eine seltene, für lange Jahre eine Erinnerung zurücklassende Erscheinung gewesen war.

Maria Antoinette benutzte alle Gelegenheiten, um die früheren Kostüme zu verändern und zu vereinfachen und that dies, wie es schien, absichtlich, um der Industrie Frankreichs zu schaden. Die Prachtliebe des Hofes war ehemals eine Quelle des Reichthums für die Künstler und Fabrikanten Frankreichs gewesen, und die Stadt Lyon, der Centralpunkt für die Seidenwirkerei, belebte die südlichen Provinzen, deren Hauptreichthum die Seidenwürmer ausmachten. Alle Jahre kaufte Lyon und Languedoc für funfzig Millionen Seide und verkaufte für hundert Millionen verarbeitete Zeuge, deren Muster und Formen fünf bis sechs mal in jedem Jahre gewechselt und geändert wurden. Man sagte jetzt, der östreichische Kaiser beneide Frankreich um diesen Reichthum, der ihm aus der Seidenkultur erwachse, und man machte es Maria Antoinette zum Vorwurf, daß sie als Königin von Frankreich die Pläne ihres Bruders unterstützt habe, um die Manufakturen Lyon's zu zerstören. Man klagte sie ferner an, daß sie in dieser Absicht die Revolution in der Kleidung und in den Moden in Frankreich zu Wege gebracht habe, wodurch allerdings den Linnenfabriken der Niederlande ein großer Vortheil erwuchs, deren Industrie zu beleben, gerade ihr kai-

serlicher Bruder sich so angelegen sein ließ. Das Wahre an der Sache war indeß der Umstand, daß die farbigen Seidenzeuge Frankreichs aus der Mode kamen, als die Königin sich — freilich gegen die Etikette, aber zum Vortheil ihrer Schönheit — wie ihre Kammerfrauen in Weiß kleidete. Brüssel bereicherte sich und Lyon verlor zwei Drittel seiner Manufaktur-Bevölkerung.

Ludwig der Vierzehnte hatte alle Höfe Europas den Fabriken Lyons zinsbar gemacht: nicht weniger als vierundzwanzig Millionen flossen jährlich von allen Nationen Europas nach Lyon für jene prachtvollen Brokate, Seiden-Damaste, Persiennen und mit Gold oder Silber durchwebten Zeuge. Die Gemahlin eines Dauphins unter Ludwig dem Vierzehnten hatte diesen Zeugen ihren Namen gegeben, und jetzt verarmten diese Manufakturen durch eine Königin von Frankreich, und was das Schlimmste war, wie das Volk, wenn auch verleumderisch, sagte, in absichtlicher und berechneter Hebung der Fabrikation eines anderen Landes. Die Revolution, welche die Königin in den französischen Moden bewirkte, machte mehrere tausend Familien mit einemmale geschäftslos und gab sie der Armuth und dem Laster anheim. Das Mißvergnügen darüber machte sich in lauten Verwünschungen Luft. Die Fabrikanten Lyons überreichten Mesdames, den Tanten des Königs, ein Memorial, in welchem sie die Nothwendigkeit nach-

gewiesen, ihre alte Industrie aufrecht zu erhalten, und die Einfuhr fremder Manufaktur-Erzeugnisse zu verbieten. Dieses Schriftstück übergaben jene dem Könige und machten der Königin höfliche Vorwürfe über ihren Antheil an diesen traurigen Verhältnissen, wurden damit aber, wie sie leicht hätten voraussehen können, mit Stolz zurückgewiesen. Alles, was das Genie der Künstler und der Geschmack der französischen Frauen Schönes und Edles im Kostüm erfunden hatten, wurde nur noch für seltene Feste und Gallatage beibehalten. Die großen Roben mit den langen Schleppen verschwanden, dagegen kamen jene Anzüge der öffentlichen Weiber in Aufnahme, die die körperlichen Reize unverhüllt ließen: allerdings der Königin und der ebenso schönen Herzogin Polignac standen sie gut; nie aber vermochte sich der Hof zu der alten Pracht und dem imponirenden Glanze der beiden vorigen Regierungen wieder zu erheben. „Man vermochte eine Herzogin nicht mehr von einer Schauspielerin zu unterscheiden,“ — sagte Montjoye, der Lobredner Maria Antoinette's. Und wie die Seidenmanufactur büßten auch die Werkstätten ihr früheres reges Leben ein: man hat berechnet, daß durch die gewaltsame Umänderung der Mode die Fabriken Frankreichs einen jährlichen Ausfall von mehr als hundert Millionen hatten, die in die Niederlande gingen. Und als England später mit Frankreich den Traktat geschlossen hatte,

welcher die Manufacturen des letzteren gänzlich zerstörte, da endlich erwachte der Nationalgeist in der französischen, in ihrer materiellen Existenz bedrohten Mittelklasse, — und diese zur Ruhe geneigte und der Ruhe bedürftige Klasse thätiger, fleißiger, aufmerksamer und unternehmender Bürger erhob sich gegen die Regierung, durch welche die Nation zu gleicher Zeit erniedrigt und zu Gunsten Oestreichs arm gemacht wurde.

Auf den thörichten Geschmack für Leinenzeug und Battiste folgte die noch thörichtere Liebhaberei für die Schauspiele in den sogenannten „petits appartemens.“ Dem Könige verursachten derartige Belustigungen, wenn er ihnen anwohnen mußte, große Langeweile. Maria Antoinette aber wetteiferte mit den Schauspielerinnen, und spielte in ihren Zimmern selbst mit und zwar nicht etwa die Hauptrollen, in denen meist noch einige Würde zu liegen pflegt, sondern die Soubretten, Kammerjungfern und intriguanten Vertrauten. „Ehemals“ — sagt der schon erwähnte Schriftsteller — „würde sich ein simpler Edelmann entehrt gefühlt haben, wenn das Publicum nur den Verdacht ausgesprochen hätte, daß er sich, wenn auch in dem Innersten seines Hauses, zu einem Komödianten erniedrigt habe.“ Die Königin studirte sich auch opera-buffa-Rollen ein und spielte sie mit leidlichem Geschick und Erfolg. Diese Manie brachte aber den Uebel-

stand, daß die Komödianten, die nun in die höheren Gesellschaftskreise Zutritt bekamen, deren so schon laxe Moral noch mehr verschlechterten. Sehr oft führte Maria Antoinette ihre Rollen geradezu schlecht durch und wurde dann von der Kritik durchaus nicht geschont; als sie einmal durch ihr Spiel der Gesellschaft sehr wenig Vergnügen, wohl aber viele Langeweile bereitet hatte, sagte Jemand so laut, daß sie es hören mußte: „Das nenne ich doch königlich schlecht gespielt!“ Eine Dame, die die Königin oft und in den verschiedenartigsten Rollen in Trianon hatte auftreten sehen, meinte: „Maria Antoinette hat Talent für die Bühne, aber freilich nur das einer Schauspielerin mit eingewurzelten üblen Manieren.“ Das war vielleicht etwas zu strenge, es steht aber fest, daß sie durch ihre Vorliebe für das Schauspiel, noch mehr aber durch ihr eigenes Schauspielern nicht nur die königliche Würde herabsetzte, sondern auch ihren Ruf, der so schon nicht der beste war, vollends untergrub.

XIV.

Die Sitten Maria Antoinette's. — Die nächtlichen Scenen auf der Terrasse und im Park von Trianon. — Anekdoten.

Es war eine ganz natürliche Folge, daß die Königin, welche sich die Feindschaft Aller zugezogen hatte, auch von Allen geschmäht wurde. Die Nachwelt muß indessen diese Beschuldigungen vorsichtig aufnehmen; denn der Haß ist ungerecht und stempelt nur zu gern ein entschuldbares Vergehen zu einem todeswürdigen Verbrechen. Aber wie die römischen Kaiserinnen und die Königinnen des Mittelalters der Geschichte angehören, so auch Maria Antoinette, die auf das Geschick Frankreichs mächtig, wenn auch nicht segensreich eingewirkt hat; wir wollen deshalb zu ihrer weiteren Charakterisirung einige Facta über ihren Wandel anführen, und zwar solche, die von gut unterrichteten Personen mitgetheilt und während

der Revolution durch das Untersuchungstribunal constatirt worden sind.

Maria Antoinette betrug sich, so lange Ludwig der Funfzehnte lebte, mit viel mehr Vorsicht und Bescheidenheit, als später, nachdem sie Königin von Frankreich geworden war; von da ab bis zur Zeit der Geburt ihres ersten Kindes that sie Nichts, um die übeln Gerüchte, die von ihren Feinden absichtlich über sie in Umlauf gesetzt wurden, Lügen zu strafen. Eduard, genannt der schöne Dillon, und Herr von Coigni galten allgemein für ihre begünstigten Liebhaber, und auch mit dem Grafen von Artois sollte sie den vertrautesten Umgang gepflogen haben.

Es mag dahin gestellt bleiben, ob diese Beschuldigungen Grund hatten oder nicht, unumstößlich fest steht es aber, daß die Aufführung Maria Antoinette's im höchsten Grade unköniglich und gar nicht geeignet war, ihr die Achtung der Franzosen zu erhalten. — Die Hofdamen der verstorbenen Königin, wie Madame de Noailles und einige andere, versuchten vergeblich an dem jungen Hofe den anständigen Ton und die Würde ihres Ranges aufrecht zu erhalten. Als Ludwig der Sechszehnte den Thron bestieg, gehörten die Damen von Talleyrand, von Grammont, von Tavannes, d'Adhemard, de Chaulnes, de Düras', noch zum' Hofpersonal; sie zogen sich aber sämmtlich bald zurück, als sie merk-

ten, daß sie der Königin beschwerlich fielen, und diese so sehr die Achtung gegen sie aus den Augen setzte, daß sie sogar Hohn und Spott mit ihnen trieb.

Auch die anderen Damen, die nicht geradezu zum engern Zirkel Maria Antoinette's gehörten, wurden nicht schonender behandelt. Eines Tages kam z. B. die Herzogin von Charost, die Wittwe des berühmten Philanthropen, nach Versailles, um der Königin ihre Aufwartung zu machen, wurde aber sehr übel von ihr aufgenommen. Ebenso stolz, wie die Königin unvorsichtig, zog sich die Herzogin zurück und schwur, nie wieder an den Hof zu kommen. Der König suchte die unangenehme Geschichte beizulegen, er sendete noch an demselben Abende einen Pagen an die Herzogin, sie zum Souper in dem intimsten Zirkel einzuladen.

Sobald Maria Antoinette Königin geworden war, schuf sie sich einen eigenen Hofstaat und vergab alle Stellen an Damen ihres Alters; Hofmeisterin wurde die Herzogin de Cossé, eine Tochter des berühmten Herzogs de Nivernois, eine kluge Dame, deren Rathschläge zu befolgen ein Glück für die Königin gewesen sein würde; da sie dies aber nicht that, so zog sich Madame de Cossé, die ohne eigenes Interesse ihre Pflichten erfüllte, bald zurück und überließ ihre Stelle der Madame de

Mailly, der bald darauf Madame d'Ossun als Nachfolgerin gegeben wurde.

Der Hofstaat der Königin zeigte stets neue Gesichter. Man warf Maria Antoinette eine Unsittlichkeit vor, die jene der russischen Czarinnen noch übertroffen haben sollte und nur mit der der alten römischen Kaiserinnen in eine Parallele zu setzen gewesen wäre. Madame de Marsan hielt es für ihre Pflicht, den König über die darüber umlaufenden Gerüchte aufzuklären, wodurch die Königin begreiflicherweise sich auf das tödtlichste verletzt fühlte; Madame de Marsan quittirte darauf den Hofdienst, die Damen Rohan-Guemené, de Lamballe ebenfalls und Maria Antoinette warf endlich ihre ganze Zuneigung auf Madame Jules de Polignac, die sich bis zum Jahre 1789, wo sie emigriren mußte, in derselben zu erhalten verstand.

Man machte es der Königin ferner zum Vorwurf, daß sie in gar zu intimer Verbindung mit Madame Bortin, der berühmtesten Modehändlerin der Hauptstadt, sowie mit Mademoiselle Guimond, einem Bürgermädchen Renaud und einer anderen Gentil stehe. Den größten Skandal aber erregten jene nächtlichen Scenen auf der Schloßterrasse in Trianon. Man wollte nämlich wissen, daß, sobald der König zur Ruhe sei, sich die Königin und der Graf von Artois unter die auf der Terrasse versammelte Menge mischten, welche von Weibern aller Klassen, maskirt,

in weite Mäntel verhüllt, und von Männern in großen Hüten und Kappen gebildet wurde. Der Hof erholte sich hier vom Zwang der Etikette und genoß während der Nacht ganz ausgesuchte Freuden, die ihm bald so zum Bedürfniß wurden, daß er sie nicht mehr entbehren konnte. Welcher Ton bei diesen Zusammenkünften herrschte, kann man aus folgender Anekdote abnehmen. Ein junger, sehr schöner Unteroffizier trat einmal die Königin mit den Worten an: „Madame, verzeihen Sie meine Dreistigkeit, aber ich kann nicht anders, ich muß Sie entweder umarmen, oder sterben." — „Weder das Eine noch das Andere!" erwiederte Maria Antoinette, zog aber Erkundigungen über die Verhältnisse des Jünglings ein und nicht lange nachher erhielt er die Officiers-Epauletten.

Auf diese Lustbarkeiten in Trianon folgten dann noch eigenthümlichere Promenaden, bei denen Vaudreuil, Besenval, Prinz d'Hennin, Adhemard, Diana die Herzogin Jules Polignac u. A. die gewöhnliche Gesellschaft der Königin bildeten. Man belustigte sich dabei mit ganz eigenthümlichen, oft sehr wenig anständigen Spielen, von denen das folgende noch bei Weitem nicht das schlimmste war. Eines Tages hatte die Königin die Naturgeschichte der Hirsche im Büffon gelesen; da fiel ihr ein, wie hübsch es sein müßte, wenn sie mit ihrer Gesellschaft einmal Hirsche spielte. Sie ertheilte also schleunigst den Be-

fehl, daß alle, Männer sowohl als Damen ihrer Gesellschaft, sich in Hirschhäute kleiden und Hirsche und Hinden darstellen sollten. Die ganze Gesellschaft irrte in diesem Kostüme wirklich im Parke umher.

Solche und ähnliche Spiele des Leichtsinns und auch wohl der Verderbtheit befleckten den Ruf der Königin, und wenn auch nicht Alles so schlimm gewesen sein mag, wie es uns überliefert worden ist, so bleibt doch gewiß noch genug und übergenug, um die unerschütterliche Treue Ludwig's des Sechszehnten für seine gar nicht engelreine Königin zu bewundern.

Nach dem schönen Eduard Dillon, nach Coigni und vielen anderen Liebhabern folgte der Graf Fersen, ein schwedischer Edelmann. Er war geschickter als seine Vorgänger; er spielte nie den schmachtenden Anbeter, sondern wußte durch Kälte und erregte Eifersucht die Königin so zu bezwingen und zu unterjochen, daß sie ihn erst fürchten und später wahrhaft lieben lernte.

Man hat die Königin Maria Antoinette auch der maaßlosesten Verschwendung angeklagt. Eine Rechnungsablegung, die man in Versailles unter den Papieren Ludwig's des Sechszehnten fand, vermindert aber einigermaaßen das, was die brissontinische und orleanssche Partei ihr in dieser Beziehung vorgeworfen haben.

Für ihren Hofstaat verwendete die Königin jährlich vier Millionen sechsmalhunderttausend Livres.

Sie ließ besondere Pensionen auszahlen:

dem Tanzmeister Laval,
dem Ballet-Componisten,
der Sängerin La Brosse,
dem Opern-Componisten de la Garde,
dem Instrumentenmacher Chiquetier.

Saint-Cloud kostete ihr jährlich viermalhundert-undzwanzigttausend und Trianon zweiundsiebzigtausend Livres.

XV.

Die Ursachen zur Feindschaft zwischen der Königin und dem Herzog von Chartres, nachmaligen Herzog von Orleans.

Der Herzog von Chartres hatte sich zur See, in der Schlacht bei Quessant, ausgezeichnet. Bereits hatten sich mehrere Schiffskommandeure in einen Hafen zurückgezogen, nur der Herzog von Chartres schlug sich noch mit der äußersten Bravour und stellte nicht allein die Schlacht, die schon halb verloren war, wieder her, sondern gewann schließlich den Sieg über den Admiral Keppel, den England für den geschicktesten und tapfersten seiner Seehelden hielt. Er war dann auch der Erste, der dem Könige die Nachricht von diesem Siege überbrachte.

Seine Ankunft in Versailles fiel auf den ersten August. Am folgenden Tage ließ die Königin, statt, wie es üblich war und schicklich gewesen wäre, den

von ihm erfochtenen Sieg durch ein Te Deum zu feiern, ein solches zur Verherrlichung ihrer gesegneten Leibesumstände singen. Der Herzog von Chartres eilte im höchsten Aerger über die ihm so absichtlich zugefügte Beleidigung noch an demselben Abend nach dem Palais-Royal, wo er sich auf seine Weise für den ihm gewordenen kalten Empfang in Versailles entschädigte.

Die für Ehre und Ruhm so sehr empfänglichen Pariser huldigten dem Herzoge dagegen auf alle Arten. Nicht nur, daß das Palais-Royal und seine Umgebung auf das glänzendste illuminirt wurde, das Volk verließ auch, die äußerste Freude bezeigend, den Garten die ganze Nacht hindurch nicht; ja in der großen Oper wurde des sonst gar nicht beliebten Herzogs Büste feierlichst bekränzt.

Die Königin, die sich über diese Huldigungen, die sie für eine Demonstration hielt, ärgerte, ließ Couplets machen als Parodie derjenigen, welche Monsieur d'Orviliere zum Lobe des Herzogs gedichtet hatte; diese Couplets sollten den Herzog dem Gelächter preisgeben, und es befand sich u. A. auch folgender Vers darunter:

„Tel cherchant la toison fameuse,
Jason, sur la mere orageuse,
Se hasarda;

Il' n'en eut qu'une: et pour tes peins
Nous t'en promettons deux douzaines
A l'Opéra.

Diesem Verse folgten nach andere ähnlichen Inhalts; der Herzog von Chartres wurde dadurch förmlich zur Wuth gebracht, er ließ Maria Antoinette, die sich im fünften Monate ihrer Schwangerschaft befand, sagen, daß sie ihm ebenso verächtlich als Gattin, wie als Königin erschiene, und daß die Kinder des Herrn von Coigni nie zu der Ehre kommen sollten, seine Herren zu werden.

Der Herzog von Chartres hatte in der Marine von unten herauf gedient; er war als Fähnrich in den Dienst getreten und wurde erst nach und nach Lieutenant, Schiffs-Kapitain und endlich Geschwader-Chef. Sein Streben war, Admiral in Survivans zu werden; das war eine Stellung, die der Herzog von Penthièvre, sein Schwiegervater, inne hatte, und die zu den vornehmsten des Reiches gehörte. Er erreichte aber sein Ziel nicht: der Haß Maria Antoinette's trat dazwischen. Um ihn zu trösten, ernannte ihn der König zum General-Obristen der orleansschen Husaren, welche Ernennung der Partei der Königin wiederum Stoff zu Sarkasmen gab; sie meinte, diese Belohnung auf dem Lande sei zu groß für die Thaten, die der Herzog von Chartres zu Wasser ausgeführt habe.

Der Herzog, der diese Anekdoten selbst als ge-

heime Ursachen seiner unversöhnlichen Uneinigkeit mit der Königin angegeben hat, fügt noch eine andere hinzu, die auch Aufmerksamkeit verdient. Er behauptet nämlich, die Königin habe ihn eines Tages zum Ehebruch verleiten wollen, er aber sei fest geblieben, worauf sie jenen an Raserei grenzenden Haß auf ihn geworfen habe. Es ist freilich nicht recht glaublich, daß die schöne Maria Antoinette von dem in diesem Punkte gar nicht difficilen Herzog von Chartres einen Korb solle erhalten haben; er giebt indeß an, er habe in Ruhe und Frieden leben wollen und gefürchtet, eine solche Hofintrigue könne schwere Folgen nach sich ziehen. Factisch ist, daß Maria Antoinette, während der Debatten über die Wiederkunft der Parlamente, ihrer Galanterie mit dem Herzog von Chartres halber angeklagt wurde. Aber dieser hatte allerdings triftige Gründe, selbst die höchste Gunsterweisung der Königin zurückzuweisen; denn er war der Erbe des ehrgeizigen Strebens nach der Krone, welches die Herzöge von Orleans zu jeder Zeit, selbst unter der Regierung des mächtigen Ludwig's des Vierzehnten, als erste Prinzen von Geblüt bewiesen haben.

Philipp von Orleans hatte in einem verzweifelten Augenblicke Vorstellungen zum Besten seiner Familie gemacht; sein Sohn, der sich in Saint-Genevieve mit frommen Uebungen beschäftigte, sagte eines Tages zu Quattard, dem Mitgliede der Aka-

demie der Wissenschaften: er werde, wenn der Sohn des Dauphins an den Masern sterben und ihm Spanien dann die französische Krone streitig machen sollte, zu Pferde und bewaffnet Saint-Genevieve verlassen, um für sein gutes Recht zu kämpfen. — Auch der Herzog von Orleans, der Vater des Revolutionärs, war, trotz seines schwachen und furchtsamen Charakters, doch lebhaft für seine Geburtsrechte eingenommen; und wenngleich der Bürger Egalité unaufhörlich versicherte, daß seine Absicht nur gewesen sei, die lasterhafte Königin Maria Antoinette zu stürzen, so muß die Geschichte doch alle Facta, die zur Begründung eines unparteiischen Urtheils in späterer, durch Leidenschaften ungetrübter Zeit führen können, aufzeichnen; darum mag auch hier eine Anekdote angeführt werden, welche der Herzog von Chartres später, als er selbst Herzog von Orleans geworden war, erzählt hat. Sie ist so sonderbar und charakterisirt so lebendig die Moralität und Schwächen jener Zeit, daß wir es für billig finden, ihr ein eigenes Kapitel zu widmen.

XVI.

Die Mystifikation des Herzogs von Orleans urch einen Unbekannten.

Noch jetzt vielleicht können sich Einzelne erinnern, mit welchem Enthusiasmus die Großen Frankreichs und überhaupt alle Pariser von gutem Tone dem berühmten Abentheurer Cagliostro huldigten, der den Kardinal de Rohan zum Beispiel mit dem verstorbenen Marquis d'Alembert, mit dem ebenfalls verstorbenen König Friedrich dem Zweiten von Preußen und mit Herrn von Voltaire, der bereits seit acht Jahren im Grabe lag, speisen ließ. Ja der schlaue Betrüger wußte die im Punkte der Erkenntniß gewiß nicht starke Eminenz zu überzeugen, daß er, Cagliostro, nicht nur als Gast bei der Hochzeit zu Kanaan, sondern auch bei Mahomets Flucht nach Medina zugegen gewesen sei.

Ein anderer Betrüger, mit Namen Bleton, gab vor, in die Tiefen der Quellen hinabschauen, Geister citiren zu können und überhaupt mit den Todten ebenso gut wie mit den Lebenden zu stehen. Diese und ähnliche Wunderleute damaliger Zeit fanden in Frankreich viele Gläubige. Aber nicht nur in Frankreich, auch in Deutschland spukte es damals an allen Ecken und Enden: man denke nur an den Skandal in Eßlingen, den der Pater Gaßner erregte. Indessen wurden nicht alle Geister von dem blauen Dunste dieser Leute umnebelt. Man forschte der Quelle nach, aus welcher alle diese Teufeleien flossen, man war gewiß, daß diesem Treiben eine tiefe Absicht zum Grunde liegen, und daß es ein großer Zweck sein müsse, an welchem man solche wahrhaft ungeheure Summen setzte, wie sie namentlich Cagliostro verschwendete, der einen asiatischen Luxus und eine fast königliche Pracht zur Schau legte. Mirabeau, damals am Hofe zu Berlin, scheint des Pudels Kern getroffen zu haben, wenn er von Cagliostro sagt: „Er steht im Dienste einer Gesellschaft, die einen für sie höchst wichtigen und interessanten Zweck erreichen will.“

Wie der Kardinal Rohan, hatte auch der Herzog von Orleans seinen Cagliostro; er selbst erzählte diese Geschichte folgendermaßen:

Eines Tages fand ich in meinem Cabinet einen Menschen, von dem weder ich noch ein Anderer sich zu

erklären wußte, wie er in dasselbe gekommen war. Er hatte ein verstörtes, außerordentliches Ansehen und erbot sich, mir ganz unerhörte Dinge zu zeigen, ja, wenn ich es wünschte, mich sogar dem leibhaftigen Teufel vorzustellen, von dem ich dann alle Erkenntniß über Gegenwart und Zukunft erhalten würde. Ich nahm dieses Anerbieten an. — Aber, fügte er hinzu, Sie müssen den Muth besitzen mit mir allein zu bleiben, Monseigneur, sich in meiner Begleitung von allen betretenen Pfaden fern zu halten und eine weite Ebene aufzusuchen, über welche kein Weg führt, z. B. die Ebene von Villeneuve-Saint-Georges. Ich willigte ein. Aber dieses ist noch nicht Alles, sagte er darauf, Sie müssen auch den Muth haben, sich gerade zur Mitternachtsstunde einzufinden, ihr Gefolge in Villeneuve zurückzulassen und mich dort als Begleiter anzunehmen. Auch diese Bedingung nahm ich an. Zur bestimmten Zeit fand ich mich in Villeneuve ein, ließ dort mein Gefolge zurück, begab mich auf den Platz, wo der Unbekannte mich erwartete, und betrat mit ihm die weite Ebene. Es war eine rabenschwarze Nacht, und ich mußte allen meinen Muth zusammennehmen, denn wir begegneten einer Menge Spukgestalten, die uns mit heiserem, heimtückischem Gelächter verfolgten. Die Beschwörungsscene begann und darauf vernahm ich die verlangten Prophezeihungen; ich versprach nach Beendigung derselben meinem Be-

gleiter, ihn so oft zu empfangen, als er es wünsche, und empfing von ihm einen Ring. Verwahren Sie diesen Ring gut, sagte er, denn so lange er in Ihrem Besitze ist, werden Sie in allen Ihren Unternehmungen glücklich sein; wenn Sie aber desselben beraubt werden, so sind Sie ein verlorener Mann. Zurückgekehrt, verweigerte mein Begleiter die Annahme von fünfhundert Louisd'or, die ich ihm anbot und war nur schwer zum Behalten von funfzig zu bewegen. Er versprach wiederzukommen und hat sein Wort gehalten; er ist stets bereit, mir mit Eifer zu dienen und mir zur Erlangung nützlicher Nachrichten behilflich zu sein."

Bei diesen Worten öffnete der Herzog von Orleans seine Weste und zeigte uns einen Ring, den er unter derselben verborgen trug.

Man ersieht hieraus, wie vor der Revolution alle Mittel angewendet wurden, um deren Ausbruch zu beschleunigen. Eins dieser Mittel war die Leichtgläubigkeit und Schwäche des ersten Prinzen von Geblüt, dem man den Glauben beizubringen suchte, daß er mit dem Teufel selbst ein Bündniß geschlossen habe. Der Herzog von Orleans erklärte sich übrigens nie näher über die Contrakts-Bedingungen; er kam wohl erst da zur Erkenntniß des Betrugs, als sein Talisman nicht vermögend war, ihn vor der Guillotine zu schützen.

Der Herzog von Orleans war ehrgeizig, des-

potisch und rachsüchtig; seine Leidenschaften waren ebenso heftig, wie sein Charakter schwach und weibisch schwankend wurde, wenn der Augenblick der That eintrat. Mirabeau sagt mit viel Wahrheit, „daß er zum Heile seiner Mitlebenden nicht die Kraft besessen, die Verbrechen, welche er beschlossen habe, auszuführen.“ Er war überzeugt, daß die Revolution ein Ereigniß sei, welches für ihn glücklich verlaufen werde; — wahrscheinlich hatte das Gespenst auf der Ebene zu Villeneuve-Saint-Georges ihm diese Versicherung gegeben. Darum war er nie dahin zu bringen, sein temporisirendes System zu verlassen, er hatte nie den Muth, das, was er als Nothwendigkeit einsah und zugestand, auszuführen. „Werden Sie doch ein Cromwell,“ — sagte ihm einst de M...., „und betrachten Sie in jedem anderen Falle das Schaffot als Ihr unvermeidliches Schicksal.“ — Er verweigerte aber hartnäckig alle Entscheidungen, und hörte ruhig die Prophezeihungen des schimpflichen Todes an, die ihm von allen Seiten, auch von denen, die es gut mit ihm meinten, gemacht wurden; — wahrscheinlich hatte ihm der Teufel die Versicherung gegeben, daß er in seinem Bette sterben werde.

XVII.

Die Neigung der französischen Nation zum Mysteriösen, Allegorischen und Uebernatürlichen, die besonders in der Epoche vor der Revolution hervortrat. — Doctor Mesmer.

Der Herzog von Orleans war keineswegs der Einzige, der sich Phantasieen dieser Art überließ. Mesmer, Cagliostro, Bleton, die Martinisten, Somnambulen und deren Anhänger impften der Nation den Wahnsinn ein, der während der Revolution seine blutige Geißel schwang.

Heutzutage ist es fast unglaublich, wie Doctor Mesmer, ein deutscher Arzt ohne Ruf, in Paris, der Metropole der Philosophie und des Skepticismus, und Angesichts der Akademie der Wissenschaften und der königlichen medicinischen Gesellschaft, einen so ungeheuren Enthusiasmus für das Uebernatürliche erregen konnte. Man hat gesagt, der böse Genius, der später Frankreich revolutionirte

und verheerte, habe die Nation auf ihr schreckliches Schicksal vorbereiten wollen, indem er mystische Associationen begründete und durch die Vereinigung von Menschen, die Neigung für alles Geheimnißvolle, Ueberspannte und Allegorische besaßen, auf sein Ziel hinwirkte. Mesmer versetzte Alles in die höchste Exaltation; er zog Stadt und Hof in gleicher Weise an: Prinzen und Herzöge, die höchsten Würdenträger und Beamten des Reichs, Prälaten, Richter, Schriftsteller von Ruf, ja selbst Aerzte von gediegener wissenschaftlicher Bildung wurden seine Schüler. Sein Evangelium lautete: Wie der Magnet das Eisen anzieht, ebenso zieht ein animalischer und moralischer Magnetismus die Menschen zu einander, und wirkt in gleicher Weise wie jener mineralische Magnetismus. — Man kann sich denken, daß gerade in Paris diese Doctrin von moralischen Attractionen ungeheure Propaganda machen mußte; stellte sie doch der übersättigten und nach Abwechslung gierigen Menge völlig neue Genüsse in Aussicht! Wie süß mußte es nicht für die hohen Würdenträger sein, durch Doctor Mesmer in Rapport mit einem schönen Bürgerweibe zu kommen, und umgekehrt für diese, durch den Magnetismus zur Gemeinschaft mit einem der Großen des Staates erhoben zu werden! Jeder, der es nur irgend vermochte, gab gern Mesmer hundert Louisd'or, um magnetisirt zu werden, oder von ihm die Kunst zu erlernen selbst zu magnetisiren;

und diejenigen, denen es gar gelang, Meister zu werden und in den Besitz aller Geheimnisse der Kunst zu kommen, die bezahlten noch weit größere Summen. Gewöhnlich kam man mit Zweifeln an der Wirklichkeit des Magnetismus zu Mesmer; er besaß indeß die seltene Gabe, auf das menschliche Nervensystem so einzuwirken, daß auch der anfangs Ungläubigste ganz enthusiasmirt von ihm wegging. Warum sollte die Akademie der Wissenschaften ernstliche Versuche machen, diese schöne Illusion zu zerstören? Prinzen, Prälaten, der Adel, das Volk, alle vereinigten sich täglich bei dem deutschen Arzte, um ein Fest der Nervenüberreizung zu feiern.

Dieser Arzt, der ganz Paris mystificirte, stützte seine Charlatanerie mit dem spitzfindigsten Argumenten, die er aus den moralischen und physischen Wissenschaften herbeiholte. Die Sinne besser zu beherrschen, besonders derjenigen, welche sonst schon durch moralische und nerveuse Krankheiten angegriffen und zu seinem Zwecke gut bearbeitet waren, hatte er große magnetische baquets (Kufen oder Wannen) einrichten lassen, und um sich der Phantasie noch sicherer zu bemächtigen, nahm er die Behandlung der Kranken öffentlich vor, und zwar immer einer großen Menge nervenschwacher und hysterischer Personen zu gleicher Zeit. Er begann seine Operationen stets mit Auflegung seiner Hände. Die berührten Stellen, die gestrichen oder geknetet wurden, waren

immer die reizbarsten Theile des menschlichen Körpers. — Junge Frauen fielen natürlich durch eine so ungewohnte Behandlung bald in gefährliche Nervenerschütterungen, und selbst Männer geriethen in Zuckungen und Convulsionen: Madame de Fleury, Monsieur Court de Gebelin, Bourgade, Lecherin und noch viele Andere, die von Natur schwächlich waren, starben sogar während der Operationen.

Der Wunderdoctor Mesmer versicherte, um die Wassersucht zu heilen, Lahme gehen, Blinde sehen und Taube hören zu machen, Gicht, Podagra u. s. w. zu vertreiben, brauche er nur mit der Spitze seines Fingers, oder mit einer eigens dazu präparirten Ruthe sein magnetisches Fluidum in den kranken Körpertheil zu leiten. Er hatte Taue und magnetisirte Eisenstangen über seinen magnetischen Wannen angebracht, an welche die Kranken ihre nackten Brüste, Rücken und andere leidenden Theile legen mußten. Mesmer's Eleven trieben durch einfachere Manipulationen, durch Reibungen und dergl., die Krankheits-Stoffe aus dem Körper.

Greise, welche sich noch der Farçen auf dem Kirchhofe von Saint Medard erinnerten, schüttelten die Köpfe über die Leichtgläubigkeit Frankreichs am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts. Ihre vereinzelten Stimmen verhallten in dem allgemeinen Rausche, der den Doctor Mesmer als den Erlöser des Menschengeschlechtes ausrief.

Die Großen des Reichs, die sich ernsthaft mit Mesmer's Doctrin beschäftigten, hatten inzwischen seine Schule in mehreren Sectionen ausgebildet. Die Königin Maria Antoinette hatte sich zur Beschützerin des Magnetismus erklärt und sogar die Herzogin de Chaulnes zu dem Doctor Mesmer geschickt, um sich von ihm heilen zu lassen. Da plötzlich entzog sie demselben ihre Gunst. Man hatte ihr nämlich hinterbracht, daß mehrere Weiber im magnetisirten Zustande Klagen über ihre (der Königin) galanten Abentheuer sowie über die Verwendung der königlichen Steuern im Interesse des östreichischen Kaisers Joseph erhoben und sogar den Verdacht ausgesprochen hätten, daß sie den Grafen de Vergennes vergiftet habe. Monsieur de Breteuil, kaum noch selbst eifriger Mesmerist, schlug als ergebener Diener der Königin sofort um, er verfolgte jetzt die Anhänger Mesmer's und Alle, die zur Partei der Königin gehörten, unterstützten ihn darin. Dagegen bildeten sich unter den Chefs dieser Sekte Parteien gegen den Hof, die von Borgasse, Espremenil und dem Herzog von Orleans geleitet wurden und die, die Wiege des Mesmerismus verlassend, ein Hôtel mietheten, wo sie unter dem Vorwande des animalischen Magnetismus sich damit beschäftigten, die Grundpfeiler der Monarchie zu untergraben. Auch die Ambassadeure der fremden Mächte, neugierig wie alle Diplomaten es sind und sein müssen, niste-

ten sich in diese Logen ein und erregten die Furcht der Regierung.

Es befand sich unter diesen Adepten ein Mann mit einfachen Sitten und mit großem Enthusiasmus für die neue Doctrin, der Pater Hervier, der in Bordeaux magnetisirte, während er gleichzeitig in der Fastenzeit dort predigte. In Paris theilte sich die Sekte in zwei Hauptabtheilungen, die Propheten und die Somnambulen. Hervier versicherte, daß ganz unbekannte und unwissende Personen im somnambulen Zustande, wie die Apostel, mehrere Sprachen redeten, das Künftige prophezeieten, den Ursprung der Krankheit enthüllten, sie heilten und politische Ereignisse voraussagten. Er behauptete ferner, daß alle Besessenen, alle epileptischen Zufällen Unterworfenen, alle Wahnsinnigen vom magnetischen Fluidum erfüllt seien, daß alle Sibyllen, Orakelpriester und alle Seher unter dem Einflusse des magnetischen Somnambulismus gestanden hätten, dessen Theorieen die Mesmeristen besäßen. — Die Bevölkerung der frivolsten Hauptstadt beschäftigte sich nun mit dem Studium dieser Theorieen in der Ueberzeugung, daß die Mesmeristen wirklich die Gabe der Prophetie hätten, daß sie alle Krankheiten entdecken und heilen, daß sie in fremden Zungen reden könnten und daß selbst die Geister der Abgeschiedenen willig ihrem Gebote folgen müßten.

Wenn die Illuminaten dieser Sekte bei den

intellectuellen und mystischen Wissenschaften stehen geblieben wären, würden ihre Irrthümer nicht die Verurtheilung der Geschichte verdient haben; aber indem die Schule, sich in verschiedene untergeordnete Sekten theilend, aus der intellectuellen Sphäre herabstieg in die materiell sinnliche, unterwarf sie sich ihrem Urtheile. Man erhitzte aber die Phantasie der Großen des Reiches so sehr, daß diese in der That mit Heinrich dem Vierten und Ludwig dem Vierzehnten Conversation zu halten und zu soupiren glaubten. Ein alter Wollüstling des Hofes fand es angenehm, einen seiner Abende bei einem schwelgerischen Male mit Semiramis zu verbringen, an einem andern Cleopatra oder Sappho und Julia bei sich zu sehen. Eine Herzogin war entzückt, eine Nacht mit Alexander oder Cäsar, man weiß nicht wie intim, zu verbringen. Daß es sich dabei nicht um die ägyptische Königin Cleopatra oder den macedonischen Alexander handelte, sondern ganz einfach um sehr anrüchige Personagen des Palais Royal, begreift man wohl ohne Weiteres.

Der Vorabend der Revolution zeichnete sich also durch die sonderbarsten Verirrungen aus; das Allersonderbarste an der Sache war indeß, daß selbst verständige Männer ganz ernsthaft an die Wahrheit dieser kecken Betrügereien glaubten. Der König Friedrich Wilhelm der Zweite von Preußen hatte noch als Prinz von Preußen eine so kranke Phan-

tasie, daß der große Friedrich, sein Oheim, den Grafen von Mirabeau bat, zur Beruhigung des Prinzen ein Pamphlet gegen Cagliostro und Lavater zu schreiben. Prinz Heinrich, der große Held und Diplomat, fühlte sich ebenso beunruhigt über die Verirrungen seines einst zur Herrschaft bestimmten Brudersohns; er führte den Marquis de Lüchet in die deutschen Logen ein, der, um den Thronerben aufzuklären, in einer Schrift die Irrlehren der Illuminaten aufdeckte.

In Frankreich fand man die vornehmsten und bedeutendsten Namen als Anhänger Mesmer's: Monsieur, den Herzog von Orleans, die Herzogin von Bourbon und mehrere Andere.

Von Aerzten, die sich zu der neuen Lehre bekannten, ragte Deslon unter vielen hervor.

Unter den hohen Beamten, Prälaten und Richtern sind die Herren Maurepas, der Erzbischof von Bordeaux, Court de Gebelin, Bergasse, Esprémenil, Marquis de Jaucourt, die Herzogin de Chaulnes, Herr von Puy-Segur vorzugsweise als diejenigen zu nennen, die sich mit Leidenschaft und öffentlich zu dieser Doctrin bekannten.

Man sieht, die französische Nation war den revolutionären Mystificationen, die ihr ihre Feinde bereiteten, geneigt.

Endlich proclamirte zur Herstellung ihrer eigenen Ehre die Akademie der Wissenschaften im Verein

mit der medicinischen Facultät Mesmer als einen geschickten Charlatan und Gaukler. Nun entstand natürlicherweise zwischen den Mesmeristen und den Akademikern ein heftiger Streit, der zuletzt die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich zog. Der König ernannte Franklin, Boilly, Guillotin, Leroi, Soltin, Darcet, Bory und Lavoisier zu Mitgliedern einer Commission, die die Lehren der neuen Sekte auf's Gewissenhafteste untersuchen sollte. Sie ging mit Ernst und ohne Vorurtheil an's Werk. Die Experimental-Analyse ergab, daß Mesmer zwar ein Mann von Geist war, der die Kunst besaß die Phantasie seiner Zuhörer zu erhitzen und so zu steigern, daß dadurch Krisen und nerveuse Convulsionen eintraten, das Nerven-System erschüttert wurde und sich ein animalisch-magnetisches Fluidum mittheilte, daß aber dies letztere die von ihm behaupteten Wirkungen durchaus nicht habe. Franklins, Boillys, Lavoisiers wissenschaftlich begründeter und allgemein anerkannter Ruf öffnete dann endlich dem großen Publikum allmählich die Augen, und blieben auf Mesmer's Seite nur noch die Phantasten, die an eine Heilung der Krankheiten durch einfache Manipulationen glaubten, wie man in noch älteren Zeiten der Unwissenheit allgemein den Glauben hegte, daß die Könige von Frankreich, als allerchristlichste Könige, die Skropheln durch einfache Berührung hätten heilen können. — Diese fanatischen Aerzte vereinig-

ten sich sodann mit einigen Marktschreiern und Schülern Cagliostro's in dem Vorgeben die Todten erwecken und citiren zu können, und veranstalteten gemeinschaftlich Soupers mit Cäsar, Cleopatra, Semiramis, Marcus Aurelius, Heinrich dem Vierten, Voltaire u. A.

XVIII.

Die Geschichte des Diamant-Halsbandes. — Das Haus Bourbon verfolgt den Rest des Hauses Valois, — und eine Erzherzogin den letzten Abkömmling von dem alten Regentenstamme der Bretagne.

Man könnte sagen, Frankreich sei in jener Epoche ein Feenland gewesen, das von Kindern regiert wurde. Unerfahrenheit und Anmaßung verleiteten wirklich die königliche Familie und die Regierung zu Schritten, die sie in die sonderbarste Situation brachte; wir meinen die berüchtigte Angelegenheit mit dem Diamant-Halsband.

Bei dieser Procedur verfolgte eine östreichische Erzherzogin, die zugleich Königin von Frankreich war, den letzten der Souveraine der Bretagne in der Person des Cardinals von Rohan, und das

Haus Bourbon verfolgte den Rest des Hauses Valois bis zur Entehrung und Brandmarkung. Die, welche am höchsten im Staate standen, wurden mit dem Beile des Büttels bedroht und die, welche dem Throne zunächst standen, fürchteten das Schaffot.

In dieser höchst mysterieusen Geschichte spielte eine der öffentlichen Hetären des Palais-Royal die Rolle der Königin von Frankreich, und an welcher Stelle? und zu welcher Stunde? In dem offenen Park von Versailles und im Dunkel der Mitternacht! Was war aber der Zweck dieses nächtlichen, geheimen Zusammenkommens? Der schimpflichste Diebstahl eines Diamanten-Halsbandes, das ehemals der Gräfin Dubarry bestimmt war. Mit was für Menschen hatten es endlich die höchstgestellten Personen des Staates in dieser Angelegenheit zu thun? Mit wem mußten sie streiten und prozessiren? — Mit Fälschern und liederlichen Abenteurern, mit einem Villette, einem Bette d'Etienville, einer Demoiselle Oliva und andern ähnlichen Schlags. Wenn der Baron de Breteuil, der diese Angelegenheit leitete, nur das geringste Gefühl für Schicklichkeit gehabt hätte, so würde er die ganze Procedur im Entstehen erstickt und unterdrückt haben. Die Königin gerieth darüber fast in Verzweiflung. Der Cardinal von Rohan, der Oberhofprediger von Frankreich, wurde mitten in einer feierlichen Messe, der er im Palaste des Königs beiwohnte, verhaftet.

Und Ludwig der Sechszehnte verschlimmerte den Fehler des Barons Breteuil noch bedeutend, als er diese schmutzige Sache öffentlich zu untersuchen und abzuurtheilen befahl. Er beging aber einen noch thörichteren Streich und handelte gegen sein eigenes Interesse, als er die Angelegenheit vor das vollzählige Parlament bringen ließ, vor welches sie gar nicht gehörte. Seine Vorgänger hatten sich stets gehütet, dieser Körperschaft Angelegenheiten anzuvertrauen, die den geringsten Zusammenhang mit der Politik hatten; denn die Eifersucht derselben gegen die königliche Macht trübte gewöhnlich ihr Urtheil. Maria Antoinette wollte aber, daß der schuldige Cardinal auf das Strengste bestraft würde; sie ergriff aber freilich das verkehrte Mittel: wahrscheinlich würde er bestraft worden sein, wenn sie den Wunsch ausgesprochen hätte, daß das Parlament ihn freisprechen möge.

Mit der Halsbandgeschichte verhielt es sich, wie sie die Debats erzählen, folgendermaßen:

Am 15. August 1785 wurde der Cardinal von Rohan verhaftet.

Der Hof-Juwelier Bohmer hatte der Königin Maria Antoinette ein ausgezeichnet schönes Diamanten-Halsband zur Ansicht vorlegen lassen, für welches er eine Million und sechsmalhunderttausend Livres verlangte; als die Königin es um diesen hohen Preis nicht kaufen zu können erklärte, beabsichtigte der

Juwelier, dasselbe in England oder Holland zu verwerthen. Bald darauf erschien eine Dame unter dem Namen einer Gräfin de Lamothe-Valois bei ihm, die ihm sagte, daß die Königin sich anders besonnen und das Halsband haben wolle, wofür er in bestimmten Terminen die Zahlung in Empfang nehmen sollte; daß aber die Königin aus ihn nicht berührenden Gründen durchaus verlange, daß dieser Handel für Jedermann ein Geheimniß bleibe. — Sie zeigte dem Juwelier hierauf zu seiner Sicherstellung eine von der Königin selbst geschriebene Verpflichtung, die Bohmer jedoch für nicht ausreichend erklärte und eine noch bestimmter abgefaßte verlangte. Die Gräfin de Lamothe versprach ihm dieselbe zu senden und zwar, um das Geschäft um so leichter abschließen zu können, von einem der höchstgestellten und zugleich redlichsten Herren des Hofes mit unterzeichnet; was sie auch hielt. Der Cardinal von Rohan schloß darauf den Kauf des Halsbandes für die Summe von einer Million und viermalhunderttausend Livres ab.

Der Juwelier lieferte nun das Halsband verabredetermaßen an die Gräfin de Lamothe ab, welche ihm dafür das Schreiben der Königin einhändigte, in welchem sie sich zur pünktlichen Innehaltung der Zahlungstermine, deren erster für die Summe von viermalhunderttausend Livres auf den 1. August fiel, verpflichtete. Da sich aber der Car-

dinal an diesem Tage mit der festgesetzten Abzahlung nicht einfand, beklagte sich Bohmer darüber gegen eine hochgestellte und zum intimsten Kreise Maria Antoinette's gehörende Person. Er legte unter Anderem einen eigenhändigen Brief des Cardinals von Rohan vor, in welchem derselbe Bohmer die Mittheilung machte, daß das Halsband der Königin zugestellt sei. Eine so kecke und unverschämte Betrügerei erschien Maria Antoinette ganz unglaublich; sie bedurfte ganzer zehn Tage, um sich von ihrer Ueberraschung zu erholen, zu überlegen und Beweise zu sammeln, ehe sie die Sache dem Könige mittheilte.

Am 15. August war der Cardinal nach Paris gekommen, um an dem eintreffenden Festtage sein Amt als Oberhofprediger zu vollziehen, als er zur Mittagszeit in das Cabinett Ludwig's des Sechszehnten gerufen wurde, in welchem auch die Königin anwesend war. Als er eintrat, sagte der König zu ihm:

„Sie haben Diamanten vom Juwelier Bohmer gekauft?"

„Ja, Sire!"

„Was haben Sie damit gemacht?"

„Ich glaubte, daß sie Ihrer Majestät der Königin zugestellt seien."

„Wer hatte Ihnen den Auftrag zu dieser Commission ertheilt?"

„Eine Dame von hoher Geburt, die Gräfin de Lamothe-Valois, die mir einen Brief von Ihrer Majestät der Königin vorzeigte, und ich glaubte Allerhöchstderselben dadurch, daß ich mich dieser Negociation unterzog, einen schuldigen Dienst zu erweisen.“

Hier unterbrach ihn die Königin:

„Wie, mein Herr, haben Sie glauben können, daß gerade Sie, mit dem ich seit acht Jahren kaum ein einziges Wort gewechselt habe, von mir dazu auserſehen werden würden, ein so geheimnißvolles Geschäft zu unterhandeln, und dies noch dazu durch die Vermittelung eines Weibes, mit dem ich nie in irgend einer Berührung gestanden habe?“

„Ich erkenne,“ — sagte der Cardinal, — „daß ich selbst listig betrogen bin. Mein Wunsch, Euer Majestät zu gefallen, verblendete mich; ich sah keine Betrügerei, und diese Leichtgläubigkeit schmerzt mich tief.“

„Aber mein Herr!“ — nahm der König wieder das Wort, indem er dem Cardinal die Abschrift seiner eigenen Briefe vorzeigte, — „haben Sie einen Brief geschrieben, von welchem dies eine Abschrift ist?“

Der Cardinal sagte, nachdem er einen flüchtigen Blick auf die Abschrift geworfen hatte: „Ich erinnere mich nicht, einen solchen Brief geschrieben zu haben.“

„Aber wenn man Ihnen das Original vorzeigte, von Ihrer eigenen Hand unterzeichnet?“

„Wenn sich ein von mir unterzeichneter Brief vorfindet, so ist er auch wirklich mein eigener Brief.“

„Erklären Sie mir,“ — sagte der König — „was alle diese geheimen Unterhandlungen und diese Billette an Bohmer bedeuten?“

Der Cardinal erbleichte sichtlich, und sich mit der Hand auf einen Tisch stützend, antwortete er stammelnd:

„Sire, ich bin so verwirrt, daß ich Euer Majestät nicht auf eine solche Art antworten kann, wie . . .“

„Erholen Sie sich, Cardinal, warten Sie, bis sich Ihre Erschütterung gelegt hat, und wenn Sie unsere Gegenwart in Verwirrung setzt, so gehen Sie dort in das Cabinett, da finden Sie Dinte, Feder und Papier; schreiben Sie nieder, was Sie mir zu Ihrer Rechtfertigung zu sagen haben.“

Der Cardinal ging in das Cabinett und nach Verlauf von etwa einer Viertelstunde überlieferte er dem Könige, was er aufgesetzt hatte; es waren einige unverständliche Entschuldigungen, wodurch die Angelegenheit in Nichts aufgehellt wurde.

Der König sagte, nachdem er es gelesen hatte:

„Entfernen Sie sich, — und erwarten Sie meine weitern Befehle, die ich Ihnen durch Herrn von Villeroi zukommen lassen werde.“

Sobald der Cardinal in Begleitung des Barons de Breteuil das Cabinett verlassen hatte, wurde er

von dem Herzog de Villeroi, dem Capitain der königlichen Garde, verhaftet und von diesem dem Platz-Major Grafen d'Agout übergeben, der ihn unter sicherer Begleitung in die Bastille führen ließ.

Die Gräfin de Lamothe-Valois wurde gleichfalls verhaftet und zwar in Bar sur Aube, auf einem Gute, welches ihrem Gemahl gehörte, der sich schon nach England hinüberbegeben hatte. Anfangs leugnete sie jeden Antheil an der Sache ab und erklärte, daß man die besten und sichersten Aufklärungen darüber von Cagliostro erhalten könne, bei dem sie in der Straße Saint-Claude im Sumpfe gewohnt habe. Auch Cagliostro wurde darauf in Haft genommen, und zwar gerade in dem Augenblick, als er sich nach Lyon begeben wollte, um dort eine ägyptische Loge einzurichten. — Dieser berühmte Charlatan und Zauberer, der ganz im Ernste behauptete, auf der Hochzeit zu Canaan zugegen gewesen zu sein, hatte, wie wir dies bereits erwähnten, den Cardinal von Rohan völlig für sich eingenommen: noch am Tage vor seiner Verhaftung hatte er den Cardinal mit Heinrich dem Vierten zu Abend speisen lassen.

Zu Anfang Januars 1786 wurde das Urtheil gefällt. Der Cardinal wurde vollständig freigesprochen und verließ bald darauf die Bastille ungehindert, erhielt aber später den Befehl, sich nach dem Kloster la Chaise Dieu zurückzuziehen. Die Gräfin de Lamothe-

Valois wurde mit Ruthen gepeitscht und am 21. Juni gebrandmarkt, an demselben Tage, an welchem Ludwig der Sechszehnte seine Reise nach Cherbourg antrat. — Cagliostro wurde für immer aus Frankreich verwiesen. Das Halsband fand sich nicht mehr; es war in einzelne Theile zerlegt und die Steine theils in England, theils in Holland verkauft worden.

Eine Menge anderer Personen waren in diesen Prozeß verwickelt gewesen; unter anderen die schon früher erwähnte Mademoiselle Oliva aus dem Palais-Royal, welche eine staunenerregende Aehnlichkeit mit der Königin hatte, sowohl in Gesichtszügen, als auch in Wuchs und Haltung und die somit die Königin auf der Terrasse zu Versailles so trefflich spielen konnte. Nämlich die Gräfin Lamothe hatte dem Cardinal, um ihn davon zu überzeugen, daß das Halsband an seine Bestimmung gelangt sei, versprochen, daß die Königin Sr. Eminenz ein Pfand ihrer hohen Zufriedenheit geben solle. Beide, Madame de Lamothe-Valois und der Cardinal Rohan begaben sich zu der verabredeten Stunde, zehn Uhr des Abends, auf die Schloßterrasse, wo die vermeintliche Königin schnell bei ihnen vorüberging und dem Cardinal eine Rose reichte, welche dieser entzückt annahm und als kostbares Andenken verwahrte.

Der Graf von Lamothe, der auch der Theilnahme an der Betrügerei angeschuldigt war, schrieb

später an den National-Convent und erbot sich, freiwillig sich als Gefangener zu stellen, um die Aufhebung des ungerechten Urtheils, das in dieser Sache gefällt wäre, herbeizuführen.

„Dolch und Gift" — sagte er in seinem Briefe — „haben mich bis hierher in das fremde Land verfolgt. Ich fand sie selbst in den Bergen Schottlands, wo ich ein Asyl suchte. Ich hatte nämlich, als ich in Erfahrung gebracht, wie man gegen meine arme Gattin verfuhr, an ihren Advocaten geschrieben und mich erboten, mich in der Bastille einzufinden. Aber man fürchtete meine Gegenwart, man machte deshalb alle möglichen Versuche, mein Erscheinen zu verhindern und verkündete schließlich jenes schmachvolle Urtheil, das nicht nur meine unschuldige Gattin, sondern auch mich befleckte."

Graf Mirabeau that später alles Mögliche, um in den Besitz der Papiere des Grafen de Lamothe zu kommen und rieth diesem, mit dem größten Aufsehen gegen Maria Antoinette aufzutreten.

Aber Graf de Lamothe ging nicht darauf ein, er beschränkte sich auf eine Erklärung an Herrn de Montmorin, die er in einem Briefe an diesen vom 22. September 1790 niederlegte:

„Ich bin stets in Unwissenheit über das Gewebe dieser gefährlichen Intrigue gewesen, die einen Theil des Halsbandes, das von dem Cardinal de Rohan auf Rechnung Ihrer Majestät der Königin gekauft

worden ist, in meine Hände gespielt hat. Es ist festgestellt, daß der Prälat das Halsband vollständig erhalten hat, aber ich weiß bestimmt, daß er dasselbe meiner Gattin stückweise zustellte. Ich weiß ferner, daß sie es nicht gewesen, die dem Cardinal ein Schreiben, mit „Maria-Antoinette de France" unterzeichnet, übergeben hat; und ich finde es höchst ungereimt, daß dieser glauben konnte, Maria Antoinette von Oestreich werde sich auf dieselbe Art, wie die Tanten und die Schwestern des Königs es zu thun pflegen, unterzeichnen.

Meine Gattin wurde betrogen, sie ist ein Instrument in der Hand des Cardinals gewesen; denn der Proceß hat herausgestellt, daß der Hof-Juwelier dem Cardinal das Halsband vollendet und ganz eingehändigt hat, während es meine Gattin verstümmelt erhielt.

Madame de Lamothe empfing das Halsband, nachdem mehrere Hauptsteine aus demselben bereits herausgebrochen waren. Dieses Fragment übergab mir meine Gattin, um es zu verkaufen, indem sie mich versicherte, daß es ein Geschenk der Königin sei. Es ist wahr, die Gabe war bedeutend; aber es war ja eine Cäsarentochter, die sie ihrer letzten Verwandtin aus dem Hause Valois bot, deren Erbtheil, Europas vornehmste Krone, jetzt auf ihrem Haupte strahlte.

Die Episode mit Demoiselle Oliva scheint weniger natürlich. Der Cardinal war über die Rolle, die er spielen sollte, unterrichtet. Das was bei dieser Komödie so außerordentlich erschien, verlor diesen Charakter in Zusammenhalt mit Thatsachen, die ganz unbestreitbar waren. Als ich einige Neugierde zeigte, beruhigte man mich: die Königin will es so; sie ist eine Wohlthäterin, achten Sie ihren kleinsten Wunsch. Es waren der Cardinal und meine Gattin, die mir solches sagten.

Ich wollte hinübereilen zur Vertheidigung meiner Gemahlin. Monsieur d'Adhemard kennt alle die Intriguen, die der Graf de Vergennes anwendete, um mich daran zu verhindern."

Das ist Alles, was man über die Halsbandgeschichte weiß; sie liegt noch heute in dichtes Dunkel gehüllt. Man hat aber keinen Grund zu glauben, daß Maria Antoinette wirklich über das kostbare Halsband disponirt hätte. Wenn sie, wie dies ihre Feinde behauptet haben, sich ohne Weiteres Millionen aus dem Staatsschatze zueignen konnte, warum, kann man dann fragen, machte sie so viele Umwege und spann so complicirte Intriguen, in denen unzuverlässige Dritte und Vierte mitwirken mußten, um zu Bohmer's Diamanten zu gelangen?

Indessen wurde durch den Spruch des Parlaments die Königin nicht völlig von dem entehrenden

Verdachte gereinigt; Viele hielten fest an der Meinung, daß sie in geheimem Einverständniß mit der Gräfin Lamothe-Valois gestanden habe, um sich das Halsband zu verschaffen; der Cardinal von Rohan betheuerte zudem fortwährend seine Unschuld.

Im Laufe dieses Processes konnte und mußte die Königin übrigens zu der Erkenntniß kommen, daß sie alle Achtung in Frankreich verloren hatte. Ueberall sprachen sich auf's lebhafteste für den Cardinal die Sympathieen aus und nur solche Personen, die durch ihr Interesse an Maria Antoinette gebunden waren, wünschten seine Verurtheilung. Die Königin trieb den Eifer so weit, daß sie nach Paris kam, um persönlich mit den Richtern zu conferiren; sie gewann auch wirklich einige derselben, erreichte aber ihren Zweck nicht: der Cardinal wurde freigesprochen und zehntausend Personen aller Stände, die vor dem Parlamentshause sich versammelt hatten, begrüßten den Urtheilsspruch mit lautem Jubel, weniger um dadurch dem Cardinal, der durchaus nicht populär war, eine Huldigung darzubringen, als um indirect die Königin zu verunglimpfen. Aber Maria Antoinette wich vor der öffentlichen Meinung nicht zurück, sie gab vielmehr den Befehl, den Cardinal troß seiner Freisprechung wieder in die Bastille zurückzuführen; das Volk begleitete ihn dahin und zerstreute sich nicht eher, als bis die Thüren des Gefängnisses hinter ihm geschlossen wurden. Auch später

erfuhr der Cardinal noch einmal einen Beweis der Anhänglichkeit des Volkes, welche ihm der Haß der Königin zu Wege gebracht hatte: in ein Kloster in den Gebirgen Auvergnes verwiesen, wurde er von dort als Deputirter zu den General-Staaten zurückgerufen.

Obgleich der specielle Zweck der vorliegenden Arbeit nur der ist, den französischen Hof zu zeichnen, jede ausführliche Schilderung der politischen Partei-Streitigkeiten und der Begebenheiten der großen Revolution also außerhalb der derselben gesteckten Grenze liegt, wird es doch nöthig sein, mit wenigen Zügen anzudeuten, was zunächst die Proclamirung der Republick und dann des unglücklichen Ludwig's des Sechszehnten sowie seiner Gemahlin Verurtheilung und Tod veranlaßte.

XIX.

Die unmittelbaren Ursachen zur Einführung der französischen Republik am 22. September 1792, dem Tage, an welchem der National-Convent eröffnet wurde.

Alle französischen und fremden Darsteller, die mehr oder minder einer der revolutionären Parteien angehörten oder zuneigten, die schon seit dem Jahre 1780 damit umgingen, Frankreich in eine Republik

zu verwandeln, haben sich geirrt und Mißgriffe begangen.

Die constituirende Partei und die Partei der Feuillants verfolgten ein anderes Ziel: sie wollten für Frankreich eine Constitution mit König Ludwig dem Sechszehnten als Spitze derselben.

Auch der Gironde-Partei lagen alle republikanischen Tendenzen fern. Was dieselbe nach dem zehnten August sagte, muß der Geschichte als Anhalt dienen. Die Girondisten waren, wie alle gemäßigten Parteien damals, durch den Terrorismus erschreckt und sahen sich daher zur Verstellung genöthigt; aber ungeachtet in der Gironde-Fraction selbst verschiedene Meinungen herrschten, war doch ihr Grundprincip: während der Minderjährigkeit des Dauphins eine Regentschaft einzusetzen und vor Allem den contrerevolutionären Plänen der Königin entgegenzuarbeiten.

Selbst Robespierre hatte ursprünglich nicht die Absicht, aus Frankreich eine Republik zu machen, auch da noch nicht, als er nach dem Jahre 1789 seine desorganisirenden Motionen einbrachte. Seine Politik war vielmehr, sich gegen jede regelmäßige Regierungsform zu opponiren, sich persönlich gefürchtet und zugleich populär zu machen; er ließ es sein eifrigstes Bestreben sein, sich stets so zu benehmen, daß er dem Pöbel als ein für ihn durchaus nöthiger Mann erschiene.

Marat dachte ebensowenig an eine Republik; sein Journal verkündete zu verschiedenen Zeiten die widersprechendsten Meinungen. Er verfolgte dasselbe System wie Robespierre, sich gegen jede Art von Regierung zu opponiren und hegte die Manie zu conspiriren, um später morden zu können. In seinem Blatte, welches am 18. Juli 1792 erschien, ertheilte dieser sogenannte und sich selbst so nennende Volksfreund, nachdem er die Föderirten für seine Partei gewonnen hatte, denselben Weisungen, was sie zu thun hätten, aber er erwähnte dabei kein Wort von Republik; im Gegentheil ermahnte er vor Allem, den König und seine Familie als Geiseln zurückzubehalten.

Als in dem Central-Comité, das vor dem 10. August aus Deputirten der Sectionen sich bildete, um über die Thronentsetzung Ludwig's des Sechszehnten zu berathen, die Frage aufgeworfen wurde, was nachher werden solle, wurde von Xavier Audouin zum ersten Male die Idee einer französischen Republik aufgestellt, aber von den andern Deputirten und auch von Collot d'Herbois, der doch im Convente die erste Motion vom 22. December einbrachte, verworfen. Das Comité beschloß, daß die Petition über die Absetzung gemäß der constitutionellen Formen eingebracht und behandelt werden sollte.

Während der Zeit vom 10. August bis zum

22. September hielt Pétion, der im Convent präsidirte, jede Aeußerung über eine Republik, ja jeden Gedanken an dieselbe fern.

Danton, Marat und die ihrer Richtung mehr oder weniger entschieden Angehörenden standen noch im September 1792 zu Philipp von Orleans, und der gesetzgebende Körper ebensowohl als die Jakobiner hatten sich heftig gegen die Einführung der Republik ausgesprochen; nur Réal hatte einige Tage vor dem 10. August ein Regierungshaupt für Frankreich vorgeschlagen, wie es die vereinigten Staaten von Nordamerika in ihrem Präsidenten hätten.

Zur Zeit der vom Könige und der königlichen Familie im Jahre 1791 unternommenen aber mißglückten Flucht aus Frankreich tauchten zuerst Stimmen für die Republik auf: Robert, Xavier-Audouin, Achilles du Chatelet, Condorcet und Andere schlugen sie vor, aber mehr als ihre individuelle Meinung, als wie ein definitives constitutionelles Verlangen.

Wie damals war auch im September 1792 die Einführung der Republik eigentlich mehr die Privat-Meinung des Exministers Herrn de Montmorin und eines unbekannt gebliebenen Mitgliedes des Sicherheits-Ausschusses, als der Ausdruck eines allgemeineren Verlangens.

Der König hatte sich damals zwei Kronen zu gleicher Zeit entwinden lassen, die alte absolutistische nämlich und die constitutionelle, welche er am 10. Au-

gust verlor. Die Königin stand an der Spitze der contrerevolutionären Partei. Orleans hatte außerdem noch die constitutionelle Partei gegen sich, zu der auch die Factionen Lafayette's und Bailly's gehörten. Dieser Prinz besaß übrigens keine der Eigenschaften, welche politischen Plänen unter seiner Führung Erfolg hätte sichern können. Eine fremde Dynastie vorzuschlagen konnte füglich Niemand wagen. Danton's und Roland's provisorische Regierungen waren verhaßt, verachtet und gefürchtet. Eine Regierung des unglücklichen im Tempel gefangenen Kindes würde unter den obwaltenden Umständen eine für Frankreich unbedingt schädliche Regentschaft herbeigeführt haben; am 22. September blieb also nichts als die Republik.

An demselben Tage, an dem die Republik angenommen wurde, vereinigten sich eine halbe Stunde nach dem Schlusse des Convents Condorcet und einige Girondisten in dem Club des Speisesaals der Valois im Palais-Royal; alle schienen in höchster Verwirrung und Bestürzung. Das ängstliche Schweigen wurde endlich durch Condorcet unterbrochen, er sagte: „Ich habe bisher immer geglaubt, daß eine französische Republik eine Chimäre wäre."

Abbée Sieyes äußerte: „Sie haben die Republik votirt; aber glauben Sie, daß das souveraine Volk dieselbe sanctioniren wird? Nichts ist unsicherer

als dies, und doch erhält unser Beschluß erst dadurch Gesetzeskraft."

Es hatte also, wie man sieht, keineswegs eine vorhergehende Berathung die Proclamirung der Republik vorbereitet, sondern sie war lediglich von der gerade herrschenden Partei und den beiden Versammlungen, der constituirenden und der gesetzgebenden, gemacht; die erstere dieser Versammlungen hatte die beiden Grundpfeiler der Monarchie und der Gesellschaft gestürzt und die andere hatte den Umsturz des constitutionellen Thrones, der auf schon morschem Fundamente errichtet war, beschleunigt.

Bei der Zusammenkunft im Clubb des Valois-Speisesaals war auch der oben schon erwähnte Bürger, der de Montmorin's Ansicht geltend machte, gegenwärtig. Der Herzog von Orleans, angeklagt, im September die Prinzessin Lamballe geopfert zu haben, hatte außerdem während der ganzen Revolution weder Tugend, noch wahren Muth, noch Ehrgefühl bewiesen, er hatte also keine Hoffnung auf Erlangung der Krone. Ein fremder Prinz war der großen Masse der Nation verhaßt und würde überdies die ganze Orleans'sche Partei gegen sich gehabt haben. Der König selbst war seit dem 10. August der am wenigsten Geeignete, die königliche Gewalt wieder herzustellen. Das Alles ging vor dem Geiste jenes Unbekannten vorüber, er sah, daß Frankreich

an einem Abgrunde stand und beschloß, das System des Herrn von Montmorin durchzusetzen.

Am Tage vor der Eröffnung des Convents hatte er erfahren, daß man den König vor das Revolutions-Tribunal zu stellen beabsichtigte. Er war nicht Deputirter; weil aber der Convent am ersten Tage für Jedermann zugänglich war, so drängte er sich in den Saal, näherte sich David, der in einer Ecke zur Rechten des Präsidenten auf einer der höchsten Bänke saß, und sagte zu demselben:

„Man darf wohl den Mann, der einen Brutus gemalt hat, als den ansehen, der in dem Convente die Motion einbringen wird, daß die französische Charte aufgehoben ist und daß Frankreich fortan als Republik regiert werden soll.“

„Daran habe ich schon lange gedacht“, — entgegnete der berühmte Maler, — „aber um diese Meinung zur Geltung zu bringen, wird Einstimmigkeit aller Deputirten erfordert.“

Von David ging er zu Carra. Dieser hatte schon sein System von der Einführung einer fremden Dynastie entwickelt. „Carra!“ — sagte er, — „der 10. August war Dein Tag; Dein Journal leitete damals Alles. Aber die Erklärung der Republik muß die Vollendung Deines Werks werden....“

„Oho!“— erwiederte ihm Carra,— „eine Motion dieser Art erfordert Debatten in den Sectionen und

mit den Jakobinern; ich stelle die Motion nicht, ehe nicht jene Debatten gepflogen sind."

Nun stieg der Agitator zwei Bänke tiefer, näherte sich Collot d'Herbois und sagte zu diesem: „Frankreich muß entweder unter einer monarchischen oder unter einer republikanischen Form geleitet werden. Was die monarchische Form betrifft, so wissen wir Alle, daß sie unter einem Ludwig dem Sechszehnten, der nicht den geringsten eigenen Willen hat, unmöglich ist; es bleibt also Nichts übrig, als daß sich Frankreich entweder dem Kinde im Temple, oder dem Orleans unterwirft. Aber dieses Kind zu krönen wäre noch schlimmer, als den Vater zu krönen. Und was den Orleans betrifft, so würde unter ihm Frankreich von den Girondisten und den Feuillants, die den Knaben zum Könige haben wollen, zerrissen werden. Collot d'Herbois, Du siehst, es bleibt nur die Republik. Betritt deshalb die Tribüne, und sage dem Convent ohne Umschweife, daß die Nothwendigkeit bereits die Republik proclamirt habe."

Collot d'Herbois antwortete, er wolle darüber erst mit Marat, mit Danton, mit Robespierre und vor Allem mit seinen Wählern in Paris zu Rathe gehen.

„Wenn Du Dich weigerst, so steige ich selbst auf die Tribüne und bringe die Motion ein. Denn nach acht Tagen wird die Intrigue wieder ihr Haupt erheben und der Bürgerkrieg wird Frankreich zer-

fleischen, da sich der König von Preußen wahrscheinlich schon jetzt in Chalons befindet. Steh' auf, Collot d'Herbois, und bringe ungesäumt Deine Motion ein."

Wirklich stand Collot d'Herbois auf, drückte dem Unbekannten die Hand, schritt zwei Bänke weiter hinab, zögerte einen Augenblick, eilte dann raschen Schrittes auf die Tribüne und — erklärte Frankreich zur Republik. Philipp von Orleans, der Bürger Egalité, der in einer Ecke zur Rechten des Präsidenten saß, war der Erste, der sich bei diesem, den ganzen Convent überraschenden Antrage erhob. Seine Gesichtszüge waren entstellt; er vermochte vor innerer Bewegung nicht zu sprechen, sein Antlitz überflog eine dunkle Röthe, welcher bald darauf Leichenblässe folgte.

„Seht einmal da den König von Frankreich!" — sagte der unbekannte Urheber der Motion höhnisch zu seinen Nachbarn, auf den Herzog von Orleans deutend.

Frankreich befand sich damals in einem solchen Zustande des Verfalls, daß es mit Freuden die Republik annahm, unter der es wieder zur Gesetzmäßigkeit zu gelangen hoffte.

Philipp von Orleans hatte weder den Charakter noch die Energie, um im damaligen Frankreich die Monarchie wieder herzustellen. Wenn ihm in diesen Zeiten des Aufruhrs und des politischen Fanatismus

durch eine Verirrung des Volks der Thron überkommen wäre, dann würde er nicht nur den Haß Europas und seiner eigenen königlichen Familie mit ihren Anhängern, sondern auch der constituirenden Royalisten und der Republikaner gegen sich gehabt haben. Aber man kannte ihn, man wußte, daß er ein Schwächling und — wie in der Regel alle Schwächlinge — Tyrann war. Er hatte die Fehler Ludwig's des Sechszehnten, ohne nur eine einzige seiner Tugenden zu besitzen. Außerdem hatte er sich unmöglich gemacht, da er der Führer der Bergpartei geworden war und in offenem Widerspruch mit allen andern Parteien stand, sowie gegen alle socialen Institutionen ankämpfte. Eine revolutionaire Regierung befindet sich fortwährend im offenen Kriegszustande mit der gauzen Gesellschaft, sie ist ihrer Natur nach indeß nur ein vorübergehender Sturm.

Die Orleans'sche Partei, deren Macht auf immer neuen Verbrechen basirte, ohne daß sie doch den Muth gehabt hätte, diese Verbrechen selbst auszuführen, war auch nur vermögend gewesen, die Einführung einer constitutionellen und geregelten Monarchie zu verhindern, zu der es gewiß gekommen sein würde, wenn nicht eben von dieser Partei alle dahin zielenden Maaßregeln geflissentlich unterdrückt worden wären.

XX.

Ludwig's des Sechszehnten Urtheil. — Ansichten der gemäßigten Parteien des Konvents sowie des sogenannten Bergs, der Orleanisten, der Faktion der Fremden und der Anarchisten über den Tod des Königs.

Am Tage nach der Proklamirung der Republik erklärte sich auch Brissot mit diesem Beschlusse einverstanden; er wollte es vergessen machen, daß er noch kurz vor dem 10. August Anatheme gegen die gesetzgebende Versammlung, gegen die Anhänger der beiden Kammern und gegen eine etwanige republikanische Regierung geschleudert hatte; denn der Feind, gegen den er die Kriegs-Erklärung so eifrig betrieben hatte, näherte sich Paris. Um sich in die neue Regierung einzudrängen, bediente sich Brissot aller ihm zu Gebote stehenden Mittel und vorzugsweise der Presse.

„Außer der großen Vortheile, welche der Krieg für Frankreich herbeiführt,“ — sagte er in dem Journale, welches seinen Namen trug, — „ist es noch ein anderer wichtiger Umstand, welcher die Kriegspartei geleitet hat. Um nämlich die Franzosen von der Treulosigkeit des Hofes zu überzeugen, war es nöthig, denselben auf eine Probe zu stellen; diese Probe war ein Krieg gegen das östreichische Haus. Ohne einen solchen Krieg wären weder Ludwig der Sechszehnte noch Lafayette entlarvt worden; ohne Krieg wäre die Revolution vom 10. August unterblieben; ohne Krieg wäre Frankreich nicht zu einer Republik geworden.“

Oestreich den Krieg erklären, um Ludwig den Sechszehnten und Lafayette zu entlarven, sagten die Royalisten, das kann nur der Plan eines Schurken sein. Indessen hatte sich Brissot in Bezug auf die Kriegserklärung den Freunden Ludwig's des Sechszehnten sowohl, als auch vor Allem Herrn von Montmortin opponirt.

Dieser edle Minister, welcher die Einführung der Republik beabsichtigte, als er sah, daß die Monarchie in Frankreich unmöglich geworden war, wollte Ludwig den Sechszehnten retten; er glaubte die Zeit nicht fern, wo Frankreich, müde der Parteienkämpfe und des Blutvergießens, sich wieder zu einer gemäßigteren Regierung zurücksehnen würde. Zugleich wollte er den abgesetzten König von der

Gefahr einer fremden Dynastie oder einer Regentschaft während der Minderjährigkeit seines Sohnes befreien. Er wollte endlich Ludwig Garantieen geben sowohl gegen den Herzog von Orleans, der der Nation verhaßt war, als gegen die Anarchie, die bereits seit dem 10. August in Frankreich herrschte, als endlich gegen eine Diktatur. Eine Republik mußte nach der Ueberzeugung Montmorin's bald erschöpft und verbraucht werden. Er hielt dafür, daß die wilden Faktionen Robespierre's, der Fremden, die durch Carra gestiftet war, — die Faktion Orleans, vertreten und vertheidigt von Marat, Danton und dem Berg, sich bald gegenseitig vernichtet haben und daß in wenigen Jahren den gemäßigten Parteien die Macht zufallen werde, die dann Frankreich wieder zur konstitutionellen Monarchie und natürlich den zum Oberhaupt machen würden, der es zuerst frei zu machen versucht hatte.

Diese Meinung war eine so natürliche, daß die Republik nicht eher erklärt wurde, als bis sich im Konvente eine große Majorität von Konstitutionellen und Girondisten gebildet hatte. — Die erste Arbeit des Konvents war, nicht einen Urtheilsspruch über Ludwig den Sechszehnten, sondern über Robespierre und Marat zu fällen, wie auch eine Reform der alten französischen Konstitution.

Die Majorität des Konvents wollte unzweifel-

haft Ludwig den Sechszehnten retten, vernachlässigte aber die ganz gewöhnliche Politik, die Führer der anderen Parteien nicht anzugreifen. Der Berg, der sich zu gleicher Zeit von Braunschweig und den Brissontinern bedroht sah; Robespierre, der von Louvet gehört hatte, daß man ihn anzuklagen beabsichtige; Marat, dem man seine am 2. September begangenen Verbrechen vorwarf und der sich erinnerte, daß Brissot mit dem Ministerium Unterhandlungen zu Gunsten Ludwig's des Sechszehnten gepflogen hatte, — dies Alles waren Gründe, um den großen Revolutionären Furcht einzuflößen. Die Angst vor dem Schaffot machte sie daher entschlossen, Alles zu unternehmen, um der Majorität jede Hoffnung auf die Monarchie abzuschneiden: der Berg also zuerst forderte den Tod Ludwig's des Sechszehnten.

In Revolutionszeiten gebiert ein Verbrechen das andere. Die Majorität im Konvent hatte Robespierre auf der Tribüne angegriffen, dafür verlangte jetzt der Berg den Tod des Königs, während die Majorität umgekehrt forderte, daß man Marat verurtheile und Philipp von Orleans verbanne. Endlich, als sich der Berg durch die Septembristen verstärkte, vereinigte sich die Majorität mit den Girondisten.

In einer solchen Aufregung befand man sich, als man den Prozeß Ludwig's des Sechszehnten vornahm. — Welch ein Schauspiel bot dieser schreck-

liche Kampf zwischen den Gemäßigten und dem Berge! Niemals ist die Majestät gräulicher verunglimpft worden, als in Ludwig dem Sechszehnten. Die Gemäßigten im Konvente wurden von unsinnigen Demagogen, wie Marat, Collot d'Herbois, Billaud, Robespierre und anderen überschrieen; sie vermochten die Raserei dieser Männer, die von der Macht, mit welcher sie bekleidet worden, berauscht waren, nicht zu brechen.

Die Girondisten waren damals in eine bedenkliche Stellung gerathen. Sie hatten den Mördern in Avignon, und zwar gegen die Ansicht Brissot's, Gangeneuve's, Gaudet's, Lasacrel's, Amnestie ertheilt, weil sie der Meinung waren, man müsse temporisiren und sich nach den Umständen richten; nachdem aber Chabot, Merlin, Thuriot, Danton und Robespierre in der Partei präsidirten, die die Druckpressen Brissot's zerschlug und Verhaftsbefehle gegen ihn erließ, sahen die Girondisten, daß man weder das Besitzrecht noch die Personen respektirte.

Trotz dieser Erfahrungen ergriff die Gironde das friedliche System Cambacérès' und Anderer, die behaupteten, das Volk habe seinen Delegirten im Nationalkonvent den Auftrag ertheilt, Gesetzgeber, nicht aber den, Ankläger und Richter in einer Person zu sein. Diese weise Koalitionstaktik stellte eine Reihe von Fragen auf, die für den vormaligen König günstig waren, u. a. folgende: „Ist Ludwig ein

Verbrecher? Welches sind seine Verbrechen? Muß nicht Ludwig's Urtheil dem Volke vorgelegt und die Vollstreckung desselben bis zur Genehmigung durch die Nation sistirt werden?" — Auf diese und ähnliche Fragen lauteten die Antworten der Girondisten sehr verschieden; bald stimmten sie für Zurückhaltung des Königs in der Gefangenschaft, als Geisel, bald dafür, ihn ungehindert emigriren zu lassen, bald wieder, ihn mit allen Bourbonen aus Frankreich zu verjagen, — endlich ihn zu Allem zu verurtheilen, nur nicht zum Tode, — und Alles dieses nur, um zu versuchen, den unglücklichen Monarchen dem Schaffote zu entreißen.

Die Girondisten zeigten in diesen Debatten bei jeder Gelegenheit den Orleanisten den tiefsten Haß; denn sie waren überzeugt, daß Philipp von Orleans im Geheimen den Berg und die Jakobiner inspirirte; hatten ihm dieselben doch schon den Ehrentitel Bürger Egalité gegeben. „Ich fordere" — sagte Büzot — „daß man den Renegaten Orleans wegjage, dann werdet ihr schon morgen unsere inneren Zwistigkeiten aufhören sehen."

Aber der Berg und die Orleanisten hatten ganz andere Interessen. Wenn Frankreich von den Umständen genöthigt wurde, wieder zur Monarchie zurückzukehren, so wollte der Berg nur einen König, der ihm die Krone zu danken hätte. Die Girondisten dagegen, die sich durch eine Revolution nur

der Rache der Königin hatten entziehen wollen, waren konstitutionell und hatten sich mit dieser Partei vom Jahre 1791 im Konvent vereinigt, während der Berg und die Orleanisten im Gegentheile wollten, daß der Herzog von Orleans das verbindende Glied der Parteien bliebe; sie hatten überdieß mit ihm gemeinschaftlich den 10. August vorbereitet. Statt also in einen Aufschub der Execution zu willigen, redete diese Partei durch Thuriot folgendermaaßen:

„Das Todesurtheil ist gefällt und muß vollzogen werden. Wie will denn die Minorität im Konvent die Exekution verhindern? Hat die Versammlung nicht dekretirt, daß einfache Stimmenmehrheit entscheiden solle *)? Hat man es etwa schon vergessen, daß die Versammlung diese Mißgeburt für überführt erklärt hat, fünf volle Jahre gegen die Freiheit conspirirt zu haben? — Paris hat doch wohl nicht drei Revolutionen unternommen, um sich schließlich die Frucht derselben entgehen zu lassen? Die Pariser werden das Urtheil vollstrecken; sie

*) Der Konvent hatte in der That diesen Beschluß gefaßt und damit gegen die bisher üblichen Kriminal-Gesetze sowohl Frankreichs, wie des übrigen kultivirten Europas gehandelt, die sämmtlich mindestens zwei Drittel der Stimmen für ein Todesurtheil erforderten. Aber in Beziehung auf Ludwig den Sechszehnten glaubte man eine Ausnahme von diesem menschlichen Gesetze machen zu müssen.

müssen es, wenn sie nicht einen neuen Tyrannen haben wollen, und sie werden die Aristokraten und alle Mitschuldigen der Tyrannen zerschmettern. Die Frage ist ganz einfach. Das Volk hat Euch seinen Willen zu erkennen gegeben. Es hat Euch gesagt: „Verurtheilt den Tyrannen zum Tode." — Es ziemt Euch, das Gesetz zu erfüllen, aber nicht es zu illudiren. Was hofft man denn bei einem Aufschub von acht oder vierzehn Tagen zu gewinnen? Dem Tyrannen Mittel zur Flucht zu schaffen. Ich verlange, daß der Konvent dekretirt, daß die vollziehende Gewalt das Todesurtheil binnen vierundzwanzig Stunden vollstrecken läßt."

„Sich auf das Volk zu berufen, um ein Todesurtheil zu sanktioniren," — fügte Marat hinzu, — „wäre eine Handlung der Schwäche und Ohnmacht."

„Keine Appellation an das Volk," — sagte Legendre — „denn ich bin überzeugt, daß es in Frankreich noch Stahl genug giebt, um Dolche zu schmieden', — und daß ich noch den Muth besitze, um einen Tyrannen niederzustoßen."

Condorcet fällte über Ludwig Capet das Urtheil schuldig zu sein, aber nicht der Todesstrafe.

Mollevant bemerkte, daß der Tod Ludwig's für das französische Volk ebenso verderblich werden würde, wie es der Karl's des Ersten für die Eng-

länder geworden war; aber Nichts vermochte die blutdürstige Raserei des Bergs zu zügeln.

„Ludwig verdient noch mehr als den einfachen Tod," — sagte Lequinio, — „ich verurtheile ihn deshalb zu einer Strafe, die länger dauert und die mir geeignet scheint, anderen Tyrannen zum abschreckenden Exempel zu dienen: zur Galeere auf Lebenszeit. Schon der Gedanke an diese Strafe wird hinreichen, die Aristokraten und alle diejenigen zu erschrecken, die aus Schwäche oder Hochmuth noch an den alten Vorurtheilen hängen."

„Wie muß der Monarch gestraft werden?" — sagte Marat. — „Oeffentlich und streng. Möge der Gedanke an Mitleid und Schonung, womit man das Nationalgefühl zu verleiten sucht, fern von uns bleiben. Verzeihung würde in unsrem Falle nicht nur Schwäche, sondern Treulosigkeit und Verrätherei sein."

„Der Konvent" — sagte Robespierre der Jüngere — „darf seine kostbare Zeit nicht mit den Chikanen eines Rechtsstreits verlieren; er muß die Form annehmen, welche die allgemeine Wohlfahrt erfordert, das heißt die kürzeste. Man gewann ja die Ueberzeugung, daß dieser große Verbrecher die Brandfackel des Bürgerkrieges ins Land warf. Er ist der Vereinigungspunkt der Bösen, das Aas, um welches sich die Raubthiere sammeln. Ich bestehe darauf, daß Ludwig Capet vor die Schranken geführt werde,

um sein Todesurtheil zu vernehmen, und daß er von dort direkt auf das Schaffot steige."

„Es giebt keinen Bürger" — sagte Saint-Just — „der nicht dem Könige gegenüber dasselbe Recht besitzt, was Brutus dem Cäsar gegenüber besaß. Ludwig ist ein zweiter Catilina, er ist ein Kriegsgefangener und muß als solcher behandelt werden."

Robespierre der Aeltere sagte: „Ludwig ist kein Angeklagter. Wir haben kein Urtheil über ihn zu fällen, sondern nur eine Sicherheitsmaaßregel zu ergreifen, — einen Nationalakt zur Ausführung zu bringen. Eines abgesetzten Königs Dasein in einer Republik würde die allgemeine Ruhe stören; der ganze Zwist kann durch die wenigen Worte geschlichtet werden: Ludwig ist seiner Verbrechen halber abgesetzt; Ludwig hat, um die Franzosen als Rebellen zu bestrafen, die Armeen seiner Brüder, der Franzosen berufen. Ludwig ist schon verurtheilt, — denn sonst wäre auch die Republik nicht absolut. Gewöhnliche Formen Ludwig gegenüber anzuwenden, hieße wieder zum Despotismus zurückgehen. Ich fordere, daß der Konvent in diesem Augenblick Ludwig Capet zum Verräther an der Nation und zum Verbrecher an der Menschheit erklärt, — und daß diese Erklärung der Nachwelt durch ein großartiges Monument überliefert wird."

„Nur mit meinen Pflichten beschäftigt" — rief Bürger Egalité, der geborene Herzog von Orleans,

erster Prinz von Geblüt, — „und überzeugt, daß Alle, die sich bisher gegen die Souverainetät des Volkes verschworen haben, und fortan noch verschwören werden, den Tod verdienen', verurtheile ich diesen König dazu. Ich votire für die Todesstrafe gegen ihn als eine Warnung für die Tyrannen und eine Lehre für das Volk."

Bazir citirte den abgesetzten und verjagten Tarquinius, der sich mit einer Armee vor Rom lagerte, und Coriolan, der, des Landes verwiesen, die Republik in Gefahr brachte; er forderte Ludwig's Tod als ein Opfer für die Manen des Brutus, dessen Statue den Konventsaal schmückte.

Der Abbée Gregoir fand Ludwig zwar schuldig, forderte aber, daß er vor die Schranken gestellt und ein ordentliches Verhör mit ihm vorgenommen werde, auch daß er sich vertheidigen dürfe.

„Mehrere Tausende unsrer Brüder," — sagte Camille Desmoulins — „sollten also ihr Blut vergossen haben, um das Feld den Aristokraten zu überlassen? Nein, nein, — dann gebt uns erst die Helden vom 14. Juli, vom 10. August, die von Valmy und Gemappes zurück. — Ich fordere, daß der Konvent Ludwig Capet des Todes schuldig erkläre, und daß er dekretire, daß ein Schaffot auf dem Karussell-Platz errichtet werde, wohin Ludwig geführt werde mit einer auf der Brust befestigten Tafel und folgender Inschrift: „Meineidiger und Verräther der

Nation!" — Und daß die Königsgräber in Saint-Denis nur noch zu Gräbern für Banditen, Verräther und Mörder benutzt werden."

Carra, der sich des 10. Augusts rühmte, verlangte die Verurtheilung Ludwig's einfach nach dem Rechte der Wiedervergeltung.

Lequinio sagte: „Wenn ich mit einem einzigen Schlage dieser Hand alle Tyrannen zerschmettern könnte, würde ich es thun!" — und ein anderer Deputirter: „Wenn es noch keine Todesstrafe gäbe müßte sie für Ludwig erfunden werden."

Schließlich wurde endlich durch die Majorität dekretirt, daß Ludwig vor die Schranken geführt werden solle, um vernommen zu werden. Legendre verlangte darauf, daß eine tiefe Stille beobachtet werde, sobald er sich zeige. „Die Stille des Grabes" — sagte er — „muß den Verbrecher erschrecken."

Desermont berief sich auf das Gesetz, wonach es dem Angeklagten gestattet sei, vor seinen Richtern zu sitzen. Er erhielt wirklich für Ludwig einen Stuhl. Die Geschichte muß diesen vereinzelten Zug menschlichen Gefühls in dem Augenblick der Wildheit und des Vergessens alles Anstandes gegen einen so hoch gestellten Unglücklichen als eine merkwürdige Erscheinung aufbewahren.

„Ludwig Capet erwartet Eure Befehle!" — sagte Santerre, der den Angeklagten zu dem Prä-

sidenten vorführte. Der König, der viel ruhige Würde in seinem Benehmen zeigte, antwortete bescheiden, ohne Rückhalt und kurz. Treilhard verlangte einen Rathgeber und einen Vertheidiger für ihn. Eine Menge der Deputirten opponirten sich dagegen und Marat rief: „Oho, es bedarf hier durchaus keiner Advokatenkniffe und Chikanen!" Petion und die Majorität erklärten jedoch, daß der König unbestreitbar das Recht besäße, sich einen Defensor zu wählen. Malesherbes, der sich dazu erbot, wurde als solcher angenommen, aber auch Tronchet und Desèze traten zur Vertheidigung des Königs auf.

Auch außerhalb des Konvents hatte der König noch eifrige Freunde. Ein junger Mann von regem Gefühl und lebendigem Geiste, Mariynier, verbreitete gleich von Anfang an eine Schrift zur Vertheidigung des Königs. Der Abbée Corbin, Lehrer des ersten Dauphins Ludwig's des Sechszehnten, gab eine sehr pathetische Vertheidigungsschrift heraus. Lally-Tollendal hatte schon am 5. November von London aus von der Nationalversammlung die Ehre begehrt, den König vertheidigen zu dürfen; seine Schrift ist ein Meisterstück der Ergebenheit und Beredtsamkeit. Pichois, Haut de Guerville, Sourdet, ehemals Polizei-Lieutenant in Troyes, verlangten dieselbe Erlaubniß. Lauraquais, der Advokat Guillaume, der Buchhändler Dugour, Mazo d'Entraigues, Ri-

ston, der Kammerdiener des Königs Laroque und einige Andere wagten es gleichfalls in dieser gefährlichen Katastrophe zu Gunsten des Königs öffentlich sich auszusprechen.

In London proklamirte eine patriotische Gesellschaft, daß die Verhaftung Ludwig's hinreichend wäre, um alle Mißvergnügten zufrieden zu stellen, und eine große Anzahl Franzosen, die in London ansässig waren, unterzeichneten eine rührende Adresse an die Richter des Königs.

Narbonne, der ehemalige Minister dieses Königs, übernahm seine Vertheidigung in London, — ebenso publicirte Necker ein Meisterstück der Beredtsamkeit zum Vortheil des Königs. Diese Arbeit voll tiefen Gefühls wurde aber nicht nur von den Revolutionären, sondern auch von den Royalisten mit Hohn aufgenommen; denn beide Parteien waren gegen Herrn von Necker gleich sehr erbittert.

Die Mächte Europas waren so erschreckt von den progressiv sich steigernden Unthaten der Revolution, daß sie dieselben als stille Zuschauer betrachteten; sie schienen selbst für Ludwig's schreckliches Schicksal gefühllos zu sein; denn kein einziger unter allen Monarchen fühlte sich sicher, die Hinrichtung Ludwig's machte sie für ihr eigenes Leben zittern. Außerdem war sein Blut ein beinahe ihnen allen verwandtes. Nur der König von Spanien versuchte, und zwar mit ebenso großer Geschicklichkeit, als ka-

stilianischer Loyalität, Ludwig's Richter zu rühren; aber sie blieben unerbittlich.

Die Majorität erklärte den König des Todes schuldig, — aber sie hatte nur mit fünf Stimmen über die Minorität gesiegt. Indessen wenn der Berg auch nicht im Convente durchgedrungen wäre, Ludwig der Sechszehnte wäre doch gemordet worden; denn dann hätten die Revolutionäre Banditen in die Gefängnisse des Tempels geschickt.

XXI.

Ludwig's des Sechszehnten Testament und Tod.

Ludwig der Sechszehnte, der sich während seiner ganzen Regierung schwach und als Marionette der Königin sowohl als seiner Minister gezeigt hatte, bewies im Angesichte des Todes den Muth eines Helden und die Ergebenheit eines wahren Christen.

„Verlassen von der ganzen Welt" — sagt er in seinem Testamente, — „ist es nur der barmherzige Gott, an den ich mich wende. Mit meiner Familie in dem Thurm des Tempels eingeschlossen von denen, die einst meine Unterthanen waren, erkläre ich hiermit unter dem Beistande des Allmächtigen mei-

nen letzten Willen und meine Gefühle. — Ich sterbe in innigster Vereinigung mit unserer heiligen katholischen und apostolischen Kirche. — Ich bitte Gott demüthig um Verzeihung, daß ich gegen meinen Willen vielleicht irgend eine Handlung begangen oder zugelassen, die gegen den Glauben und die Disciplin der katholischen Kirche, welcher ich unverbrüchlich zugethan gewesen bin, verstößt. Ich bitte alle diejenigen, die ich ohne Vorsatz beleidigt habe, oder denen ich Anstoß und Aergerniß gegeben, daß sie mir dies verzeihen mögen. Ich verzeihe allen meinen Feinden von ganzem Herzen und bitte Gott, ihnen das viele Böse nicht anzurechnen, welches sie mir zugefügt haben."

„Dem Schutze des höchsten Gottes befehle ich meine unglückliche Gemahlin, meine Kinder, meine Schwester, meine Tanten, meine Brüder und alle diejenigen, welche durch die Bande des Blutes mit mir vereinigt sind; ebenso empfehle ich meine armen Kinder meiner Gattin, deren mütterliche Zärtlichkeit ich nie bezweifelt habe; ich bitte sie, vor Allem aus ihnen wahre Christen und rechtschaffne Menschen zu machen; ihnen die Höhe und den Glanz dieser Welt als gefährliche und vergängliche Dinge zu zeigen und ihre Blicke auf das zu lenken, was allein wahr ist und dauert. Ich bitte meine Schwester um ihre Zärtlichkeit für meine Kinder und darum, daß sie an ihnen Mutterstelle vertreten möge, wenn, was

Gott verhüten wolle, sie auch die Mutter verlieren sollten."

„Ich bitte meine geliebte Gemahlin, mir alles das Böse zu verzeihen, was sie um meinetwillen leidet, sowie die Sorgen, die ich ihr im Laufe unserer Vereinigung gemacht habe; sie möge versichert sein, daß ich ihr verzeihe, wenn sie sich mir gegenüber etwas vorzuwerfen hat."

„Ich bitte meinen Sohn, wenn er einmal König werden sollte, sich nur dem Glücke seiner Mitbürger zu widmen, — allen Haß, alle Rache zu vergessen, — und besonders Alles, was Bezug auf das Unglück und die Leiden hat, die ich erdulde. Ich befehle ihm, Sorge zu tragen für Alle, die mir ergeben waren. Viele von diesen haben sich leider nicht so gegen mich betragen, wie sie es hätten thun müssen, sie haben sich undankbar gezeigt; ich verzeihe ihnen, und bitte meinen Sohn, nur an ihr Unglück zu denken."

„Ich bitte, dem Communal-Rath Cleri meine Garderobe zuzustellen, ebenso meine Bücher, meine Uhr, meine Börse und alle die anderen kleinen Effekten, welche bei dem erwähnten Rath deponirt wurden."

„Ich verzeihe allen denen, welche mich während meiner Gefangenschaft hart behandelt haben. Ich

fand während derselben auch einige mitleidige Seelen, denen ich ihre Liebe leider nicht vergelten kann; mögen sie in ihrem eigenen Herzen den Lohn dafür finden!

„Ich bitte meine Freunde Malesherbes, Tronchet und Desèze, den Ausdruck meiner innigsten Dankbarkeit für die zärtliche und unermüdliche Sorge, die sie für mich gehabt haben, anzunehmen."

„Ich erkläre schließlich in diesem feierlichen Augenblick, wo ich bereit bin, vor dem Richterstuhle des barmherzigen Gottes zu erscheinen, daß ich mir keins der Verbrechen vorzuwerfen habe, wegen welcher man mich angeklagt hat."

In duplo ausgefertigt im Thurm des Tempels am 25. December 1792."

unterzeichnet „Louis."

Ludwig widmete seine letzten Stunden ganz der Andacht. „Diejenigen, die Freundschaft für mich hegen," — sagte er zu Cleri, — „müssen sich freuen, mich an das Ende so vieler Leiden endlich angekommen zu sehen."

Er ging ergeben dem Tode entgegen, die gewöhnlichen Gebete für die Sterbenden sprechend.

Am Fuße des Schaffots fiel er auf die Kniee, um von seinem Beichtvater die Absolution in arti-

culo mortis zu empfangen, und als er sich erhob, um das Schaffot zu besteigen, kniete der Beichtvater nieder und rief begeistert: „Gehe ein zum Himmel, du frommer Sohn des heiligen Ludwig!" — Auf dem Schaffote angekommen, schnitt ihm einer der Büttel das Haar ab und band ihm die Hände. Er sagte darauf zum Volke mit lauter, fester Stimme: „Ich sterbe unschuldig aller der Verbrechen, deren man mich angeklagt hat, — und ich verzeihe meinen Feinden ...."

Santerre gab das Signal zu einem Trommelwirbel und rief Ludwig zu: „Ich habe Euch nicht hierhergeführt, um das Volk zu haranguiren, sondern um zu sterben." — In demselben Augenblick fiel der Kopf Ludwig's des Sechszehnten und wurde dem Volke gezeigt, das laut rief: „Es lebe die Freiheit, es lebe die Republik!"

Der Abbée Ledüc, der anerkannte Sohn Ludwig's des Funfzehnten und der Madame de Cavanac, hatte den Muth, den Leichnam des Königs vom Convent zu verlangen; er erhielt ihn nicht, sondern man warf ihn ohne Sarg auf dem Kirchhof der heiligen Magdalene in eine tiefe Grube und bedeckte ihn mit ungelöschtem Kalk.

So endete der unglückliche Ludwig der Sechszehnte — einer der mächtigsten Monarchen der Erde,

verlassen von den gleichzeitigen Potentaten der Erde, vergessen von der ganzen Welt und zum Schaffot geführt von denen, die einst seine Unterthanen waren. Er starb als ein Opfer der Revolution, und die Religion war der einzige und letzte Trost des Märtyrers.

XXII.

Maria Antoinette in der Revolution und ihr Tod.

Als die ersten revolutionären Regungen Frankreich durchzuckten, hatte die mysterieuse Halsbandgeschichte Maria Antoinette bereits um den letzten Rest der Achtung und Volksgunst gebracht; man nannte sie nur „l'Autrichienne“ und ihren Feinden am Hofe war es leicht, die Volksmassen gegen sie zu fanatisiren. Schon im Jahre 1789 bei den Octobervorgängen zu Versailles schwebte ihr Leben in Gefahr. Nach diesem Ereigniß bezog sie mit ihrem Gemahl, ihren beiden Kindern und ihrer Schwägerin, der Prinzessin Elisabeth, die Tuillerieen, wo sie sich, von ihren Freunden verlassen und von der argwöhnischen Hauptstadt gleichsam bewacht, ganz

ihrer Familie widmete und namentlich den in Apathie versunkenen König aufzurichten suchte. Während sie jede Rettung für sich verschmähte, betheiligte sie sich doch, als die Revolution eine immer drohendere Gestalt annahm, an dem unglücklichen Fluchtversuche, den Ludwig der Sechszehnte in der Nacht vom 20. zum 21. Juni 1791 mit seiner Familie unternahm, und zeigte dann große Fassung und wahre Würde gegenüber den Demüthigungen, die mit ihrer Zurückführung verbunden waren. Die Wuth gegen sie steigerte sich nach der östreichisch-preußischen Invasion, die leider die Rettung des Thrones nicht bewirkte. Bei dem Aufstande vom 20. Juni 1792 stand die Königin ihrem Gemahl inmitten des in das Schloß eindringenden Volkes muthig zur Seite, und begleitete ihre Familie auch während des Aufstandes am 10. August desselben Jahres in die Nationalversammlung, obschon sie selbst diese Maaßregel mit Recht für die verderblichste hielt. Sie theilte hierauf die Gefangenschaft ihrer Familie im Tempel, wo sie sich der zärtlichsten Sorge für Kinder und Gatten hingab und nur einmal die Fassung verlor, als man unter ihrem Fenster mit dem aufgespießten Kopfe ihrer treusten Freundin, der Prinzessin von Lamballe, erschien, die in den Septembermetzeleien ermordet worden war. Beim Beginn des Prozesses gegen den König trennte man sie von diesem, den sie nur noch einmal kurz vor

seiner Hinrichtung wiedersah. Im Juni nahm man ihr auch, angeblich aus Furcht vor Verschwörung, die Kinder, und am 2. August führte man sie aus dem Temple in ein einsames Gefängniß der Conciergerie. Der Gefängnißaufseher Michonis, dessen Frau und der Marquis von Rougeville suchten sie hier zu retten, bezahlten aber das edle Unternehmen mit ihrem Leben. Nachdem sie am 4. October erst im Geheimen verhört worden, ward sie am 15. October vor das Revolutionstribunal gestellt, wo man sie als Feindin und Verrätherin Frankreichs anklagte und auch beschuldigte, daß sie ihren Sohn verführt habe. „Ich appellire," war die mit der edelsten weiblichen Würde ertheilte Antwort auf diese schwere Beschuldigung, „an alle Mütter, die hier anwesend sind, ob ein solches Verbrechen möglich ist." Auch außerdem vertheidigte sie sich mit großer Kraft und mit Freimuth, und dasselbe thaten ihre beiden vom Gericht bestellten Vertheidiger Tronçon-Ducoudray und Chauveau-Lagarde; trotz alledem wurde sie am 16. Morgens um 4 Uhr zum Tode verurtheilt. Ins Gefängniß zurückgeführt, schrieb sie einen durch Einfachheit und Adel der Gesinnung ausgezeichneten Brief an ihre Schwägerin Elisabeth, den man zweiundzwanzig Jahre später bei dem ehemaligen Conventsdeputirten Courtois fand. Wiewohl erschöpft und körperlich längst gebrochen, traf sie selbst die Vorbereitungen zu ihrem letzten Gange, wies den

Beistand eines konstitutionellen Priesters zurück und bewahrte auch auf dem peinlichen, zwei Stunden langen Wege zum Richtplatze den Muth und die Geistesgegenwart, womit sie Mittags um 1 Uhr ihr Haupt unter die Guillotine legte. Ihr Körper wurde auf dem Kirchhof Saint Madelaine in dasselbe Grab gelegt, in das man neun Monate vorher ihren Gemahl geworfen hatte; nach der Restauration erhob man aber die Gebeine Beider und setzte sie in der königlichen Gruft zu Saint Denis bei.

Napoleon der Erste.

I.

Die Kaiserin Josephine.

Der Vicomte Alexander Beauharnais hatte sich im Jahre 1779 mit Maria Josephine Rose de Tascher de la Pagerie vermählt, die am 24. Juni 1763 zu Trois-Ilets auf Martinique geboren war. Die Familie der jungen Frau stammte aus der Landschaft Blaisois, aber ihr Vater war durch mißliche Umstände, die sein Vermögen verzehrten, genöthigt, die Verwaltung einer Plantage auf Martinique zu übernehmen. Ein Bruder und fünf Schwestern wurden in Blaisois zurückgelassen; drei Schwestern nahmen den Schleier; die vierte starb in Blois, nachdem sie vorher den Stern Josephinens, ihrer Bruderstochter, im hellsten Glanze hatte strahlen sehen. Diese selbst wuchs auf dem üppigen Eilande in der ganzen Sorglosigkeit und Freiheit auf,

die den Kreolenfamilien eigenthümlich scheint; sie zählte kaum dreizehn Jahre, als sie schon das im jugendlichen Feuer schlagende Herz einem schönen Landsmanne desselben frühreifen Alters schenkte.

Mit funfzehn Jahren mußte die schön aufgeblühte Jungfrau ihre Heimath mit dem Mutterlande ihrer Familie vertauschen und nach Frankreich hinüberreisen. Sie wohnte dort bis zu ihrer Vermählung mit dem Vicomte de Beauharnais in dem Nonnenkloster Panthemont in Paris. Die Ehe wurde vollzogen, war aber keine glückliche. Denn wie in der Erinnerung Josephinens der schöne Kreole von Martinique lebte, so empfand andrerseits Beauharnais eine heftige Neigung für die Gemahlin eines Andern. Diese Verhältnisse waren bei dem leicht erregbaren und südlich leidenschaftlichen Charakter Josephinens gar oft die Veranlassung zu höchst scharfen Auftritten, besonders nach jener Zeit, in der die junge Vicomtesse an dem Hofe der Königin Maria Antoinette, durch Huldigungen berauscht, sich dazu hatte verleiten lassen, eine vollständige Rache an dem ungetreuen Gemahl zu verlangen, der gleichfalls am Hofe gefeiert und allgemein „le beau danseur" genannt wurde. Es kam so weit, daß Beauharnais öffentlich die Vaterschaft zu ihrem zweiten Kinde, der Tochter, ableugnete, und daß er lediglich in der Absicht, sich Documente über den früheren Lebenswandel seiner Gemahlin zu verschaffen, die weite

und unbequemer Reise nach Martinique machte. Auf Grund dieser Documente leitete er später wirklich einen Ehescheidungsproceß ein, aber Josephine hatte einflußreiche Gönner und der Vicomte Beauharnais verlor seinen Proceß; er wurde verurtheilt, entweder seine Gattin, falls sie selbst dazu geneigt sei zu ihm zurückzukehren, wieder zu sich zu nehmen, oder aber ihr einen Unterhalt von jährlich 10,000 Livres zu bezahlen; ein späteres Urtheil befreite sie von der Verpflichtung, ihres Mannes Aufenthalt zu theilen und sprach die förmliche Trennung von Tisch und Bett aus. Während dieses unangenehmen Processes hatte sie sich wieder in das Kloster Panthemont zurückgezogen; 1787 kehrte sie noch einmal nach ihrem schönen Vaterlande Martinique zurück, um ihre betagte und kranke Mutter zu besuchen.

Drei volle Jahre blieb Josephine auf der herrlichen, ihr so zusagenden Insel im Kreise ihrer Familie. Da aber empörten sich die Schwarzen so unerwartet, daß sie flüchten und zwar so eilig flüchten mußte, daß sie weder von den Ihrigen Abschied nehmen, noch sich mit Geld zur Reise versehen konnte: sie hatte nicht so viel, um ein Paar Schuhe für ihre kleine Tochter Hortense zu kaufen, die sie vielmehr von der Freigebigkeit eines Hochbootsmanns annehmen mußte. Als sie einige Jahre später in Gegenwart ihrer Hofdamen ihre Juwelen besichtigte, äußerte sie, „daß sie damals, als sie ein Paar alte

Schuhe geschenkt bekommen habe, glücklicher und zufriedener gewesen wäre, wie beim Empfange aller der Kostbarkeiten, die nun vor ihr ausgebreitet lägen."

Josephine kam zum zweiten Male nach Paris, wo es sich ihr alter Schwiegervater, der Marquis Beauharnais, der ihr von ganzem Herzen zugethan war, sowie Madame Montmorin, sehr angelegen sein ließen, sie mit ihrem noch immer erzürnten Gemahle zu versöhnen. Es kam zu höchst lebhaften Erklärungen zwischen beiden, die wenig Aussicht auf Versöhnung boten, aber die Gegenwart der Kinder gab der Angelegenheit eine günstigere Wendung: Eugen und Hortense umschlangen den zürnenden Vater und besonders dem Flehen der Tochter vermochte sein Herz nicht lange zu widerstehen. Sie war ihm in der einfachen Tracht, die die Kinder der Pflanzer so schön kleidet, zugeführt worden, und entzückte Jedermann durch ihren Liebreiz und ihre Anmuth. „C'est moi!" — rief der Vicomte lebhaft aus: — „Ja, ich that ihr wohl Unrecht, jetzt erkenne ich mich wieder; so sah ich selbst im Alter von sieben Jahren aus." — Er drückte das Kind dann heftig an seine Brust, und wendete sich an seinen alten, Freudenthränen vergießenden Vater mit den Worten: „Verum putes haud aegre, quod valde expectas" (Was man heiß wünscht, glaubt man leicht als Wahrheit). Die Versöhnung kam hierauf zu Stande und

man gab sich gegenseitig das Versprechen, die Vergangenheit zu vergessen und für die Zukunft sich unverbrüchlich treu und ergeben zu sein.

Zur Zeit dieser Familienereignisse war die Revolution bereits im Wachsen. Der Vicomte Beauharnais wurde für eine Stütze der konstitutionellen Faktion gehalten und besaß großen Einfluß; in seinem Hause gingen die politischen Notabilitäten jener Zeit täglich aus und ein, und bald wußte Josephine von Staatsangelegenheiten ebenso viel wie jene. Sie lernte in Kurzem die verwickeltsten politischen Fragen diskutiren, und theilte überhaupt bald den Einfluß ihres Mannes, von welchem sie aber stets einen guten Gebrauch machte: mehrere mit Gefahren und selbst mit dem Tode bedrohte Personen, unter anderen einen de Béthysi, rettete sie durch ihre geschickte Vermittelung. Ihren eigenen Gemahl vermochte sie aber nicht zu retten, und doch waren ihre Bemühungen so eifrig und unnachläßig, daß sich die Inhaber der Macht sogar entschließen mußten, sie selbst zu verhaften; sie wurde nach dem Karmeliterkloster in der Rue Vaugirard geführt, welches in jener Zeit häufig als Gefängniß benutzt wurde. Dort fand sie viele Unglücksgenossinnen, unter ihnen die Herzogin von Aiguillon. In demselben Augenblick, in welchem ihr hier die Nachricht von der erfolgten Hinrichtung ihres Gatten überbracht wurde, stellte ihr der Gefängnißwärter ihren

eigenen Anklageakt zu; dieser Mensch war so brutal, daß er ihr gleichzeitig ihr Feldbett wegzunehmen befahl, indem er mit einem höhnischen Grinsen sagte: „Sie brauchen es ja doch nicht mehr, denn Sie werden bald genug nach der Conciergerie geführt werden, und von dort geht es direkt zur Guillotine!“

Die Freundinnen brachen in Klagen und Thränen aus, aber die mit dem Tode bedrohte Josephine versicherte, daß sie, als Frankreichs künftige Königin, sich durchaus nicht zu fürchten brauche.

„Warum ernennst Du nicht lieber gleich jetzt Deinen Hofstaat?“ — entgegnete die Herzogin von Aiguillon, erzürnt über dies, in einem so ernsten Augenblick, ihr doppelt kindisch erscheinende, prahlerische Geschwätz.

„Gern!“ — sagte Josephine ruhig lächelnd, — „Du, ma chère, sollst meine Staatsdame werden.“

Mehr als vorher flossen jetzt die Thränen der Anwesenden, denn sie glaubten, die Unglückliche habe, von der Größe der sie bedrohenden Gefahr erschreckt, den Verstand verloren. Josephinens Zuversicht hatte ihren Grund in einer Prophezeihung, die ihr, als sie noch unvermählt auf Martinique weilte, eine alte Mulattin verkündet hatte. „Sie werden mit einem blonden Manne vermählt werden“ — hatte ihr die Alte gesagt. — „Ihre Sterne versprechen Ihnen zwei Ehen. Ihr erster Mann ist auf Mar-

tinique geboren; aber er wird sich in Europa aufhalten und einen Degen tragen; ein unangenehmer Prozeß wird sie von ihm trennen; er wird auf eine tragische Weise umkommen. Ihr zweiter Mann ist brünett; er ist von europäischer Geburt und besitzt nur ein geringes Vermögen; indessen wird er die Welt mit seinem Ruhme und seiner Macht erfüllen. Sie werden dann eine hohe Dame werden; Sie werden selbst mehr als eine Königin werden; aber wenn Sie die Bewunderung der Welt erregt haben, werden Sie nicht glücklich sterben." — Der Schlußsatz der Prophezeihung lautete nach einer anderen Version: „vous mourrez sur le fumier." — Einen fast ganz gleichen Orakelspruch soll die Vicomtesse auch von der Mademoiselle Lenormand empfangen haben; dieser hatte sie eine schriftliche Anfrage zugesendet, und die Sibylle antwortete auch schriftlich, denn auch sie wurde in den Tagen der Schreckensherrschaft verhaftet, weil sie Robespierre und Saint-Just Verschiedenes vorausgesagt haben soll, was nicht ganz dem Geschmacke dieser Herren entsprach.

Der 9. Thermidor war inzwischen herangekommen. Noch beschäftigten sich die Gefangenen damit, die Zeichen zu deuten, die ihnen von der Straße aus gemacht wurden, da trat abermals der Gefangenwärter in die Zelle, aber diesesmal, um der Vicomtesse Beauharnais ihr Bett zurückzustellen und ihr mitzutheilen, daß Robespierre sein Geschick er-

eilt habe. „Da seht Ihr es ja, ich entgehe der Guillotine und ich werde gewiß Königin von Frankreich werden!“ sagte Josephine zu ihren Freundinnen. Schon am Tage darauf wurde sie durch Talliens Vermittelung frei gegeben; bei diesem mindestens für den Augenblick allmächtigen Mann war sie empfohlen durch die intime Freundschaft, die sie mit seiner Geliebten, der Madame de Fontenay, die später Madame Tallien wurde, unterhielt. Am 11. Thermidor wurden beide Damen vor den Konvent gestellt; anscheinend gerührt, gab die Versammlung ihnen tröstende Worte und Versprechungen, die jedoch wohl keiner zu halten gesonnen war. Josephine gerieth nun in wirkliche bedrängte Umstände und konnte sich nur mit Mühe und Noth von einem Tage zum andern ihr Leben fristen. Bei der damals herrschenden Hungersnoth mußte sie es für ein großes Glück ansehen, in der reichen Madame Dümoulin eine großmüthige Beschützerin gefunden zu haben, an deren Tafel sie ein täglicher, gern gesehener Gast war; die übrigen Gäste mußten sich ihr Weißbrodt mitbringen, — damals gehörte nämlich dieses zu den Luxusartikeln und jedem Franzosen durfte täglich nur ein einziges verabreicht werden, — Josephine erhielt aber, wie die ärmsten Glieder der Gesellschaft, ihre Brodtportion stets aus den Händen der freundlichen Wirthin. Ebenso empfing sie von Madame de Montmorin, ihrer ehemaligen Für-

sprecherin bei ihrem Manne, die nöthigsten Kleider bis zum Hemd und Unterrock herunter. Auch Tallien selbst bezeigte ihr viele Theilnahme und bereitete ihr manche Annehmlichkeiten, die sie sonst nicht hätte genießen können. So hatte er sie einmal zu einem großen Diner gebeten; sie fand sich erst sehr spät ein, weil, da sie keine eigene Equipage hatte, sie den Wagen einer ihrer Freundinnen hatte in Anspruch nehmen müssen, und diese selbst vorher auf einer weiten Excursion zu begleiten gehabt hatte. Man schlug vor, am Abende das Schauspiel zu besuchen; Josephine, um nicht mitgehen zu müssen, schützte die Unpäßlichkeit ihres Kindes vor, und daß sie demselben versprochen habe, um sieben Uhr zurückzusein. Da erbot sich Tallien, sie in seinem Wagen nach Hause zu bringen, was sie sehr dankbar annahm. Kaum hatten sie neben einander in dem Wagen Platz genommen, als Tallien sagte: „Sie haben sich über Ihr Mißgeschick beklagt, zu Fuße gehen zu müssen. Dieser Wagen gehört Ihnen, er ist Ihnen von den Committées zurückgegeben; ich habe außerdem für sie eine Ordonnanz von der Domainen-Commission ausgewirkt, die schleunigste Aufhebung der Sequestration Ihres beweglichen Vermögens zu veranlassen. Was Ihre liegenden Güter betrifft, so müssen Sie sich noch in Geduld fassen. Bis auf Weiteres erlaube ich mir aber, Ihnen diese Anweisung auf die Staatskasse zu übergeben."

Im Hause Talliens war es auch, wo Josephine mit Barras bekannt wurde, der, wennschon er sich als der Anbeter der schönen Wirthin gerirte, darum doch keineswegs gleichgiltig gegen die Anmuth und Schönheit ihrer Freundin blieb. Die beiden Damen empfingen, ein gewiß seltener Fall, die Huldigungen desselben Verehrers ohne jede Rivalität und in der vollkommensten Eintracht. Barras stand der Vicomtesse redlich in ihrer Noth bei, was dieser um so erwünschter war, als sie trotz aller Fürsprache doch nur einen sehr kleinen Theil des Vermögens ihres Gatten zurückerhalten hatte. Allmälig gewann sie auch ihre frühere politische Bedeutung wieder, und versammelte schließlich in ihrem eigenen bescheidenen Hause alle Koryphäen des Augenblicks, die Thermidoristen; für ihre Dienstfertigkeit und stets bereite Güte erhielt sie von den dankbaren Supplicanten nicht selten höchst kostbare Geschenke. Hoche, der bekannte General, den sie im Kreise ihrer Vertrauten „le modeste Lazaro“ zu nennen pflegte, war einer ihrer ergebensten Freunde und soll einen tiefen Eindruck auf ihr Herz gemacht haben. Sein Andenken blieb ihr stets theuer und nie sprach sie anders als mit wahrer, tiefer Trauer von ihm; denn sie war der Meinung, daß er vergiftet worden sei; worin sie sich indeß ohne Zweifel irrte.

Barras wurde durch die Siege, die Napoleon Buonaparte unter seinen Auspizien über die Sektio-

nen erfocht, allmächtig. Der glückliche Krieger erhielt Zutritt an dem Hofe Barras', denn etwas einem Hofe Gleichendes hatte sich um den vergötterten Repräsentanten gebildet. An diesem Hofe glänzten vor allen drei Damen: die Vicomtesse Beauharnais, Madame de Tallien und Frau von Chateau-Renaud; sie waren es, welche die nicht sonderlich anständige griechische Damentracht aufbrachten, die von der neuerungs- und vergnügungssüchtigen eleganten Welt begierig aufgenommen wurde. Josephine Beauharnais wurde nach und nach Barras beschwerlich; sie nahm daher ihre Zuflucht auch zu den Kassen ihrer anderen Freunde, und unter diesen besonders zu der des Marquis de Caulaincourt, des Vaters des nachmaligen Herzogs von Vicenza. Dieser Marquis blieb ihr auch unter dem Consulate noch ganz besonders ergeben und ertheilte ihr oft seine Rathschläge, „denen sie willig lauschte, ohne sie indessen zu befolgen", wie die Herzogin von Abrantes erzählt. Später wurde er ihr beschwerlich, und Josephine nannte ihn „le radoteur".

Buonaparte, vor dem 13. Vendémiaire für die Damen in der Umgebung Barras' eine höchst unbedeutende Person — sie nannten ihn nur „die kleine Lederhose" (la petite culotte de peau) — gewann nach seinen Siegen ungemein an Wichtigkeit. In einer Gesellschaft bei Chateau-Renaud beehrte ihn Josephine Beauharnais zuerst mit ihrer Aufmerk-

samkeit: „Es kommt mir vor, Bürger-General," — sagte sie zu ihm, — „als seien Sie nicht zufrieden mit der Konsternation, die Sie in der Stadt hervorgebracht haben?"

„Das ist wohl möglich, Madame!" antwortete er ihr. — „Aber was soll man sagen? Ein Militair ist ja nur ein Automat, den seine Regierung in Bewegung setzt, ganz nach ihrem Belieben; er versteht nichts als zu gehorchen. Die Sektionen können sich übrigens glücklich schätzen; ich habe sie geschont, die größte Zahl unserer Kanonen war nur mit losem Pulver geladen."

Drei Tage nach diesem Gespräche sagte Barras zu seiner Freundin Josephine: „Du sollst Dich mit dem kleinen Buonaparte verheirathen, dann will ich ihn zum Ober-General ernennen. Er soll Italien erobern dürfen. Wenn er Dich erst zur Frau bekommen hat, kann er sich einen Namen machen, und Du wirst dann eine würdige Stütze an ihm haben."

Der Vorschlag wurde Anfangs mit großer Kälte aufgenommen; denn Josephine Beauharnais glaubte bei dem General Eigenheiten wahrgenommen zu haben, die ihr an seiner Seite keine glückliche Zukunft verhießen. Sie vermied deshalb fortan die Gesellschaften der Frau von Chateau-Renaud, in welchen Buonaparte fast regelmäßig seine Abende zuzubringen pflegte. Aber den Umgang mit Tallien konnte sie nicht abbrechen, und je mehr sie dem klei-

nen Generale auszuweichen suchte, desto mehr Gelegenheit suchte dieser herbeizuführen, um sich ihr zu nähern. Es ist möglich, daß der Ehrgeiz und die Aussicht, mit der Hand einer begünstigten Freundin des Directors Barras auch mehr Rechte auf seine Protection zu erlangen, Antheil an dieser Zudringlichkeit gehabt haben; unverkennbar bleibt es jedoch, daß Buonaparte endlich eine wirkliche Leidenschaft für das liebenswürdige und schöne Weib beseelte. Barras kam ihm noch einmal zu Hilfe; nachdem er die Vermittelung der Frau von Chateau-Renaud vergeblich in Anspruch genommen hatte, gerieth er auf den Gedanken, die Correspondenz Josephinens mit dem in der Vendee beschäftigten General Hoche zu unterbrechen. Er that dies einen ganzen Monat lang, und die Vicomtesse, die sich von ihrem Geliebten vernachlässigt glaubte, ging im Aerger über seine vermeintliche Untreue am 19. Ventôse des Jahres IV (am 9. März 1796) vor der Munizipal-Regierung des zweiten Arrondissements von Paris, die Civil-Ehe mit dem General Napoleon Buonaparte ein.

Nicht lange nach ihrer Verheirathung schrieb sie an eine ihrer Freundinnen von ihrem Gemahl: „Ich bin erschrocken über die Gewalt, die er über seine Umgebung ausüben zu wollen scheint. In seinem durchdringenden Blicke liegt etwas so Seltsames und Unerklärliches, was sogar unseren Direc-

toren imponirt. Urtheile also, ob es da zu verwundern ist, daß er uns Frauenzimmer mit diesem Blicke erschreckt. Das was mir am meisten an ihm gefallen sollte, die Stärke seiner Leidenschaft nämlich, an deren Aufrichtigkeit zu zweifeln ich keinen Grund habe, ist gerade das, was mir die meiste Sorge macht. Wie soll ich, die ich die erste Jugend bereits hinter mir habe, hoffen, lange diese Leidenschaft für mich rege zu erhalten, die in der That fast Anfällen von Wahnsinn gleicht?"

Die Ehe Napoleons war in der ersten Zeit weniger glücklich, als man vorgab. Zwar war der General, was man so sagt, in seine Gemahlin völlig vernarrt, trotz ihrer drei und dreißig Jahre und trotz ihrer geistigen Richtung, „qui sentait bien plus fort, mais non pas mieux que roses;" — aber sie gab auch ihm, wie früher dem Vicomte Beauharnais, mancherlei Anlaß zur Eifersucht. Einige Wochen wurde die Verehelichung geheim gehalten; zwölf Tage nach derselben befand sich Buonaparte auf dem Wege nach den Alpen, während seine Gattin, die in Paris zurückgeblieben war, nicht einmal für ihre Freunde ihre eheliche Verbindung mit „le petit Buonaparte" eingestehen wollte. Diese Verbindung wurde außerdem auch noch durch Josephinens Familie gemißbilligt, und ebenso von ihren Bekannten aus der älteren Zeit. Auf einem Balle bei Théluffon verschmähte die Marquise Damas den ihr angebote-

nen Stuhl neben der ehemaligen Vicomtesse de Beauharnais.

„Ich mag Nichts mit einem solchen Frauenzimmer zu thun haben," — sagte die stolze Marquise. — „Ich halte Nichts von dem Volke, das sein Unglück entehrt."

Aus ähnlichen Gründen mied Josephine sorgfältig die Gesellschaft ihrer Schwiegermutter Lätitia Buonaparte und der Brüder und Schwestern des Generals, was ihr diese niemals vergaben. Um so intimer wurde ihr Umgang mit Tallien und Barras, die beide gewiß sehr schlechte Tugendwächter waren. Aber trotzdem brachte jeder von der Armee kommende Courier Josephinen die herzlichsten Briefe von ihrem Gemahl, dem wohl kaum ihre Aufführung in Paris unbekannt sein mochte. In einem dieser Briefe schrieb er: „Die Natur hat mir eine kraftvolle und feste Seele gegeben; Dich aber hat sie aus Spitzen und Gaze zusammengesetzt.... Weib! Du meines Lebens Plage, dessen Hoffnung und Seligkeit!.... Deine Briefe sind kalt; Deines Herzens Wärme glüht nicht für mich; ich bin hier nur der wahre Mann, ein Anderer wird der Geliebte sein; es muß hier wie überall zugehen."

Buonaparte wollte seine Gemahlin bei sich haben; sie beeilte sich aber durchaus nicht, diesen Wunsch zu erfüllen; darum schrieb er: „Du solltest am 5. Prairial abgereis't sein? Wie konnte ich so ein-

fältig sein, dies zu glauben! Wie würde meine kleine Hausfrau ihre Gewohnheiten aufgeben, ihre Freunde verlassen können; ihre Madame Tallien, ein Diner bei Barras im Stiche lassen, die Aufführung eines neuen Theaterstückes und sich von Fortuné (Josephinens Lieblingskatze) trennen können, ja, von Fortuné. Du liebst alles Andere mehr als Deinen Mann, denn für ihn hegst Du nur ein kleines Bischen Achtung und einen ganz kleinen Theil des Wohlwollens, von dem Dein Herz für Andere überfließt." — Als Grund ihrer verzögerten Abreise gab Josephine eine vermuthete Schwangerschaft an.

Murat, der erste Adjutant des Generals, kam nach Paris, um dem Directorium die im Anfange des Feldzuges erbeuteten Fahnen zu überbringen; Josephine verschaffte, hierin von Madame Tallien unterstützt, dem schönen Sendboten den Grad eines Brigade-Generals. Er kehrte nach Italien zurück, wurde aber nicht eben freundschaftlich von dem Feldherrn empfangen, der inzwischen Mancherlei über die plötzliche Intimität Josephinens und des Adjutanten erfahren hatte. Trotzdem behielt Murat bis auf Weiteres seine Stelle, erst, nachdem er sich vor Mantua eine gewisse Lauheit hatte zu Schulden kommen lassen, fiel die ganze Ungnade des Ober-Generals auf ihn. Daß er später an der Expedition nach Aegypten Theil nehmen durfte, war die Frucht der Bemühungen seiner beiden Pariser Freun-

dinnen, die auf das Kriegsministerium großen Einfluß ausübten.

Junot erhielt von Buonaparte den Auftrag, die Gemahlin desselben nach Italien zu führen. Auf der Reise und fast unter den Augen Josephinens fing er einen Liebeshandel mit ihrer Kammerjungfer an. Jede Dame würde dies übel genommen haben, auch Josephine that es; sie behandelte ihren Begleiter abstoßend und beleidigend und machte sich denselben dadurch zum bittersten Feinde; sie hatte später oft Ursache, an diese Reise zu denken. In Mailand empfingen Josephinen dieselben Ehrenbezeugungen, welche sonst nur gekrönten Häuptern erwiesen zu werden pflegen. Sie bewohnte den Palast Serbelloni, und um ihre mehr als fürstlichen Ausgaben bestreiten zu können, machte sie auch hier, wie überall, Schulden. In dem Feldzuge gegen Wurmser folgte sie ihrem Gemahl nach Verona; von dort wollte sie über Castel-Nuovo nach Brescia zurückkehren, woran sie aber durch das bei Ponte Marco stehende östreichische Corps verhindert wurde; sie ging nun über den Po, um durch Bologna ihre Reise nach Lucca fortzusetzen. Der Senat empfing sie mit den größten Ehrenbezeugungen und ließ ihr die nur bei Fürstinnen gewöhnlichen Geschenke, einige Flaschen des kostbarsten Oels, zustellen.

Darauf stattete Josephine einen Besuch in Livorno und Florenz ab, und verweilte längere Zeit

in der reizenden Arnostadt, wo ihre großartige Freigebigkeit ganz wesentlich dazu beitrug, die Bewohner, die durch die Annäherung von Streifcorps aus Tyrol erschreckt waren, für den Gedanken der Unabhängigkeit Italiens zu entflammen. Buonaparte erkannte dies an und zeigte sich dankbar dafür. „Ein anderes Mal," — schrieb er ihr, — „werde ich Dir ohne Furcht die Zügel eines Staats anvertrauen können, ... und später, Josephine, sollst Du eine Raths-Stimme in meinem Conseil bekommen; aber die Schlüssel zu meiner Schatzkammer werde ich Dir nie übergeben."

Auch in Cremona, in Piacenza und sogar in Pavia, wo erst vor ganz kurzer Zeit die blutige Execution stattgefunden hatte, ließ sie sich bewundern. Während des kurzen Feldzuges, welcher durch den Frieden von Tolentino geschlossen wurde, kam sie in Gesellschaft ihres Gemahls nach Imola, dessen Bischof, Barnaba Chiaramonte, durch sie höchlichst dem Siegesherrn empfohlen wurde, obschon Buonaparte alle die Kostbarkeiten, das Silber und die Diamanten, die in dem bischöflichen Sitze gefunden wurden, für sich in Beschlag genommen haben soll. Josephine kehrte darauf wieder nach Mailand zurück, welches für längere Zeit ihre Residenz werden sollte. Hier im Freudenrausche und im Strudel des Luxus soll sie mit Charles, dem Adjutanten des Generals Leclerc, ein Liebesverhältniß gehabt haben, was der Adjutant

Lemarrois, der den eigenthümlichen militärischen Auftrag erhalten hatte, im Geheimen das Betragen Josephinens zu überwachen, nicht versäumte, alsbald dem Feldherrn pflichtschuldigst zu rapportiren. Die Angaben desselben wurden durch aufgefangene Briefe bestätigt, deren Inhalt von Buonaparte höchst strafbar befunden wurde. Während einer ungemein heftigen ehelichen Scene tödtete er mit einem Fußtritt den unschuldigen Mops, den seine Gemahlin einst als Geschenk von Lazare Hoche, ihrem ehemaligen Geliebten, erhalten hatte; Josephinens Aerger und Schmerz war groß, aber die Reue stellte sich bei ihrem gleich leidenschaftlichen Gatten bald ein: er ließ dem geliebten Hunde, der das Opfer seiner Wuth geworden, im Mondeza-Park bei Mailand ein kostbares Denkmal errichten.

Josephine leistete ihrem Gemahle die ausgezeichnetsten Dienste, indem sie die seinem unersättlichen Ehrgeize günstigen Umstände geschickt zu benutzen wußte. Die Großen der Lombardei, die unter den Contributionen seufzten, kamen oft um Milderung derselben ein. In solchen Fällen wurden sie in der Regel auf Josephine verwiesen. Sie erregte durch ihre Versprechungen stets die besten Hoffnungen und schien auch in der That mit ihrer Fürsprache unermüdlich, bis sie sich dann nach einiger Zeit zu dem traurigen Geständniß gezwungen sah: „le général ne le veut pas." Die Abgewiesenen unterließen es

selten, ihre Bitten zu wiederholen und es konnte natürlich nicht fehlen, daß zwischen ihnen und der Fürsprecherin ein gewisses vertrauliches Verhältniß entstand, welches Napoleon mehr als einmal zur Entdeckung der wichtigsten Geheimnisse führte. Auf diesem Wege kam unter Anderm das bei der Ankunft der Franzosen spurlos verschwundene höchst wichtige mailändische Archiv wieder zu Tage.

Durch ihre Wohlthätigkeit gewann Josephine eine ungeheure Popularität, die, wie bemerkt, nicht nur die Absichten des Feldherrn begünstigte, sondern ihr auch einen reichen Schatz von Brillanten und Juwelen eintrug, den sie ohne Bedenken von ihren dankbaren Clienten annahm. Während der kleinen Reisen Buonaparte's schickte er ihr Tag für Tag Couriere; er unterrichtete sie pünktlich und auf's genaueste über alle Bewegungen der Armee, und sie theilte Sieges-Bulletins aus, sogar an die Befehlshaber, während sie die weniger vortheilhaften Begebenheiten klug verschwieg. Zu Gunsten der Einwohner von Verona schrieb sie dem dortigen französischen Commandanten: „Der Prätendent von Frankreich hat in dieser Stadt Zuflucht und Schutz gefunden, das ist genug für Sie und für mich; Sie verstehen mich, General!"

In Rastadt gerirte sich Josephine an der Seite ihres nun berühmten Mannes wie eine Königin. Sie entzückte die Diplomaten durch die Art, wie sie

die Traditionen des alten Hofes zur Schau trug. Während Buonaparte in Rastadt zurückblieb, begab sie sich nach Mailand und knüpfte das frühere Verhältniß mit dem Adjutanten Charles wieder an. Inzwischen kehrte ihr Mann nach Paris zurück und wurde durch seine Brüder von der Sachlage unterrichtet; er tobte und wüthete zwar, schließlich aber blieb Josephine, wie immer, doch Siegerin. Allerdings wurde die Sache ernsthafter, als Antoine, der Kutscher der Generalin und der geheime Spion ihres Mannes, diesem die häufigen Besuche verrieth, welche seine Herrin, die jetzt sich auch wieder in Paris befand, von Bottot, dem Secretär des Directors Barras, empfing. Die schlaue Dame benutzte indessen geschickt diese Liaison zur Erforschung der Geheimnisse der fünf kleinen Könige: Buonaparte erfuhr auf diesem Wege, daß das Directorium mit seiner Absetzung umgehe; er milderte ein wenig sein herrisches Wesen und wurde vorsichtiger.

Nicht lange darnach brachte der General in Erfahrung, daß seine Gemahlin im Geheimen Besuche bei Barras abstatte, unter dem Vorwande die Reitschule zu besuchen. Es gelang ihm sogar, sie auf einem dieser Ausflüge zu überraschen, worauf er sie nach dem heftigsten Auftritt in der Nacht um elf Uhr zum Hause hinauswies; sie floh zu ihrer Freundin Chateau-Renaud, die sie nicht nur gastlich aufnahm, sondern sich auch bemühte, das eheliche Ver-

hältniß wieder ins Gleiche zu bringen; es gelang ihr dies so leicht, daß das Ehepaar bereits an demselben Vormittage in ihrer Gesellschaft ausgesöhnt im Hölzchen von Boulogne spazieren ging. Ja Buonaparte that von diesem Tage ab Alles, um die Welt glauben zu machen, daß er ein glücklicher Ehemann sei. Dies erregte besonders Aufmerksamkeit bei einem Feste', welches Talleyrand am 2. Januar 1798 der Madame Buonaparte zu Ehren veranstaltete. Ueber dieses Fest schreibt Stanislaus de Girardin:

„Buonaparte hielt sich während des ganzen Soupers beständig in der Nähe seiner Gemahlin auf. Es wird sogar behauptet, daß er zärtlich in sie verliebt und ganz besonders eifersüchtig sei. Madame Buonaparte ist übrigens durchaus keine Schönheit mehr; sie ist nahe an die Vierzig und man sieht ihr dieses Alter an; doch wird sie immer eine vortreffliche Gestalt und ein gutes Herz behalten, da dieses nicht altert. Bei dieser Fête äußerte Frau von Staël zum General, ein Gerücht behaupte, daß er Nichts von den Damen halte: „Ich bitte um Verzeihung!“ . . . entgegnete er ihr, in diesem Augenblicke die Verschwendungssucht Josephinens, die ihm in der That große Sorgen machte, ganz vergessend, — „ich halte sehr viel von meiner Frau.“

Josephine begleitete ihren Gemahl auch nach Toulon; sie wünschte, ihm nach Aegypten zu folgen,

was ihr dieser nach vielen Widersprüchen endlich bewilligte. Sie hatte die Marotte, die Reise auf der Pomona zu machen, demselben Schiffe, auf dem sie das erste Mal nach Frankreich gekommen war; auch dieser Laune wollte der artige Ehemann willfahren, rieth ihr aber, die Zeit, welche die Ausrüstung dieses Schiffes kosten werde, zu einer Badereise nach Plombières zu benutzen, welchem Rathe Josephine gern folgte; sie hoffte, mit Hilfe der Najaden von Plombières ihre sehr zweifelhafte Fruchtbarkeit wieder zu erlangen. Dieses Bad befand sich übrigens in einem traurigen Zustande und die dortigen Wohnhäuser gaben den Bädern selbst in dieser Beziehung nichts nach. Eines Tages führte Josephine ihre zahlreiche Gesellschaft auf den Balkon ihres Hauses; da brach dieser plötzlich unter der schweren Last zusammen und Alle stürzten auf die mit Steinen gepflasterte Gasse hinab, wobei sich mehrere sehr übel beschädigten. Das Glück begünstigte Madame Buonaparte, sie kam mit einigen Schrammen und Quetschwunden davon, aber sie fand sich doch durch dieses Ereigniß nicht bewogen, ihren Aufenthalt in Plombières abzukürzen. Während dieser Zeit ging indeß die Pomona unter Segel und fiel bald darauf in die Hände der Engländer. Buonaparte rieth nun seiner Gemahlin die Reise nach Aegypten ab, und sie ging von Plombières wieder nach Paris.

Nach dem Wunsche ihres Gemahls sollte die

Generalin Buonaparte sich in der Nähe der Hauptstadt ein Landgut im ungefähren Werthe von 60000 Francs zu kaufen suchen. Ihre Wahl fiel auf Malmaison, dessen Kaufpreis die ihr angewiesene Summe jedoch bedeutend überstieg; es kostete gerade 160000 Francs. Das kümmerte sie aber nicht, ebensowenig, daß sie den jährlichen Etat von 40,000 Francs, den der General während seiner Abwesenheit für sie bestimmt hatte, um ein Bedeutendes überschritt: Während des einzigen Jahres, das er in Aegypten war, mußte er ihr weitere 40,000 Francs zuschießen und außerdem verbrauchte sie noch das Geld, welches Fouché, einem Auftrage von Barras gemäß, ihr aus dem Einkommen des Spielhauses abliefern mußte. Eine Summe von 1000 Louisd'or, welche er ihr einmal auf die verbindlichste Art einhändigte, erwarb ihm für alle Zeiten ihre Geneigtheit. Von dieser Stunde ab erhielt er durch sie die wichtigsten Mittheilungen, denn sie stand mit allen, auch den höchst gestellten Personen auf vertraulichem Fuße, damals vorzüglich mit Gohier, dem Präsidenten des Directoriums. Auch mit Ouvrard war sie befreundet; sie erhielt von ihm sogar manches Darlehn, welches sie, wie andere dergleichen, nie wieder bezahlte.

Ihre Schwäger Joseph und Luzian verurtheilten ihr Betragen ohne Gnade, und auch Gohier fühlte sich durch ihr intimes Verhältniß mit Charles beleidigt, welches sie jedoch als eine bloße Sen-

timentalität zu schildern sich bemühte. Ihre falschen Freunde gaben ihr den Rath, auf Ehescheidung anzutragen; sie folgte ihnen um so lieber, als sich mehr und mehr das Gerücht zu bestätigen schien, daß die Armee in Aegypten sammt ihrem Chef verloren sei. Sie setzte also wirklich den Antrag auf Ehescheidung auf und theilte denselben im Concept einem zuverlässigen Manne mit, der seine Gedanken darüber äußern sollte. Dieser, Lecoulteux de Canteleu, widersetzte sich diesem Beginnen aufs lebhafteste. Er sagte zu Madame Buonaparte: „Wenn man auch annehmen wollte, daß die unheilvollen Gerüchte Wahrheit enthielten, die über den General umherlaufen, so wirft doch schon sein großer Name auf Sie selbst jetzt einen Ruhmesglanz, den Sie sofort verlieren werden, wenn Sie seinem Namen entsagen."

Josephine kam durch diese klaren und wohlmeinenden Worte wieder zur Besinnung und zerriß das Papier vor de Canteleu's Augen. Aber auch Buonaparte hatte, aufgestachelt durch die Rapporte Junots, angefangen, auf eine Ehescheidung zu denken. „Oh, ich will alle diese Weiberknechte bis auf den letzten ausrotten!" rief er ingrimmig. „Und was sie betrifft, so soll unsere Trennung eine öffentliche, eklatante Ehescheidung werden!"

Nur mit Mühe vermochte Bourrienne den Paroxysmus zu bewältigen; als es ihm gelungen war, kehrte Buonaparte seinen ganzen Zorn gegen den

unberufenen Berichterstatter. Daß Junot den Marschallsstab nicht erhielt, war die Folge seiner Indiscretion; Josephine aber, für welche die Angelegenheit keineswegs Geheimniß blieb, wurde die unversöhnlichste Feindin des Schwätzers. Buonaparte hatte im ersten Augenblicke seines Aergers ein fulminantes Schreiben an die schöne Sünderin abgehen lassen, er beruhigte sich aber nach Empfang einer mit weiblicher Spitzfindigkeit abgefaßten Antwort vollkommen, ja er übersendete der Schmeichlerin als Unterpfand des wiederhergestellten Friedens zwei der kostbarsten Kaschmirshawls, die aber leider nicht sogleich Gnade vor Josephinens sehr eigenem Geschmack fanden. „Sie können wohl sehr schön und auch sehr theuer sein,“ — schrieb dieselbe ihrem Sohne Eugen, — „aber meines Bedünkens sind sie sehr häßlich. Ihre beste Eigenschaft ist es, daß sie sehr leicht sind. Ich bezweifle aber, daß sie Mode werden. Das hat aber auch Nichts zu bedeuten! Es kann immerhin sehr angenehm sein, sie zu besitzen, denn sie sind außergewöhnlich und warm.“ — Diese Art Shawls machten aber dennoch Glück in der eleganten Welt, und Josephine gewann ihnen bald selbst einen solchen Geschmack ab, daß sie sich eine Sammlung von hundertundfunfzig der schönsten Kaschmirshawls anlegte.

Sobald die Landung Buonaparte's bei Cannes in Paris bekannt wurde, dachte Josephine daran

ihm entgegenzueilen; da sie aber immer noch nicht ganz ohne Furcht über den Empfang war, der ihr zu Theil werden möchte, suchte sie sich einen Begleiter, der im Nothfalle zugleich ihr Fürsprecher sein könnte. Am liebsten hätte sie Lecoulteux de Canteleu mitgenommen; als ein vorsichtiger Mann verbat sich dieser aber die Ehre, die ihn hätte compromittiren können. Er rieth ihr an, ihren Gemahl lieber in Paris zu erwarten. Das lehnte sie aber ab und beharrte auf ihrem Vorsatz. Ihre Finanzen standen so schlecht, daß sie sich das Reisegeld von Barras leihen mußte, der ihr höchst ungern funfzig Louisd'or gab. Sie schlug den Weg über Autun ein, Buonaparte dagegen kam über Moulins, so daß er unterwegs mit seinem Bruder Luzian zusammentraf, der nicht versäumte, ihm die Gerüchte über Josephine mitzutheilen, und er fand dafür bei dem Bruder um so leichter Gehör, als er noch immer mißtrauisch war und in dem, freilich unverschuldeten Ausbleiben seiner Gattin einen Beweis ihres bösen Gewissens sehen zu müssen glaubte. Der Gedanke an Ehescheidung kam ihm wieder und er hatte kaum den Fuß in sein anspruchsloses Hôtel in der Rue Chantereine gesetzt, als er sämmtliche Effecten seiner Gemahlin in das Portierszimmer zu bringen befahl, und Ordre gab, daß man sie abweisen solle, wenn sie kommen werde. Vergeblich suchten einige Freunde ihm das Unpassende ei-

nes solchen Benehmens in einem Augenblicke darzustellen, in dem ganz Frankreich auf ihn sähe; vergebens äußerte Collot: „Das ist nicht der richtige Zeitpunkt, um mit einer Lächerlichkeit zu debutiren und die Rolle eines Molièreschen Ehemanns zu spielen. Vergessen Sie die Fehler ihrer Frau! Wenn Sie nicht mit ihr zufrieden sind, so ist es immer noch Zeit, sich von ihr scheiden zu lassen, wenn nur erst das Wichtigere gethan ist." — Der Gewaltige behauptete voller Entrüstung, er werde ihr nimmermehr verzeihen. In derselben Nacht traf Josephine von Lyon ein. Zwei ganze Tage konnte sie keine Audienz bei ihm bekommen, darauf folgten Erklärungen zwischen Beiden, bei denen es zuweilen sehr laut und selbst gewaltthätig zuging. Aber Eugen's und Hortensiens Bitten vermochte Napoleon auf die Länge nicht zu widerstehen: sie führten ihre Mutter, welche auf einer Hintertreppe, vor Angst und Kälte bebend, das Resultat ihrer Vermittlung abgewartet hatte, in die Arme des versöhnten Gatten.

Diese letzten Auftritte bewirkten indeß endlich eine wohlthätige Umwandlung in dem Gemüthe des leichtsinnigen Weibes. Von diesem Augenblick ab war sie darauf bedacht, das Herz ihres Gemahls wieder zu gewinnen, und benutzte dazu jede sich ihr darbietende Gelegenheit. Buonaparte hatte in Aegypten eine vorübergehende Liebelei mit Madame Fou-

res gehabt, die sich gegenwärtig auch in Paris befand. Josephine gab sich nicht eher zufrieden, bis der durch ihre Eifersucht geschmeichelte Gatte diese Dame entfernen ließ. Das tief in ihm schlummernde, ihr wohlbekannte Ahnungsvermögen geschickt benutzend, pflegte sie zu ihm zu sagen: „Man spricht von Deinem Stern, aber es ist nur der meinige, der einen Einfluß auf Deinen äußert; ich bin es, der man ein glänzendes Geschick vorausgesagt hat." Ebenso befleißigte sie sich, durch kluge Handlungen die Ergebenheit und Achtung ihres Mannes wiederzugewinnen. Sie zeigte sich in allen Verhältnissen als die liebende Gattin, als die zärtlichste Freundin, als ein Muster von Ergebenheit, Artigkeit und Zuneigung.

Aber sie leistete ihm auch Dienste anderer Art, Dienste von wahrlich nicht geringem Werthe, besonders durch geschickte Einleitung des 18. Brumaire. Sie warb bedeutende Männer für die Absichten ihres Gemahls und verschaffte ihm nützliche Verbindungen in der ihm ganz fremden Rhein-Armee. Gohier und seine Frau wurden von ihr getäuscht: noch im Augenblick der Katastrophe lebten sie in ruhigster Sorglosigkeit.

Als erster Konsul bewohnte Buonaparte das Palais Luxembourg; seine Gemahlin mußte nach dieser Uebersiedelung sofort alle Verbindungen, die sie noch aus der Zeit des Directoriums hatte, plötz-

lich abbrechen, auch die mit Madame Tallien, was ihr äußerst schwer fiel; sie brachte indeß der Stellung und dem Willen ihres Gatten dieses Opfer, und empfing nur im Geheimen diese treue Genossin so mancher freudigen und leidvollen Stunde in Malmaison, wo sie in der Erinnerung lebten und die Zukunft mit den Kindern ihrer Phantasie bevölkerten. Tallien, der einst so mächtige Mann, war arm geworden, er, der früher Josephinen unterstützt hatte, erhielt jetzt Soutiens von ihr, welche Eugens Edelmuth ihm auch nach dem Tode seiner Mutter als jährliche Pension auszuzahlen fortfuhr. Ebenso wurde Tallien's Tochter Thermidor auf Kosten seiner dankbaren Freundin erzogen.

Am 19. Februar 1800 bezogen die drei Konsuln die Tuillerieen. Josephinen wurden die Räumlichkeiten angewiesen, die einst die unglückliche Königin Maria Antoinette bewohnt hatte. Sie weinte, als man ihr dies mittheilte, und sagte zu Buonaparte: „Ich würde viel lieber in Malmaison bleiben; dieser Palast behagt mir nicht, ich lebe in steter Angst für den Bestand und die Dauer meiner Erhöhung.“ —

Bald darauf sollte Josephine eine Soirée diplomatique veranstalten. Erst, als die Gesellschaft vollständig versammelt war, ließ sie sich durch einen reich in Gold und Grün gekleideten Bedienten als „Madame, femme du premier Consul“ anmelden. Ihr Ge-

folge bei dieser Gelegenheit bildeten in ihrer nächsten Umgebung Madame Lätitia, die Mutter, und die drei Schwestern Buonaparte's, in größerem Abstande vier Damen, zwar noch ohne Titel, aber für gewöhnlich zu dieser Charge bei Josephinen ausersehen. Diese selbst gerirte sich wie eine Königin; von Talleyrand geführt, der die Vorstellung der fremden Gesandten übernommen hatte, machte sie die Runde durch den ganzen Saal. Die Republikaner murrten natürlich über diese Nachäfferei des Königthums, und Carnot, der Kriegsminister, lauter als alle Anderen, er machte in Folge dieses Empfangsabends Vorstellungen gegen die Zurückführung der Sitten des alten Regime, erlangte dadurch indessen Nichts als den guten Rath, seinen Abschied zu verlangen. Der erste Konsul fand sich übrigens als Ehemann durch die Salons-Erfolge sehr geschmeichelt, und als Regent benutzte er sie nach ihrer ganzen Wichtigkeit für seinen Lieblingsplan, die alten und neugeschaffenen Größen in dem künstlichen Bau der staatlichen Gesellschaft zu verschmelzen. Schon jetzt wurde es Sitte, daß die Gesandten und Behörden, die eine offizielle Audienz bei den Konsuln gehabt hatten, gleich darauf bei der Gemahlin des ersten Konsuls ihre Aufwartung machten.

Indessen blieb der Gesellschaftskreis Josephinens im Anfange ziemlich beschränkt; sie besuchte, um der Langeweile zu entgehen, mit ihrer Tochter Hortense

fast an jedem Abende das Schauspiel; nach demselben folgte in der Regel eine Whistpartie, oder wenn die Gesellschaft weniger zahlreich war, eine Partie Piket mit Cambacérès oder einem anderen Großwürdenträger. Lebhafter ging es in Malmaison her, wo ein einfaches aber elegantes Gesellschaftsleben geführt wurde, das gleich weit von der republikanischen Rohheit und Ungebundenheit und dem steifen, unfruchtbaren Formenwesen des Kaiserthums entfernt blieb. Dort verbrachte auch Buonaparte seine Mußestunden; dort wurden alle, Gelehrte, Künstler, sogar einige Notabilitäten der alten Zeit, wie zum Beispiel der Prinz von Poix empfangen und auf dem Fuße vollkommenster Gleichheit behandelt. Man belustigte sich mit ländlichen Spielen und theatralischen Darstellungen, zu welchem Zwecke der erste Konsul ein kleines Theater erbauen ließ; man bewunderte Kunsterzeugnisse, die Josephine angeschafft hatte, und vor Allem eine Sammlung der herrlichsten exotischen Gewächse, für die sie als ein Kind der Tropenwelt große Neigung besaß. Dennoch empfing sie Niemand und nahm ebensowenig Jemandes Einladung an ohne Buonaparte's Einwilligung, ja sie war jetzt ein so bescheidnes Weib geworden, daß sie sogar seine Zustimmung zu ihrer Toilette einholte. Aber freilich hatte sie dazu guten Grund. Eines Tages hatte sie zu einer großen Ceremonie eine Kleidung gewählt, die dem Geschmacke

ihres Eheherrn nicht völlig entsprach; er bezeigte ihr sein Mißfallen darüber, indem er ohne Weiteres sein Dintenfaß über sie ausgoß, so daß Madame wohl oder übel sich anders anziehen mußte.

Am Tage vor dem Feste des 14. Juli (im Jahre 1802) sagte er zu ihr: „Josephine, ich will, daß Du blendend von Schönheit und Anmuth und reich und kostbar gekleidet sein sollst, hörst Du?"

„Ja," entgegnete sie, — „es gefällt Dir wohl, daß ich mich reich und kostbar kleide, aber die Rechnungen dafür willst Du nicht bezahlen!" In der That waren diese übertriebenen Ausgaben das Einzige, worüber Buonaparte jetzt noch Anlaß hatte, sich zu beklagen.

In diese Zeit fällt die Vermählung Murat's mit Buonaparte's Schwester Karoline. Josephine hatte sehr eifrig zu Gunsten dieses schönen Mannes gearbeitet, und es ganz allein durchgesetzt, daß ein anderer Freier, den der erste Konsul mehr begünstigte, der Fürst von Santa-Croce, einen Korb erhalten hatte. Was ihre Absicht vorzüglich förderte, war der Umstand, daß sie durch ihre eifrige Verwendung zu Gunsten Murat's die Angebereien Junot's, als habe sie zu Ersterem in einem Liebesverhältniß gestanden, factisch widerlegte. Aber ihre Freude über den Erfolg wurde sehr verbittert, denn Buonaparte mußte sich darauf beschränken, seiner Schwester die höchst bescheidene Mitgift von 30,000 Francs zu

geben, wozu er noch ein Halsband von Diamanten hinzufügte, das er aus Josephinens Juwelenschrein nahm. Dieser Verlust soll der Gemahlin des ersten Konsuls sehr nahe gegangen sein; sie empfing indessen einen Ersatz dafür in den 250,000 Francs, die ihr die Lieferanten für die Hospitäler der französischen Armee verehrten, für welche Summe sie bei Fonçier eine Sammlung der schönsten Perlen kaufte, die einst der unglücklichen Maria Antoinette gehört hatten. Aber nun erwuchs ihr eine neue Schwierigkeit, die nämlich, die Perlen zu tragen, ohne den Aerger des ersten Konsuls dadurch zu erregen, der alle Schmucksachen seiner Gemahlin auf das Genaueste kannte. Josephine half sich aus der Verlegenheit, indem sie keck behauptete, es sei dasselbe Perlenhalsband, welches sie von der cisalpinischen Republik bekommen habe. „Madame Buonaparte" — berichtet Bourrienne, — „spielte ihre Rolle meisterhaft, ich aber führte die meine auch nicht übel aus, und Buonaparte schöpfte durchaus keinen Verdacht." Oder ob er nur gute Miene zum bösen Spiele machte? Ueber ihren Charakter war er, wie man aus einer Aeußerung „in den Memoiren de Sainte Hélène" schließen kann, völlig im Klaren. „Ein anderer Charakterzug Josephinens" — schreibt er — war ihre Gewohnheit Alles zu leugnen und zu verneinen. Ich mochte sie fragen wann und was ich wollte, ihre erste Bewegung war immer eine ab-

wehrende, ihr erstes Wort immer ein Nein. Dies konnte man aber eigentlich keine Lügenhaftigkeit nennen, es war vielmehr nur eine Vorsichtsmaaßregel, sie suchte immer eine sichere Stellung zu gewinnen."

Malmaison, das viel zu theuer erkaufte Besitzthum Josephinens, war noch immer nicht ganz bezahlt und auch bei Weitem nicht die einzige Schuld, durch welche sich die Gemahlin des ersten Konsuls gedrückt und beunruhigt fühlte. Die Gebäude und Verschönerungen, die sie in Malmaison hatte anbringen lassen, hatten gleichfalls sehr ansehnliche Summen in Anspruch genommen. Weder Josephine noch ihr Vertrauter Bourrienne besaßen den Muth, gerade heraus zu sprechen. Dies that endlich Talleyrand, der nicht gern eine Gelegenheit versäumte im Stillen die Unzufriedenheit des ersten Konsuls mit Josephine zu schüren, indem er ohne Umschweife ihrer vielen Gläubiger erwähnte. Sofort erhielt Bourrienne Befehl gewissenhafte Rechnung über alle ihre Schulden abzulegen. „Sie mag nur Alles bekennen," — sagte der erste Konsul, — „ich habe jetzt gerade Geld aus Hamburg' erhalten und will hier der Geschichte einmal ein Ende machen, aber auch nicht wieder von Neuem beginnen. Gewiß werde ich aber nicht eher einen Sou bezahlen, als bis ich alle Rechnungen von dem betrügerischen Gesindel gesehen habe." — Auf's angenehmste überrascht, konnte sich Josephine dennoch nicht entschlie-

ßen, die ganze Summe ihrer Schulden, die freilich die Höhe von einer Million zweimalhunderttausend Francs betrug, anzugeben, sie gestand nur die Hälfte ein. Und sie hatte recht geahnt, daß auch diese Hälfte die ganze Unzufriedenheit ihres Mannes erregen werde. „So nimm denn die sechsmalhunderttausend Francs und bezahle Deine Schulden, aber laß mich nie wieder etwas dergleichen hören!" drohte er. Die Liquidation brachte übrigens arge Betrügereien und unkluge Wuchergeschäfte an den Tag. Ein einzelner Posten z. B. wurde von 80,000 Frs. auf 35,000 herabgesetzt, und doch gestand der spitzbübische Aussteller, daß er trotz dieses Abzugs ein sehr gutes Geschäft gemacht habe. Wie übrigens von der unbesonnenen Frau gewirthschaftet worden war, kann man daraus abnehmen, daß eine Modehandlung in einem einzigen Monat nicht weniger als achtzig Hüte geliefert hatte. Bourrieune war stolz darauf, mit den 600,000 Francs alle Schulden Josephinens getilgt zu haben; daß er selbst dabei noch ein gutes Geschäft gemacht habe, sagte er natürlich nicht.

Es dauerte übrigens nicht lange, so befand sich Josephine wieder in derselben Geldklemme; denn sie wirthschaftete gar zu leichtsinnig und unordentlich. Die arme geängstigte Frau strengte zwar ihren in solchen Dingen sehr erfinderischen Geist an, aber es wollte nicht glücken, die Sache zu vertuschen: da gab es denn von Neuem die allerunbehaglichsten ehelichen

Scenen. Eines Morgens überraschte sie der erste Konsul völlig unvermuthet im Kreise einiger Damen, die sie zu einer Sitzung berufen hatte, um Toilettengeheimnisse zu berathen und um den Vortrag der berühmten Modehändlerin Despeaux über die neusten Gesetze der launischen Tyrannin mit anzuhören. Gerade dieser Madame Despeaux war aber auf das Bestimmteste jeder Besuch bei der leichtsinnigen Josephine untersagt worden, da sie es vorzugsweise verstand, diese zu den thörichtsten Ausgaben zu verleiten. Der mit Recht erzürnte Gemahl hielt an sich; er sagte nur: „Verzeihen Sie, meine Damen, daß ich kam und störte;" — aber Savary erhielt den Befehl, die Modehändlerin in demselben Augenblicke, in dem sie das Palais verlassen würde, zu verhaften und nach Bicêtre zu schaffen; was dieser pünktlich ausführte. Der Fall machte großes Aufsehen in Paris und viele Freundinnen Josephinens besuchten die arme Märtyrerin in ihrem Gefängniß, Buonaparte aber belustigte sich höchlichst über die große Theilnahme, die der „Haubenverderberin", wie er die Despeaux nannte, bewiesen wurde. Duroc hatte versucht, Savary zu bewegen, die arme Modehändlerin entschlüpfen zu lassen. „Nein, meiner Seele, das werde ich nicht thun," — antwortete Savary — „und auch Du würdest Dich nicht so mitleidig zeigen, wenn sie Deiner Frau diesen Modekram lieferte. Wie Andere hat sie auch mich ruinirt,

und ich bin froh, endlich einmal eine Gelegenheit zu haben, mich an ihr zu rächen.“

Man kann übrigens Josephinens Verirrungen und Kindereien ihrer seltenen Seelengüte, ihrer unerreichten Liebenswürdigkeit und ihren trefflichen sonstigen Eigenschaften zu Gute halten. Unzählige Emigranten wurden lediglich auf ihre Fürsprache von der unglückseligen Liste ausgestrichen und erhielten Pensionen und Unterstützungen. Künste und Industrie wurden durch sie ermuntert, und sie war stets, so viel sie es vermochte, eine Wohlthäterin der Künstler und Handwerker. „Wenn ich Schlachten gewinne, so gewinnst Du Herzen!“ — soll einmal Napoleon zu ihr gesagt haben. Ein Jeder, der Hilfe bedurfte, fand Zutritt zu ihr. Der Amme des unglücklichen Dauphins gab sie eine Pension. Eine natürliche Tochter ihres ersten Gatten wurde unter ihrer Obhut und auf ihre Kosten erzogen, dann reich ausgestattet und mit dem Präfecten des Departements Cher, de Barral, vermählt. Selbst Virtuosin, Kennerin der zeichnenden Künste, Freundin der Poesie und Lectüre, war sie gar wohl befähigt, Kunst und Literatur richtig zu beurtheilen. Unter ihrem Patronat mußten Gros, Girodet, Guérin, Redouté, dessen Schülerin sie einst war, auf's Neue den niedergelegten Pinsel wieder aufnehmen; sie feuerte Spontini, Paer, Boieldieu zu musikalischen Compositionen an, sie trieb Fontanes, Arnault, Andrieux

und Lemercier zur Herausgabe ihrer Schriften. Als sie hörte, daß Turpin de Crisse zu seinen Besuchen auf Malmaison ein höchst unansehnliches Cabriolet benutze, ließ sie das schönste Fuhrwerk dieser Art und ein dazu passendes Pferd kaufen und schenkte ihm beides in der grazieusesten Weise gerade in dem Augenblicke, wo er sich in seine gebrechliche Equipage setzen wollte, um nach Paris zurückzukehren. Als sie ihm einst ein Gemälde bezahlte, legte sie dem Gelde einen Diamanten von sechstausend Francs Werth bei und sagte: „Dies ist für Ihre gute Mutter; wenn ich aber nicht ihren Geschmack getroffen haben sollte, so sagen Sie ihr, daß ich mich durchaus nicht beleidigt fühlen werde, wenn sie dieses geringe Zeichen meiner Freundschaft gegen irgend etwas Anderes austauscht, wovon sie mehr hält." — Selbst die Schauspieler und Schauspielerinnen erhielten oft Beweise ihrer Güte, so u. a. die Damen Duchenois und Raucourt. Die Letztere war einst Josephinens Leidensgefährtin in der Gefangenschaft gewesen und hatte sie späterhin mehrmals in der Noth unterstützt; wenn diese daher allein war, empfing sie nicht selten auf Navarra oder in Malmaison die Schauspielerin und behandelte sie stets mit großer Aufmerksamkeit. So z. B. begleitete die Kaiserin dieselbe einmal persönlich durch ihre Treibhäuser, sprach mit ihr über die Pflege der Blumen und verehrte ihr zum Abschiede sogar einen Strauß der

schönsten Blumen, unter denen sich auch eine Kamellia befand, welche Blume eben erst durch Kamelli entdeckt und mit dem schwarzen Schwane durch die Sorge Josephinens auf den europäischen Continent verpflanzt worden war.

Obschon Josephine auch als Kaiserin Napoleon's Zorn fürchtete, wenn sie, um eine dringende Schuld zu bezahlen, Geld von ihm verlangen mußte, so verstand sie doch auch im entscheidenden Momente eine Festigkeit zu zeigen, die man ihr kaum zugetraut haben würde. Dies war zum Beispiel der Fall gelegentlich der traurigen, auf dem Ruhme ihres Gemahls als Schandfleck haftenden Katastrophe der Ermordung des Herzogs von Enghien, wo sie Buonaparte mit einer Härte zurückwies, wie sie seit seiner Rückkehr aus Aegypten nicht erfahren hatte. „Bekümmere Dich nicht um Sachen, die Dich nichts angehen; das sind keine Weiberangelegenheiten! — Laß mich in Frieden!“ — waren die letzten Worte, mit der er die Fürbittende verabschiedete. Günstigere Aufnahme fand ihre Verwendung zu Gunsten der Damen von Polignac, la Rivière und Hozier. Ueberhaupt hat ihre mildernde Dazwischenkunft nicht wenig dazu beigetragen, ihrem allzuleicht aufbrausenden Gemahle eine gewisse Popularität zu verschaffen. Sogar ihre entschiedensten Widersacher, die Brüder und Schwestern ihres Gemahls, machten sie in ihren Zwistigkeiten mit dem Imperator stets zur Vertrau-

ten, und sie leistete ihnen immer die besten Dienste. Karoline Buonaparte, Madame Murat, fühlte sich einmal in Malmaison plötzlich unpäßlich. Die anwesenden Damen wetteiferten ihr Beistand zu leisten; um der ohnmächtig Gewordenen Luft zu verschaffen, schnitt ihr Josephine das zu fest gezogene Schnürleib auf, und siehe da! es kam aus dem Busen ein Briefchen zum Vorschein, das gewiß nicht von Murat geschrieben war. Sie steckte dasselbe ohne das geringste Aufsehen zu erregen in Karolinens Hand, welche sie in ihre Hand nahm, bis der Anfall vorüber war. Durch Fügsamkeit, Selbstentsagung und Güte ohne Grenzen glückte es Josephine, sich gänzlich des jetzt auf der höchsten Stufe irdischer Größe stehenden Mannes zu versichern, dessen Verlust sie schon mehr als einmal Grund gehabt hatte zu befürchten. Um ihren vollen Einfluß auf ihn zu behalten, trennte sie sich nicht mehr von ihm, weder Entbehrungen noch Beschwerden achtend, die für sie daraus erwuchsen. Die Erlaubniß dazu mußte sie sich oft mit vieler List verschaffen, und gar manchmal wollten die inständigsten Bitten bei dem gestrengen Hausherrn nicht verfangen. „Wenn ich mich auch mitten in der Nacht in den Wagen setzte," so erzählt Napoleon selbst — „so fand ich doch Josephine schon in demselben, obgleich sie mich eigentlich gar nicht auf der Reise begleiten sollte, ... und meist mußte ich ihrem Willen mich fügen."

Josephine scheint den Wunsch gehegt zu haben, daß ihr Gemahl die Rolle Monk's spielen möge; ja sie that sogar Schritte in dieser Beziehung. Aber solche Lockungen konnten unmöglich auf einen Mann Eindruck machen, vor dem sich schon damals die halbe Welt beugte. Man weiß übrigens, daß Josephine von ihrer sichtbar näher rückenden Erhebung auf den Thron gar nicht freudig berührt wurde, sie hatte davor vielmehr Angst und Schrecken und beklagte sich nicht selten gegen ihre Tochter Hortense über die Sorgen und den Kummer, die ihr mit dieser Stellung unzertrennlich verbunden schienen. „Wir werden zu einer Höhe emporsteigen, von der ein Fall nicht ausbleiben kann und um so schrecklicher werden wird!“ — soll sie einmal zu einer andern Vertrauten gesagt haben. — „Ich für meinen Theil wünschte, daß sich mein Gemahl mit dem begnügen möchte, was er bis jetzt erreicht hat, ja mit noch Wenigerm, damit wir mit unseren Freunden ein ruhiges Leben führen können. Binnen Kurzem muß das ja sonst Alles aufhören uud mich ein ungeheurer Abstand von Euch trennen.“ — Der Mordversuch vom 3. Nivôse (dem 24. December 1800) hatte sie besonders in diesen traurigen Ahnungen bestärkt Gegen die Kaltblütigkeit und Ruhe, welche der erste Consul, der kaum der Lebensgefahr entgangen war, im Schauspiel zeigte, contrastirten ihre Thränen auf seltsame Art.

Der neue König von Etrurien bewies Josephi-

nen die größte Aufmerksamkeit, als er wenige Monate nach seiner Ernennung in Begleitung seiner Gemahlin nach Paris kam. Sie schrieb darüber: „Hierher kommt ein König, und noch dazu einer aus ächtem bourbonischen Blute! Ich bin ganz aufgeregt von dem bloßen Gedanken, vor den Blicken dieser erhabenen Personen zu stehen; ich weiß nicht, wie ich mich dabei als Gemahlin des ersten Consuls benehmen soll!" — Aber trotz aller Ehrfurcht vor dem königlich bourbonischen Blute ließ sie es doch ihre Hauptsorge sein, wo möglich die Königin von Etrurien durch den Glanz und Reichthum ihrer Toilette zu verdunkeln. Es hätte indeß so vieler Anstrengungen gar nicht bedurft; denn Maria Louise, — ein ominöser Name für die künftige Kaiserin der Franzosen! — entbehrte jeder natürlichen Grazie und imponirte ebensowenig durch die Eleganz ihrer Toilette, ja sie erschien sogar nachläßig und selbst unreinlich, so daß Josephine, das zierliche und stets reizende Weib, fast erröthete über einen so leicht gewonnenen Triumph. Freilich war es schwer, sie im Puncte der Toilette zu besiegen; denn diese war ihr in allen Lagen des Lebens die wichtigste Angelegenheit: fast täglich mußte der Modist Leroy zu ihr kommen, um das unerschöpfliche Capitel der Hüte und Kopfbedeckungen abzuhandeln. Eines Tages hatte ihre Schwägerin Murat einen prächtigen Shawl für 14,000 Francs erhandelt; Josephine aber überbot sie und erhielt

denselben, denn der Kaufmann kümmerte sich natürlich nur um den größeren Verdienst. Daraus erwuchs ihr die bitterste Feindschaft mit Caroline nicht nur, sondern auch besonders mit Madame Lätitia, die so augenfällig wurde, daß Napoleon interveniren mußte: er verbot seiner Gemahlin den Shawl zu benutzen und gab seiner Schwester ein kostbares Perlenhalsband als Schadenersatz.

Bald nach der Kaiserkrönung machte sich die Idee an Erblichkeit und an die Begründung einer Dynastie in der Familie Napoleon's geltend. Seine Brüder hatten sich schon während des Consulats mit diesem Gedanken getragen; denn sie sahen darin nebenbei auch ein Mittel, sich von der ihnen verhaßten Josephine zu befreien, die immer und immer ihrem ungezügelten Ehrgeize im Wege stand. Napoleon redete stets nur zufällig von öffentlichen Angelegenheiten. Um so lebhafter ergriff Josephine jede Gelegenheit, dieses Capitel abzuhandeln, das für sie eines der wichtigsten war.

„Eines Tages," erzählt Bourrienne — „kam Josephine unangemeldet in unser Cabinet; sie näherte sich leise Buonaparte, setzte sich auf seine Knie, spielte mit ihren schönen Fingern in seinem Haar und klopfte ihn auf die Backen, wobei sie mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Zärtlichkeit sagte: „Ich bitte Dich, Buonaparte, mache Dich nicht zum König. Es ist nur der schlimme Lucian,

der Dich dazu bewegen will; höre nicht auf ihn!“ Buonaparte antwortete lachend: „Du bist ein Närrchen, meine kleine Josephine. Es sind nur Deine alten gnädigen Frauen aus dem Faubourg Saint Germain, es ist Deine la Rochefoucauld, die Dir die Ohren mit solchem Zeug vollschwatzt; — ich habe aber Eile, laß mich also jetzt in Ruhe!“ — An diesem Tage herrschte das beste Einvernehmen im ganzen Hause. Luzian aber, der an der Möglichkeit verzweifelte, den Bruder von der verhaßten Schwägerin zu trennen, suchte sich ihr zu nähern. Er gab ihr einst einen sehr verfänglichen Rath: „Du reist nach Rombières (im August 1802), bekommst also die Erlaubniß, dem Stamme meines Bruders ein fremdes Reis aufzupfropfen, da, wie es scheint, Eure Ehe kinderlos bleibt.“ Josephine wies diesen Rath, unter dem sie eine Falle vermuthete, mit Unwillen zurück. „Wenn Du das nicht willst oder nicht kannst,“ — fuhr Luzian fort, „so muß mein Bruder sich anderwärts nach einem Erben umthun, denn die Erblichkeit muß unbedingt gesichert werden. Das liegt übrigens auch in Deinem eigenen Interesse.“ Später schien Josephine ihre Bedenklichkeiten überwunden zu haben; nachdem alle Kunst der Aerzte an ihr vergeblich, alle Mittel erschöpft waren, faßte er Muth um: „mettre son épouse sur la voie d'une grande supercherie politique et la lui proposer même directement.“ (Mem. de St. Hélène.)

Unter allen Gegnern Josephinens wurde ihr keiner so verderblich als Talleyrand. Die Feindschaft zwischen beiden war alt, sie datirte bereits aus den Tagen der ägyptischen Expedition. Talleyrand, der wie viele Andere an der Wiederkehr des Feldherrn zweifelte, war Josephinen bei mehreren Gelegenheiten mit einer gewissen Verachtung begegnet. Während eines Diners bei Barras saß er zwischen Madame Tallien und Madame Buonaparte; jene überhäufte er mit Aufmerksamkeiten, während er Madame Buonaparte so offenbar vernachlässigte, daß diese sich überzeugt hielt, es müsse ihren Gemahl irgend ein Unglücksfall betroffen haben. Sie stand weinend vom Tische auf. Talleyrand überlegte nun erst die Folgen seines Benehmens, aber statt einzulenken, setzte sich der Gedanke in ihm fest, daß er durch eine Ehescheidung diejenige aus dem Wege räumen müsse, die er fortan für seine unversöhnliche Feindin halten zu müssen annahm. Nur ein einzigesmal fand er sich veranlaßt, natürlich durch ein großes persönliches Interesse bewogen, mit Fouché zum Vortheil Josephinens zu arbeiten, damals nämlich, als Luzian offen die Regentschaft beanspruchte und seinem Bruder nur die Leitung der Armeen überlassen wollte. Auf diese Weise genöthigt, zwischen dem Absolutismus, den man von Luzians Energie sicher zu erwarten hatte, und dem milderen Einfluß Josephinens zu wählen, konnte Talleyrand nicht lange in seiner

Wahl schwanken. Er handelte in Uebereinstimmung mit Fouché und veranlaßte zwischen Luzian und Napoleon einen heftigen Auftritt, in Folge dessen der Erstere als außerordentlicher Gesandter nach Madrid geschickt wurde.

Als der erste Konsul am Ostertage dem Te Deum in der Kirche Nôtre-Dame beiwohnte, fand sich auch Josephine im höchsten Staat zu dieser Ceremonie ein, und zwar umgeben von nicht weniger als achtzig Damen ihres Kreises. Unmittelbar nach dem Abschlusse des Concordats arbeitete sie, aber ohne Erfolg, an einer allgemeinen Amnestie für die Emigrirten. Am Abende des 4. Augusts desselben Jahres wurde in den Tuilerieen die Ernennung Buonaparte's zum Konsul auf Lebenszeit gefeiert; Josephine präsidirte der glänzenden Versammlung mit unerreichter Liebenswürdigkeit und Hoheit. Im Monat October unternahm sie in Begleitung ihres Gemahls eine Reise nach der Normandie und wurde allerorten mit den Ehrenbezeugungen empfangen, die bis dahin nur gekrönten Häuptern dargebracht wurden, überall gewann sie die Herzen durch ihre Freundlichkeit und Wohlthätigkeit. Kurz nach ihrer Heimkehr wurden ihr kraft eines Konsularbeschlusses offiziell vier Damen zugesellt: „pour lui aider à faire les honneurs du palais." Für ihren Hofstaat, der in gleichem Maaße mit dem des Konsuls anwuchs, war Malmaison jetzt zu enge geworden; sie siedelte

nach Saint-Cloud über, und diejenigen Diener Maria-Antoinette's, die sich noch dort befanden, erhielten bald Gelegenheit, die neue Herrscherin aus vollem Herzen zu preisen. Sogar den alten Invaliden zahlte sie aus ihrer Chatouille Pensionen. Im Juni 1803 folgte Josephine ihrem Gemahle auf einer Reise durch Belgien. Der Erzbischof von Mecheln, Roquelaure, begrüßte sie mit einer Rede, in welcher es heißt: „Nachdem Sie sich mit dem ersten Konsul in einer geheiligten Verbindung vereint haben, sehen Sie sich heut auch gerechterweise von dem Glanze seiner Ehre umstrahlt." Zweifelsohne hatte der Prälat sie auf zarte Weise an den Mangel in ihrer (Civil-) Ehe erinnern wollen. — Bei der Katastrophe Moreaus fand dieser eine warme Fürbitterin an Josephine, wennschon dieselbe aus leicht verzeihlicher weiblicher Regung im ersten Augenblicke mit Freuden die Demüthigung gewahrte, die der Frau und Schwägerin Moreau's dadurch erwuchs; denn diese, die erst zu ihrer Vermählung beigetragen hatten, verwundeten sie später durch Stichelworte und wahre Beleidigungen. — Am 18. Mai 1804 empfing Josephine als Kaiserin die Aufwartung des Senats im großen Audienzsaale und wurde zum ersten Male von Cambacérès mit dem Titel Majestät angeredet. Der Wortführer des Tribunals, Fabre de l'Aude, äußerte unter Anderem: „Endlich nehmen die Frauen ihren Rang wieder ein, dessen

sie durch eine barbarische und unheilvolle Demagogie beraubt waren; wir werden nicht länger die Gattin vom Gatten scheiden." — Diese Prophezeihung ging nicht in Erfüllung, wohl aber bewahrheitete sich die finstere Ahnung, von der Josephine unaufhörlich verfolgt wurde. Sie äußerte einst zu Napoleon: „Die geborenen Souveraine werden sich nicht daran gewöhnen können mit uns zu fraternisiren, sie werden uns immer als Parvenües behandeln." — „Natürlicherweise," — entgegnete der Kaiser, — „aber bedenke einmal, wenn nun in zehn Jahren meine Dynastie die älteste unter allen wäre?"

Was Josephinen ganz besonders die Kaiserkrone verleidete, war die Absonderung von ihrem Gatten, die, eine unausbleibliche Folge seiner Erhöhung, sehr bald eintrat. Eine lange Zeit hindurch hatten Beide in Einem Zimmer und Bett geschlafen. „So lange diese Gewohnheit bestand, war keiner meiner Gedanken, keine meiner Handlungen Josephinen entgangen; sie verfolgte, erfaßte, ja vermuthete selbst Alles, was mitunter nicht ohne Unbequemlichkeiten für mich und für die Staatsangelegenheiten war," — sagte Napoleon auf St. Helena. Schon als Konsul hatte er sich ein eigenes Schlafgemach eingerichtet, und: „Es war stets eine große Freude für Madame Buonaparte, wenn sie den Besuch ihres Mannes erhielt; das ganze Haus bekam es am folgenden Tage zu erfahren" — berichtet Constant.

Während des Lagers von Boulogne ließ sich Josephine einmal zu einem leidenschaftlichen Ausbruch der Eifersucht verleiten, weil der Kaiser, der dringende Geschäfte hatte, ihr zu lange ausblieb; die Folge davon war, daß Napoleon die ehelichen Besuche bei seiner Gemahlin vollkommen abbrach, und die weitere Folge, daß dadurch der Einfluß Josephinens ziemlich arg erschüttert wurde. Die ihr statt dessen aufgezwungene strenge Etikette gab ihr wahrlich keinen Ersatz dafür. Sie mußte die Gräfin de la Rochefoucauld als Dame d'Honneur annehmen, obschon sie die Herzogin von Aiguillon, die jetzt mit Louis de Girardin vermählt war, lieber gehabt hätte, von der aber der Kaiser nur deswegen nichts hören wollte, weil sie sich von ihrem Manne hatte scheiden lassen.

In einem vertraulichen Schreiben an Madame Tallien klagte Josephine über das lästige Ceremoniell ihrer erhabenen Stellung folgendermaßen: „Die Kaiserin von Frankreich ist die erste Sklavin in ihrem Reiche und kann nicht einmal die Schulden der Madame de Beauharnais bezahlen. Dies ist das große Unglück meines Lebens, und dies erklärt es auch, warum Sie keinen Platz an meinem Hofe erhalten können, warum ich nicht mit Madame Tallien umgehen darf; und dergleichen mehr." — Außer ihrer dame d'honneur hatte sie eine dame d'atour und sechsunddreißig dames du palais, vierundzwanzig

Französinnen und zwölf Italienerinnen, außerdem Kammerherren, Stallmeister u. s. w., kurz, den ganzen vollständigen Apparat einer Kaiserin. Es fanden sich übrigens nur sehr wenige Notabilitäten der jüngstvergangenen Zeit darunter, der größte Theil der Hofstaaten dieses Herrscherpaares von neuestem Datum enthielt die alten stolzen, historischen Namen der vergangenen Jahrhunderte.

Während der Kaiser noch im Lager von Boulogne durch wichtige Angelegenheiten in Anspruch genommen war, traf Josephine ihre Anstalten zu einer Reise nach Belgien, wo sie mit ihrem Gemahle zusammentreffen sollte. Auch auf dieser Reise mußte sie sich Napoleons Befehle gemäß mit derselben steifen Etikette umgeben, die jetzt wieder in den Tuilerien herrschte. Jede ihrer Handlungen, jedes offiziell geäußerte Wort wurde ihr vom Kaiser vorgeschrieben; jeden Morgen mußte sie die ihr dictirte Rolle für den Tag einstudiren. Die Reise dauerte drei volle Monate, denn unter der Hand wurden schon jetzt mit mehreren deutschen Fürsten die vorbereitenden Verabredungen zum Rheinbund gepflogen. In Aachen entwickelte Josephine den ganzen Glanz eines kaiserliches Hofes, ohne doch mit allen ihren Anstrengungen den despotischen Launen ihres Herrn vollkommen zu genügen. Auch ihre unbedeutendsten Handlungen wurden demselben von Aufpassern hinterbracht, und daß sie bei einem, in der

Etikette unerfahrenen, dagegen in Ehren ergrauten General über einen Fehler hinwegsah, zog ihr die bittersten Vorwürfe zu. Der General hatte nämlich bei einer Vorstellung unaufgefordert im Laufe des Gesprächs auf einem Divan neben der Kaiserin Platz genommen, was diese geschehen ließ, um den alten Ehrenmann nicht zu demüthigen. Diese Güte aber legte Napoleon Josephinen als ein schweres Verbrechen aus, und machte ihr die bittersten Vorwürfe darüber. — Von Aachen aus ging die Reise nach Köln und dann den Rhein aufwärts nach Mainz. Wir theilen im Folgenden eine Art Reisebeschreibung aus der Feder einer Dame im Gefolge der Kaiserin mit, welche einzelne für die Charakteristik Josephinens und ihres Gemahls wichtige, und jedenfalls höchst interessante, auch sonst noch unbekannte Momente enthält.

Paris den 1. Juli 1804. Heute legte ich in Saint-Cloud meinen Eid als dame-du-palais der Kaiserin Josephine ab, und zwar zu gleicher Zeit mit Monsieur d'Aubusson, dem Kammerherrn. Madame de la Rochefoucauld wohnte allein der Ceremonie bei. Die Kaiserin Josephine entwickelt ungemein viel Grazie. Sie spricht über ihre wunderbare Erhöhung gerade heraus und in durchaus passenden Worten. Sie sagte mit der liebenswürdigsten Naivetät, daß sie betrübt darüber sei, still sitzen bleiben zu müssen, wenn Damen, die noch vor Kur-

zem ihres Gleichen gewesen, oder gar noch höher gestanden hätten, als sie, in ihre Gemächer träten; es falle ihr dies schwer, ja fast unmöglich. Madame de la Rochefoucauld, die sich lange hatte bitten lassen, ehe sie ihre Stelle annahm, und die es dann nur aus aufrichtiger Zuneigung zu Josephine gethan hatte, gab sich alle Mühe, um die Familien des Faubourg Saint-Germain zu bewegen, sich an dem neuen Hofe einzufinden. Die Bildung eines Hofes des Kaisers und der Kaiserin beschäftigt ganz Paris; an jedem Tage bekommt man die Namen irgend einer Familie des alten Hofs zu hören, die in diesem eintreten soll.

Rheims den .... Juli. Heute Morgen vor der Abreise von Saint-Cloud passirte es der Kaiserin, daß sie durch zwei Säle ging, um einer ganz untergeordneten Person ihres Hofstaates persönlich einen Befehl zu ertheilen. Monsieur d'Harville, ihr Stallmeister, eilte ihr ganz entsetzt und vor Schrekken blaß nach und machte ihr in tiefster Unterthänigkeit Vorstellungen, daß Ihre Majestät durch ein solches Beginnen die Würde des Thrones compromittirten, und daß Ihre erhabenen Befehle durch ihn gehen müßten. — „Ah, Monsieur!“ — sagte Josephine munter, — „diese Etikette mag vortrefflich für Fürstinnen passen, die auf dem Throne geboren und an den Zwang, den er auferlegt, von Kindheit an gewöhnt sind; aber ich, die ich glücklich genug

gewesen bin, so manches Jahr als Privatperson zu leben, ich ersuche Sie mir zu gestatten, meine Befehle auch einmal ohne Dolmetscher ertheilen zu dürfen." — Monsieur d'Harville verbeugte sich tief, und wir reisten.

Aachen, den 4. August. Das Entzückendste an Josephine ist das Mißtrauen, daß sie in sich selbst setzt, denn ganz gewiß ist dies in ihrer Stellung ein hohes Verdienst. Ihr Charakter ist stets mild und bleibt sich immer gleich. Sie klagt darüber, daß sie des Kaisers Vertrauen nicht mehr besitze; noch heute Morgen sagte sie mir, daß sie ihn während der langen Jahre, die sie mit ihm verbunden sei, nie einen Augenblick vertraulich und aufgeräumt gesehen habe; wenn er ja einmal sich ein wenig vertraulich bewiesen, so geschähe dies nur in der Absicht dem, mit welchem er spräche, eine gleiche Vertraulichkeit zu entlocken, aber niemals käme sie aus der Tiefe seines Herzens, und nie sage er völlig, was er dächte.

Aachen, den 2. August. Heut empfing der Kaiser alle Autoritäten, die im höchsten Grade entzückt und seine Größe bewundernd die Audienz verließen. — „Welch ein Mann!" sagte der Maire zu mir. — „Welches Wunder! Welches Universalgenie! Wie ist es nur möglich, daß er dieses von seiner Hauptstadt so entfernte Departement besser kennt,

als wir selbst! Er weiß genau, was unsere Industrie producirt."

Bonn, den 16. September. Die Kaiserin reiste um 4 Uhr Nachmittags von Köln ab, und langte kurz vor Einbruch der Nacht in Bonn an. Die Stadt schien recht hübsch zu sein, und das Wenige, was wir von derselben sahen, ließ uns bedauren, daß wir nicht länger dort bleiben durften. Ich habe seit langer Zeit keinen so angenehmen Abend verbracht als am heutigen Tage. Die Kaiserin hat ihr Quartier bei einem Herrn von Belderbusch genommen, der ein ausgezeichnet schönes Haus besitzt; der Garten, der illuminirt war, endet mit einer Terrasse, von welcher aus man die Aussicht über den hier sehr breiten Rhein hat. Man hatte Musik in einem Boote auf dem Flusse plazirt. Nach dem Souper unternahm die Kaiserin noch eine Tour durch den Garten und wurde mit Freudenrufen von dem Volke, das sich unterhalb der Terrasse versammelt hatte, begrüßt. Während des Abbrennens eines großartigen Feuerwerks schlich ich mich allein weit hinaus in den Garten bis an das Flußufer. Ich bedurfte einiger Augenblicke der Ruhe und Freiheit von dem Zwange, der so bleischwer auf mir lastete. Die Luft war rein und still; allmälig wurde auch der Garten leer. Nur eine milde harmonische Musik ließ sich vernehmen; aber auch diese verstummte bald; die tiefe Stille wurde nur von dem Gemur-

mel der Wogen unterbrochen, die sich an den Steinen brachen, auf welche ich mich stützte. Der Mond, der sich in dem Flusse spiegelte, goß sein mildes Licht über das schöne Gemälde, das ich vor meinen Augen hatte. In tiefe Gedanken versunken, merkte ich nicht, wie schnell die Stunden verschwanden, als meine Aufmerksamkeit durch das Absingen von Psalmen geweckt wurde, die sich aus weiter Ferne, von dem Wallfahrtsorte Pützchen her, vernehmen ließen. Ich kann nicht ausdrücken, wie dies Alles in diesem Momente auf mich wirkte, diese Gesänge, die durch den Wind vom anderen Ufer des Rheins zu mir herübergeführt wurden, glichen fast einem Conzerte der himmlischen Geister.

Koblenz, den 17. September. Mit dem Glockenschlage 4 Uhr des Morgens saß am Montage die Kaiserin wieder in ihrem Wagen. Der Weg zwischen Bonn und Koblenz ist sehr schön, erst neu angelegt und folgt fast überall dem Laufe des Rheinstromes. Wir hielten unsern Einzug in Koblenz um 10 Uhr Vormittags. Der Kaiser aber langte erst um sechs Uhr Abends an; er hatte Köln an demselben Tage verlassen. Die Bevölkerung von Koblenz schien mir sehr gebildet, höflich und zuvorkommend. Es würde schwer sein, den Enthusiasmus, mit dem hier die hohen Reisenden aufgenommen wurden, zu beschreiben. Das Präfektur-Hôtel, in welches das hohe Paar einzog, blieb die ganze Zeit

von einer großen Volksmenge umgeben, die den Augenblick erwartete, wo sich dasselbe ihm zeigen würde. — Wir wohnen in dem Präfektur-Hôtel, dessen einfache, ja ich möchte beinahe sagen, dürftige Meublirung dem Präfekten, Herrn von Chaban, viel Ehre macht. Der Kaiser drückte ihm seine Verwunderung über diese Dürftigkeit aus, worauf der Präfekt antwortete: „Das Land ist arm, es herrscht viel Noth hier, und ich möchte nicht gern der Stadt noch mehr Steuern auflegen, nur um mir Luxus-Artikel zu beschaffen. Ich habe ja Alles, was nothwendig ist.“ — Dieses Nothwendige besteht aber aus einigen alten Stühlen, ebenso alten Tischen und aus einem alten Bette. Seine Bescheidenheit ist in der That bewundernswerth; er denkt hauptsächlich daran die Lasten und Sorgen der Armen zu lindern. Man kann sich wirklich glücklich schätzen, einmal einen Mann zu sehen, der mit einem vortrefflichen Kopf wahre Tugenden vereint.

Koblenz den 18. September. Es hat beinahe den Anschein, als sei Napoleon in der Nacht von einem heftigen Nervenleiden oder von der Epilepsie, an der er leidet, geplagt worden. Er soll die Schmerzen schon eine gute Weile gefühlt haben, ehe Josephine, die in demselben Zimmer schlief, es wagte, Hilfe zu holen; als aber das Uebel gar zu lange anhielt, verlangte sie nach Licht. Rustan, der immer dicht vor der Thür des Kaisers liegt,

schlief so fest, daß sie ihn nicht zu erwecken im Stande war. Die Wohnung des Präfecten ist so armselig, daß man in derselben nicht einmal die allergewöhnlichsten Bequemlichkeiten findet. Es gab keinen Klingelzug; die Bedienung aber hatte ihre Zimmer weit von den kaiserlichen entfernt, Josephine sah sich also genöthigt, kaum zur Hälfte bekleidet, die Thüre des Adjutanten-Zimmers ein wenig zu öffnen, um nur etwas Licht zu bekommen. General Rapp war mit Recht über diesen nächtlichen Besuch erstaunt, zündete ihr aber Licht an, mit dem sie zu dem Kaiser zurückeilte, dessen Anfall erst nach einigen Stunden gräßlicher Angst aufhörte. Napoleon hatte Josephinen auf's Strengste verboten, vor irgend Jemand ein Wort von seiner Krankheit zu erwähnen; sie befahl daher Allen, die in der Nacht davon erfahren hatten, am andern Morgen das unverbrüchlichste Stillschweigen. Der Kaiser war am Abend noch bleicher als gewöhnlich und sah überhaupt kränklich aus; dennoch aber wagte es Niemand ihn zu fragen, wie er sich befände. Man weiß, daß man die Ungnade des Kaisers riskirt, wenn man Seine Majestät einer menschlichen Gebrechlichkeit unterworfen glaubt.*) Der Fürst von Nassau-Weilburg

*) Der Kaiser ist in Wahrheit niemals epileptischen Anfällen unterworfen gewesen. Auch dies gehört in dasselbe Kapitel, wie viele andere Geschichten, die man ihm angedichtet hat. (Constant.)

ist hier gewesen, um dem Kaiser seine Aufwartung zu machen. Er schlug Josephinen vor, ihr zwei Yachten zur Reise zu senden, um den Rhein aufwärts bis Mainz zu befahren; ein Anerbieten, das sie mit Freuden annahm. Wir reisen morgen zu Wasser ab, der Kaiser aber wird den neuen Weg einschlagen, der längs des Rheinufers angelegt ist.

Am Abend gab die Stadt einen Ball in dem Theatersalon. Es ist dies einer der schönsten, die ich je gesehen habe, ebensowohl seiner Form nach, als auch in Hinsicht auf die Anordnung seiner Decorirung. Nur Eins gefiel mir nicht. Statt der bekannten Inschrift: „castigat ridendo mores!“ stand hier: „ridendo corrigo mores!“ — nach meinem Bedünken eine unglückliche Aenderung dieses glücklichen Epigraphs. Alle Straßen waren auch heute, wie gestern, illuminirt.

Bingen, den 19. September. Am Mittwoch um 6 Uhr Morgens begab sich die Kaiserin hinunter ans Ufer des Stroms und schiffte sich auf der Yacht des Fürsten von Nassau-Weilburg ein. Der dicke, feuchte Nebel erlaubte es uns Anfangs nicht, uns auf dem Deck aufzuhalten, sondern zwang uns, die ersten Augenblicke auf die Besichtigung des eleganten Fahrzeugs zu verwenden. Selten sieht man wohl so viel Nutzen mit so viel Eleganz gepaart in einem so kleinen Raume. Jedes Ding

befand sich an seinem rechten Platze und nahm nicht mehr Raum ein, als ganz unumgänglich nothwendig war. Man hatte hier überall den Raum gespart, um die Bequemlichkeiten verschwenderisch anzubringen und Zelte und Sitze fanden sich überall. Ein an dem Hintersteven angebrachter goldener Neptun schien der Fluth zu befehlen, das Fahrzeug leise vorwärts zu bringen und ihm die Gefahren aus dem Wege zu räumen; auf beiden Seiten des Decks befanden sich starke Brustwehren, so daß man dort vollkommen sicher war.

Nicht weit von Boppart, fast in der Mitte zwischen den so schönen Dörfern Nieder- und Ober-Spar, ließ die Kaiserin ihr Frühstück auf dem Deck serviren. Der Nebel war verschwunden, und nie und nirgend kann man etwas an Abwechselung Reicheres, Malerischeres sehen, als die Gemälde, welche nach einander von Boppart bis weit hinter Bacharach vor unseren Blicken aufgerollt wurden. Zuweilen sah man lachende Wiesen, Fruchtgärten, Städte, die sich amphitheatralisch am Ufer erhoben, und in der Entfernung überall mit Wald gekrönte Berge. Bald wurde die Scene verändert, der Fluß drängte sich mehr zusammen, die Berge näherten sich einander und bald darauf sah man nichts als Wasser, Himmel und Berge aus Schiefergestein, steile und wilde Felsmassen mit unzugänglichen Gipfeln, die mit Ruinen von ehemaligen Thürmen und uralten Bur-

gen geschmückt waren, in denen einst stolze Ritter wohnten, die aber noch öfter im Besitz von Lehnsherren waren, die dadurch ihren Vasallen furchtbar wurden. Das körperliche Auge wie das der Phantasie schaudern beide. Aber der Fuß dieser Berge bildet oft einen glücklichen Contrast mit ihren Gipfeln. Dort arbeiten die Menschen mit Freuden und man sieht das saftige Grün der Weingärten. Ein Contrast anderer Art war der, welcher sich als eine Folge der Fahrt der Kaiserin auf dem schönen Flusse herausstellte. Kaum hatten wir nämlich die Wüste hinter uns, in der kein anderer Laut ertönte, als das die tiefe Stille noch hervorhebende Brausen des Wassers, als das Geläute der Glocken und der Donner der Kanonen die Nähe von bewohnten Orten verkündete. Die Munizipal-Beamten, die Priesterschaft und das Volk der Städte, an welchen wir vorüber fuhren, hatten sich am Ufer versammelt; selbst die ärmsten Dörfer hatten ihre Ehrenwachen, ihre Fahnen, ihre Ehrenpforten aufgestellt, und die Töne der Musik mischten sich mit den Begrüßungsrufen. Das rechte Ufer, wennschon uns dasselbe nicht gehört, schien mit dem linken darin wetteifern zu wollen; die Freudenrufe und die Artilleriesalven antworteten einander überall von beiden Seiten. Dieses Wetteifern bot uns ein besonders angenehmes Schauspiel bei Sanct Goar dar, welches dem Schlosse Katz gerade gegenüber liegt.

Während nämlich die Stadt-Behörde unter Voraussendung von Militairmusik und in laubbekränzten Booten der Kaiserin entgegen kam, sahen wir in der Entfernung die hessische Garnison auf der Plateform des Schlosses in Parade aufgestellt, und die Salven derselben mischten sich mit den Freudenschüssen, die in Sanct Goar abgefeuert wurden. Die Luft war so behaglich und angenehm, daß die Kaiserin beständig auf dem Decke blieb.

Unterwegs hatten wir auch die Freude, das so berühmte Echo am Lurlei-Felsen zu hören, welches deutlich und mehrfach die Worte, die man ausspricht, wiederholt. Bei Bornhofen, auf dem rechten Ufer, sahen wir in weiter Entfernung einen Capuziner-Mönch, der lange am Fuße des Berges mit uns lief, natürlich aber ohne Hoffnung, die Yacht zu erreichen. Madame de Vaude und Madame d'Aubusson ließen das Boot des Fahrzeuges losmachen und fuhren, deutliche Beweise der Güte der Kaiserin mit sich führend, zu ihm hinüber. Die Freude dieses Tages, der mit vollem Rechte ein Festtag genannt werden konnte, wäre jedoch zwischen Ober-Wesel und Kaub beinahe gestört worden. Hier begegnete die Yacht nämlich einer Gesellschaft Frauen und Mädchen mit Blumen und Früchten, die sich unserem Fahrzeuge mit so geringer Vorsicht näherten, daß ihr Boot nahe daran war umzuschlagen. Die Kaiserin ließ die vor Schreck Bebenden auf

das Verdeck führen und suchte sie für ihr Mißgeschick mit jener Anmuth zu entschädigen, die jeder ihrer Handlungen doppelten Werth giebt.

Unsere Reise war während des Tages sehr angenehm, aber gegen Abend überzog sich der bis dahin klare Himmel mit Wolken und wir wurden von einem Sturm überrascht. Josephine und mehrere ihrer Damen fürchteten sich, verließen das Deck und stiegen in die Kajüte hinab. Man hatte uns gesagt, daß das sogenannte Binger Loch nicht ohne große Vorsicht passirt werden könne; aber die Nacht überraschte uns, ehe wir dasselbe erreichten. Für uns, die wir jetzt alle unter Deck waren, schien die Bewegung des Fahrzeugs gar nicht mehr sanft und das Wasser bei weitem aufgeregter als vorher; wir schrieben dies der Veränderung des Windes zu, der bedeutend stärker geworden war; es war jedoch die Krümmung des Binger Lochs, welches wir unbewußt, aber auch ohne Unfall, passirten, obschon mit Bedauern, daß uns die Nacht und der Sturm des Schauspiels beraubt hatten, welches hier der Fluß, durch die Klippen, die ihn umgeben, im höchsten Grade zusammengedrängt, darbieten soll. Nach und nach beruhigte sich auch der Wind wieder und wir legten bei Bingen an, wo man uns schon seit mehreren Stunden erwartete.

Mainz, Donnerstag den 20. September. Um sieben Uhr des Morgens verließ die

Kaiserin Bingen, nachdem sie vorher die Behörden und eine Gesandtschaft des Herzogs von Nassau-Usingen empfangen hatte, der Ihrer Majestät Alles anbot, was etwa seine Besitzthümer, die an dem Wege lagen, welchen wir von hier aus einzuschlagen gesonnen waren, zum Vergnügen oder zum Nutzen derselben enthalten könnten. Als die Kaiserin die Yacht wieder bestieg, wurde sie mit denselben Beifallsrufen begrüßt und begegnete denselben Zeichen der Betrübniß von Seiten der Bevölkerung, wie sie in Koblenz zu bemerken Gelegenheit hatte. Selten wird man eine reichere Gegend finden, als die, welche sich jetzt vor unsern Blicken zeigte; wir befanden uns in dem gesegneten Rheingau, dem Stammlande der besten Rheinweine. Diese Gegend bietet ein wunderbar schönes Gemälde dar, doch ohne Abwechslung und ohne Contraste. Etwa um 3 Uhr langten wir hier an. Man erwartete uns aber schon seit elf Uhr; die Müdigkeit der Kaiserin am vorigen Tage und ihre Unpäßlichkeit in Folge des Sturmes trugen die Schuld unserer verspäteten Ankunft in Bingen sowohl als auch im Rheingau. Auch daß die Yacht von Pferden gezogen werden mußte, war der Schnelligkeit der Reise nicht förderlich; kurz, wir kamen später, als wir sollten, hier an. Dieser anscheinend sehr gleichgültige Umstand wurde von Buonaparte keineswegs als ein solcher betrachtet. Der Zufall hatte es gewollt, daß der

Courier, welcher seine Ankunft meldete, genau in demselben Augenblick eintraf, wo die beiden Yachten der Kaiserin in Sicht kamen.

Die ganze Bevölkerung von Mainz war seit eilf Uhr an der Schiffbrücke versammelt gewesen. Zwölf junge Mädchen aus den vornehmsten Familien der Stadt standen in weißen Kleidern und mit Blumenkörben in den Händen zu beiden Seiten einer kleinen Brücke, die zur Landung der Kaiserin erbaut war. Der General Lorges, der Befehlshaber der Division, der Präfekt und der Maire waren ebenfalls dort versammelt, als der Courier des Kaisers mit der Nachricht ankam, daß auch er im Anzuge sei. Von nur einem einzigen Adjutanten begleitet stieg General Lorges rasch zu Pferde und ritt ihm entgegen. Als Napoleon durch die Thore der Stadt einfuhr, wurde er höchst unangenehm überrascht, fast alle Häuser verschlossen zu sehen, beinahe keinem einzigen Menschen zu begegnen und auch nicht eine einzige Stimme das ihm so liebe „Vive l'empereur!" rufen zu hören. Er glaubte in eine Stadt der Todten einzutreten. Natürlich, denn die Bevölkerung die, wie erwähnt, schon seit eilf Uhr an der Schiffbrücke versammelt war, wollte diese nun nicht gerade jetzt verlassen, wo die Yachten der Kaiserin sichtbar wurden. Die schöne Josephine, die mit einer Rede empfangen werden sollte, war ihr weit interessanter, als der Wagen, in welchem Napoleon saß. Aber

dieser Josephinen gegebene Vorzug schien den Kaiser sehr afficirt zu haben; denn als ihr Wagen in demselben Augenblick wie der seinige auf dem Hofe des Schlosses auffuhr, nickte Napoleon uns nur kurz und mißvergnügt zu; dieses Benehmen hatte aber nichts Ungewöhnliches, wir gaben wenig Acht darauf und begaben uns jeder auf sein Zimmer. Der Kaiser und die Kaiserin dinirten zusammen, und wir warteten bei Madame de la Rochefoucauld auf den Befehl in den Salon herunterzukommen, der uns auch auf der Reise, wie es in der Heimath zu geschehen pflegte, gewöhnlich um sieben Uhr zuging, heute aber wurde es nicht nur sieben, sondern acht und neun Uhr, ehe Jemand uns diesen Befehl brachte. Wir scherzten eben über das ungewöhnlich lange tête-à-tête Ihrer Majestäten, als wir endlich befohlen wurden. Bei unserm Eintritt in den Salon fanden wir denselben zu unserer höchsten Ueberraschung leer. Eine kleine Weile darauf kam Buonaparte aus Josephinens Zimmer; er ging rasch durch den Salon, nickte uns verdrießlich zu und begab sich in seine eigenen Gemächer.

Da sich die Kaiserin noch immer nicht zeigte, ging Madame de la Rochefoucauld zu ihr hinein und fand sie in Thränen schwimmend. Napoleon hatte ihr die heftigsten Vorwürfe gemacht. Sie sollte an Allem Schuld gewesen sein; ihr Fehler war es gewesen, daß die Pferde an der Yacht rheinauf-

wärts gegen die starke Strömung zu schwer zu ziehen hatten; ihr Fehler ferner, daß sie Bingen erst so spät verlassen hatte; Gott weiß, was er Alles ihr in seinem ungerechten Zorne vorgeworfen, und ob er ihr nicht auch die Schuld aufgebürdet hatte, die Ursache zu dem Sturme gewesen zu sein, der ihr Uebelbefinden hervorgerufen hatte. Er glaubte vielleicht wirklich, daß Alles absichtlich so von ihr veranstaltet wäre, damit sie in derselben Stunde, wie er, anlangen möchte. Er verwies es ihr, daß sie sich in der Volksgunst festzusetzen suchte, und veranlaßte mit einem Worte die ungereimteste und heftigste Scene, ohne daß sie es irgendwie verdient hätte, ja ohne daß einmal für ihn selbst ein vernünftiger Grund dazu vorhanden gewesen wäre.

Mainz, den 23. September. Ich glaube, daß der Kaiser in nicht geringem Grade einer gewissen Person gleicht, die, durch die Gründe, welche ihr ein Anderer zum Beweise seiner Behauptung anführte, ermüdet, in die Worte ausbrach: „Herr, ich will aber Ihre Beweise nicht hören!“ Er schien heute Abend sehr dazu geneigt, dasselbe zu sagen. Der Fürst-Erzkanzler, ein scharfer Dialektiker, dem es eigenthümlich ist, von Allem die äußersten Consequenzen zu ziehen, diskutirte mit ihm über eine Frage der Metaphysik Kant's; der Kaiser schnitt aber ganz plötzlich das Gespräch mit der Aeußerung ab, daß Kant unklar sei und er gar nichts von ihm

halte, und ging rasch von dem Fürsten weg, der darauf still zu mir kam und sich neben mich setzte. Für einen unparteiischen Beobachter war es ergötzlich, den Kampf zwischen dem entschiedenen Willen des schlauen Hofmanns zu sehen, Alles, was der Kaiser sagte, zu bewundern und der ebenso großen Unzufriedenheit mitten in einer Diskussion über seinen heiß geliebten Philosophen unterbrochen zu sein, denn er ist ein entschiedener Anhänger Kant's. Er äußerte zu mir, daß man den Werth der gediegensten Schriften oft nur deswegen herabsetze, weil man sich Mühe geben müsse, sie zu verstehen, dagegen diejenigen lobe, die man ohne Mühe verstehe; daß es sich aber mit einer wirklich tiefen Idee gerade so verhielte, wie mit dem Wasser, welches, je weniger klar es aussähe, je tiefer sei; Nichts, sagte er, ist leichter, als mit Hilfe von Zwischenideen sogar die mittelmäßigsten Köpfe bis zum höchsten Punkte auf dem Wege des Denkens zu erheben; es ist hierzu nur erforderlich die Analyse zu vollenden und eine Frage zu zerlegen; wenn diese nämlich in ihrem Grunde eine Wahrheit birgt, läßt sie sich stets auf einen ganz einfachen Ausdruck reduciren. Ich zog den Vortheil dieser Belehrung aus seiner kleinen Verbissenheit gegen den Kaiser, — ein Gefühl, welches er um Alles in der Welt Niemand zugestanden haben würde; und fand es daher doppelt erheiternd, mich mit ihm zu unterhalten.

Mainz, den 25. September. Die Stadt Mainz hatte heute zu Ehren der Kaiserin einen großen Ball veranstaltet; aber sie befand sich sehr unpäßlich und hielt es für unmöglich denselben zu besuchen; noch um fünf Uhr lag sie im Bette und hatte sogar entschiedenes Fieber. Da kam Napoleon zu ihr herein und sagte ihr kurz und barsch, sie müsse aufstehen und jedenfalls den Ball besuchen. Josephine stellte ihm ihren Krankheitszustand vor und machte ihn auf die Gefahr aufmerksam, der sie sich aussetze, nach dem kaum gewichenen Fieber so leicht bekleidet zu erscheinen; aber Buonaparte ergriff sie wüthend am Arm, zog sie gewaltsam aus dem Bette und zwang sie ihre Toilette zu machen. Madame de la Rochefoucauld, die eine unfreiwillige Zeugin dieses empörenden Auftritts war, hat ihn mir gleich darauf mit Thränen in den Augen erzählt. Josephine, mild und ergeben wie immer, kleidete sich an und zeigte sich eine halbe Stunde lang auf dem Balle, sich ihr Leiden und den ihr angethanen Zwang nicht merken lassend.

Mainz, den 26. September. Wenn ich Napoleon die in dem Hofzirkel anwesenden Prinzessinnen von Nassau so schlecht weg „Mademoiselles“ anreden höre, thut mir das ordentlich wehe. Wie wenig Behagen dieser Hof mir jetzt auch bietet, ist es doch nun einmal eine nicht wegzuleugnende Thatsache, daß ich zu demselben gehöre; und überdies

finde ich mich auch schon in meiner einfachen Stellung als Französin dadurch gedemüthigt, daß der Souverain, in dessen Gefolge ich mich befinde, so wenig an die Ausübung der Bräuche und Sitten der alten Höfe gewöhnt ist. Wie kann man nur darüber in Unkenntniß sein, daß sich fürstliche Personen unter einander ihre respectiven Titel geben, ohne sich dadurch in ihrer eigenen Würde herabzusetzen! Aber Buonaparte würde glauben sich der seinigen gänzlich zu entschlagen, wenn er diesem alten Gebrauche folgte. Er unterläßt es nie, den Fürsten „Monsieur l'electeur“ und alle Prinzessinnen „Mademoiselle“ zu nennen, und ich habe schon mehr als eine mit Recht den Mund darüber verziehen sehen.

Mainz, den 27. September. Die Kaiserin fuhr heute Morgen über den Rhein zu einem Besuche bei dem Herzoge und der Herzogin von Nassau auf ihrem Schlosse Bieberich in der Nähe von Mainz. Die Truppen des Herzogs standen in Gewehr und sein ganzer kleiner Hof harrte der Kaiserin in großer Galla. Ein prächtiges Dejeuner wurde in einem Saale servirt, von wo man eine wahrhaft entzückende Aussicht über den Rhein genoß. Das Schloß ist groß und prächtig.

Mainz, den 29. September. Als ich heute Abend in einem Winkel des Salons mit ein paar Personen schwatzte, brachte ich, ohne daß ich jetzt zu sagen wüßte wie, das Gespräch auf einen

Kaiser von China, der einst Confuzius fragte, was das Volk von ihm und seiner Regierung sage. „Alle schweigen," — antwortete der Philosoph — „es sagt Keiner ein einziges Wort." — „Gerade so will ich es haben!" antwortete der Kaiser von China. — Napoleon, welcher ganz nahe bei uns stand, und mit dem Fürsten von Isenburg sprach, wendete sich heftig um. Ich glaube, wenn ich auch noch tausend Jahre lebte, so würde ich doch nie den drohenden Blick vergessen, den er auf mich schleuderte. Wir reisen am Dienstag den 2. October von hier ab, und begeben uns über Saverne und Nancy nach Paris. Am 6. sollen wir schon in Saint-Cloud sein."

Die Berichterstatterin ärndtete leider wenig Freude von ihrem detaillirten Reise-Journal: der Kaiser bekam es zufällig zu sehen, und verabschiedete die Verfasserin wegen ihrer unberufenen Kritik und der angeführten kleinen Erzählungen.

Wie ergeben aber Josephine in der Regel in den Willen ihres Gemahls war, so widerstand sie ihm doch stets, wenn das Interesse ihrer Kinder es erforderte; und diesem Widerstande hatte sie in den Verhältnissen zu den deutschen Fürsten so manchen Triumph zu danken, namentlich auch in Beziehung auf die Stellung ihres Sohnes. In solchen Fällen verstand sie es auf eine wunderbar schlaue Weise, ihre vollständige Kenntniß von dem Charakter ihres Gemahls

zu benutzen, so daß Napoleon später bekennen mußte: „Nie geschah es, daß sie irgend Etwas für Eugen verlangte; daß sie mir jemals für das dankte, was ich ihm Gutes gethan; daß sie an den Tagen, an welchen sie Beweise meiner Gunst erhalten hatte, mehr Sorgfalt und Freundlichkeit zeigte; so sehr lag es ihr am Herzen sich selbst davon überzeugt darzustellen, und dadurch wieder mich zu überzeugen, daß alles dergleichen nicht ihr zukam, sondern nur mir."

Zwei Monate nach der Rückkehr von dieser Rheinreise fand die feierliche Krönung statt, nachdem drei Tage vorher der Kardinal Fesch, auf das ausdrückliche Begehren des heiligen Vaters, in der Kapelle der Tuilerien die Ehe des kaiserlichen Paars, die bisher nur durch Civilakt verbunden waren, kirchlich eingesegnet hatte. Unter den wenigen Zeugen bei der Trauung waren auch Fouché und Duroc; die Trauungsdokumente übergab Josephine ihrem Sohne zur Aufbewahrung, aus Furcht, daß sie verloren gehen, oder vielleicht gar gestohlen werden könnten. Der Tag, an welchem sie von den Händen des Papstes mit dem heiligen Oel gesalbt wurde und vom Kaiser die Krone empfing, war nach dem, was sie selbst darüber erzählte, der traurigste ihres ganzen Lebens. „Que d'écueils environnent le rang où il me faut monter!" — schrieb sie um diese Zeit an Pius den Siebenten.

Nach ihrer früheren Leidenschaft für Diamanten und Perlen kam Josephine zu einer Liebhaberei für Antiken, Gemmen und Medaillen. Denon schmeichelte dieser Vorliebe und wußte der Kaiserin einzureden, daß es passend wäre, wenn sie sich in Malmaison ein Kunstkabinet unter der Aufsicht eines eigenen Custos anlegte. Der Vorschlag wurde wirklich ausgeführt, aber die Passion hielt nicht lange vor; das Cabinet wurde in einen Gesellschaftssalon umgewandelt, und der kostbare Inhalt kam in ein Vorzimmer. Einige Zeit nachher hatte die Kaiserin eine andere Grille: sie wollte eine Garnitur geschnittener Steine aus dem Alterthum haben. Dieser Wunsch wurde dem Kaiser mitgetheilt, der anfangs nichts davon wissen wollte, schließlich aber doch seine Beistimmung gab, worauf Duroc den Auftrag erhielt, in den Antiken-Cabineten die dazu passenden Materialien zusammen zu suchen. Seine Wahl fiel auf die Elitestücke derartiger Sammlungen; der Juwelier der Krone faßte sie meisterhaft, als aber der Schmuck vollendet war, konnte ihn die Kaiserin nicht tragen, da er viel zu schwer war.

Als der Kaiser im Begriff stand nach Mailand abzureisen, um dort die eiserne Krone zu empfangen, sagte er zu Bourriene: „Sie müssen mir vor meiner Abreise nach Italien noch einen Dienst leisten. Machen Sie doch bei meiner Gemahlin noch einmal Ihre Aufwartung, und reden Sie mit ihr auf ver-

nünftige Weise über ihre thörichte Verschwendung, von der ich jetzt täglich wieder neue Proben sehe. Wenn ich selbst mit ihr darüber rede, werde ich ärgerlich, und wenn ich heftig bin, weint sie, ich werde weich, verzeihe und bezahle; sie giebt zwar die schönsten Versprechungen, am nächsten Tage aber ist es wieder die alte Leier. — Wenn ich nur wenigstens ein Kind von ihr bekäme, — fuhr er fort — das ist die Plage meines Lebens, daß ich keine Kinder in meiner Ehe habe. Ich sehe es ein, daß ich meine Stellung nicht als gesichert betrachten kann, so lange ich keinen Sohn habe. Keiner unter allen meinen Brüdern taugt dazu, meinen Platz einzunehmen; Alles ist angefangen, Nichts vollendet; Gott weiß, was da noch geschehen muß!" Bourrienne unterzog sich dem Auftrag, er hütete sich aber, den bedenklichen Zusatz von der Nothwendigkeit eines natürlichen Erben zu erwähnen: „Ich würde die arme Josephine zur Verzweiflung gebracht haben," — schreibt er — „denn sie trug schon damals die düstere Ahnung von Dem, was später geschah, mit sich herum." — Josephine beantwortete Bourrienne's Rede mit Worten, welche von ihrer Güte ebenso als von ihrem Mangel an berechnender Selbstständigkeit Zeugniß ablegten. „Ich weiß nicht, wer sich das Vergnügen macht, aber ich glaube wahrhaftig, es giebt Personen, die sich mit nichts Anderem beschäftigen, als meinen Schulden nachzuspüren, um

meinen Gemahl davon zu benachrichtigen. Was soll ich thun? Man kommt zu mir mit den allerschönsten Sachen, bietet sie mir zum Kauf an, ich nehme sie; man verlangt das Geld nicht gleich, sondern in der Regel gerade dann, wenn ich nichts in Casse habe. Wenn ich im Besitz von Baarem bin, so wissen Sie ja am besten, wie ich es verwende: ich schenke den größten Theil davon an Unglückliche, an die armen Emigranten. Nun aber, gut, ich werde es versuchen, sparsamer zu sein; sagen Sie ihm das, wenn Sie wieder mit ihm zusammen kommen."

Josephine durfte ihrem Gemahle auch nach Mailand folgen, sie selbst aber empfing dort kein neues Diadem, und auch von andern unbehaglichen Ereignissen blieb diese Reise nicht ganz frei. Napoleon erneuerte sein Verhältniß mit der Sängerin Grassini, welcher er schon vor fünf Jahren einmal sein Schnupftuch zugeworfen hatte; die Geschichte kam zu den Ohren der Kaiserin und veranlaßte Ausbrüche der wildesten Eifersucht, welche die so schon große Kluft zwischen dem kaiserlichen Ehepaare noch bedeutend erweiterten. In Mantua versuchte der Kaiser seinen Bruder Lucian zu einer Ehescheidung zu überreden, damit er sich mit der Königin-Wittwe von Etrurien vermählen könne. Dieser ging jedoch nicht darauf ein, so daß der Kaiser ärgerlich ausrief: „Du siehst, wohin Deine Halsstarrigkeit und Deine thörichte Liebe zu einem Weibsbild führt!" worauf

ihm Lucian rasch antwortete: „Meins ist wenigstens jung und hübsch!“

Im Januar 1806 reiste die Kaiserin Josephine nach München, um der Vermählung ihres Sohnes Eugen mit einer baierischen Prinzessin beizuwohnen. Sowohl in München als in Stuttgart wurden ihr eine Menge fürstlicher Personen vorgestellt, unter andern auch die hochbejahrte Prinzessin Kunigunde, die in Koblenz der Gegenstand der höchsten Achtung war. Josephine kam es sauer an sich des Lachens zu enthalten, als ihr die Prinzessin Kunigunde angemeldet wurde. Sie äußerte am Abend zu Jemand in ihrem vertrautesten Kreise: „Als ich die Prinzessin sitzen sah, glaubte ich, sie würde ganz auf die eine Seite fallen, so sehr neigte sie sich nach derselben über.“ Höchst würdevoll waren dagegen ihre Worte des Unwillens über die gemeine und nichtswürdige Art und Weise, in welcher in den Bulletins des Jahres 1806 der edlen und reinen Königin Louise von Preußen Erwähnung geschah. Um seine verletzende Redeweise, der er sich doch wohl schämen mochte, bei ihr zu entschuldigen, schrieb ihr Napoleon: „Du scheinst mir darüber betrübt zu sein, daß ich schlecht von einem Frauenzimmer sprach. Es ist die Wahrheit, daß ich intriguante Weiber mehr als alles Andere hasse. Ich bin an milde, gute und versöhnliche Weiber gewöhnt, von denen halte ich Etwas. Wenn sie

mich verdorben haben, so ist dies nicht mein Fehler, sondern der Deine."

Noch war der Frieden zu Tilsit nicht abgeschlossen, als Josephine von einem Verluste betroffen wurde, dessen Folgen für sie unberechenbar waren. Der erstgeborene Sohn ihrer Tochter Hortensia, das Kind, welches Napoleon als seinen dereinstigen Nachfolger zu betrachten pflegte, starb am 5. Mai 1807. Der Kaiser äußerte seine Trauer darüber mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit; Josephine schloß sich drei ganze Tage in ihre Zimmer ein, genoß nicht das Geringste, sah nur die wenigen, zu ihrer persönlichen Aufwartung ganz unentbehrlichen Damen und verschmähte jeden Trost. Sie ließ sich eine Locke von dem schönen blonden Haar des Prinzen geben, die sie auf schwarzsammetnem Hintergrunde in einen kostbaren Rahmen fassen ließ. In der That würde ihr Tochtersohn als künftiger Thronerbe sie gegen die Politik geschützt haben, die jetzt immer mehr auf den Kaiser Einfluß gewann. Er dachte ernstlicher als je an eine Ehescheidung und wurde in diesem Gedanken von seinen drei Schwestern, sowie von seinen sämmtlichen Ministern, mit Ausnahme von Montalivet und Kardinal Fesch, bestärkt, ja sogar Fouché, der früher stets zu Josephinen gestanden hatte, verließ sie jetzt. Zu den mancherlei Sorgen, die auf ihr als Mutter und Gattin lagen, kamen nun auch noch häufiger als früher Ausbrüche

der Eifersucht, weil Napoleon, völlig sicher im Besitze von Macht und Ruhm, sich vielen Extravaganzen überließ, die nicht immer seiner würdig waren. Dagegen herrschte während des Winters von 1807 zu 1808 am kaiserlichen Hofe eine so große Lebendigkeit und Fröhlichkeit, wie nie vorher: es war eine förmliche Jagd von Lustbarkeiten und Vergnügungen.

Nun begannen die Verwicklungen innerhalb des spanischen Königshauses. Um sie in der Nähe zu beobachten, begab sich Napoleon zuerst nach Bordeaux und dann nach Bayonne, wohin ihm die Kaiserin folgte, nachdem sie sich längere Zeit in Bordeaux aufgehalten hatte. In verschiedenen eigenhändig von ihr aufgesetzten Reisenotizen äußerte sie das lebhafteste Mißvergnügen über die Pläne, mit denen sich der Kaiser hier beschäftigte, und soweit es irgend in ihrer Macht stand, suchte sie seine Ungerechtigkeiten gut zu machen: sie bezeigte der spanischen Königs-Familie die rührendste Aufmerksamkeit. Der Königin gab sie Unterricht in der wichtigsten aller weiblichen Angelegenheiten, in der Kunst gute Toilette zu machen. Ueberhaupt hinterließ sie überall den angenehmsten Eindruck.

Die Reise nach Erfurt machte Napoleon ohne seine Gemahlin, auch blieb sie während der zweiten Reise nach Bayonne im October 1808 zurück. In seiner Abwesenheit sollte Josephine eine ihr gehal-

tene Rede des Präsidenten des gesetzgebenden Körpers beantworten und ließ sich dabei folgende Phrase entschlüpfen: „Der erste Gedanke des Kaisers war der an den gesetzgebenden Körper, als den Repräsentanten der Nation.“ — Das mißfiel dem abwesenden Herrscher aufs Höchste; er sandte ihr von Madrid aus einen eigenhändig geschriebenen Aufsatz, worin, um jeder Mißdeutung vorzubeugen, mit herben Worten ausgesprochen wurde, daß der Kaiser der einzige Repräsentant der Nation wäre.

Kaum aus Spanien zurückgekehrt, eilte Napoleon abermals ins Feld, um den Kampf gegen Oesterreich fortzusetzen. Die Kaiserin folgte ihm nach Straßburg, wohin sich auch die Königinnen von Holland und Westphalen und die Erbgroßherzogin von Baden begaben. Zum letzten Male zeigte sie sich hier als Kaiserin; denn in die Tuilerieen zurückgekehrt konnte ihr unmöglich die große Veränderung entgehen, welche die öffentliche Meinung währenddem erlitten hatte: Fouché und seine Polizei waren eifrig beflissen gewesen, die Gerüchte von einer nahe bevorstehenden Ehescheidung recht weit zu verbreiten, und diese Gerüchte erhielten durch kleine von der Donau kommende Winke immer größere Wahrscheinlichkeit. Auch war die erste Begrüßung des aus dem Felde zurückkehrenden Imperators nichts weniger als liebevoll: er benahm sich ganz ungewöhnlich zurückhaltend und ein ihm sonst ganz fremder Zwang im Um-

gange mit der Kaiserin war unverkennbar. Der Gang, welcher ihre beiden Wohnungen bisher verbunden hatte, wurde auf seinen Befehl vermauert. Und auch an Josephinen bemerkte man einen Trübsinn, der mit ihrer früheren Fröhlichkeit auffallend contrastirte. Sie sagte einmal zu Duroc, der sie weinend fand: „Ich bin verloren, es ist Alles mit mir vorbei! Wie soll ich meine Schande verbergen? Duroc, Sie sind stets gütig gegen mich gewesen, Sie und Rapp. Sie gehören nicht zu denen, die ihn vermochten sich von mir zu scheiden, das haben meine Feinde gethan, nur Savary, Junot und deren Genossen haben das gekonnt. Sie sind noch mehr seine Feinde, als meine eignen. Was wird mein armer Eugen sagen, wenn er hört, daß ich von einem Undankbaren verstoßen bin; ja, Duroc, von einem Undankbaren!"

Der so lange aufgeschobene Plan wurde nun lebhaft verfolgt. Ein Cabinetsrath, in welchem Cambacérès nur ganz schwach opponirte, sprach sich für die Auflösung des Ehebündnisses aus. Eugen wurde von Italien zurückgerufen, um den zarten und für ihn so traurigen Auftrag zu erfüllen, seiner Mutter diesen Beschluß mitzutheilen. Josephine schwankte zwischen den sich widersprechendsten Entschlüssen; bald wollte sie ihre Zustimmung verweigern und mit allen Mitteln die Gesetzlichkeit ihrer Ehe verfechten, bald wieder wollte sie an das Herz

Napoleon's appelliren, dem sie früher über Alles theuer und später wenigstens nothwendig gewesen war. So kam der 30. November heran, der Tag, an dem Napoleon selbst das harte Wort aussprechen sollte. Josephine erzählt selbst über diesen traurigsten Tag ihres Lebens: „Wie gewöhnlich dinirten wir zusammen, und ich mußte die Thränen gewaltsam zurückdrängen, die mir wider Willen in die Augen traten. Ich vermochte nicht ein einziges Wort hervorzubringen, und auch er verhielt sich stumm, nur daß er an einen der Bedienten die Frage richtete, was für Wetter es sei. Ich sah deutlich, daß der Barometer auf Sturm stand, und der Sturm ließ auch gar nicht lange auf sich warten. Sobald Buonaparte seinen Kaffee getrunken hatte, verabschiedete er Alle, und ich blieb ganz allein mit ihm. Welche Miene, welcher Blick! Die plötzlich eintretende Veränderung seines Antlitzes zeigte den Kampf seiner Seele, ich sah, daß meine Stunde gekommen war. Er nahte mir langsam, ergriff heftig meine Hand, bebte, wodurch ich natürlich zusammenfuhr und ein Zittern in meinem ganzen Körper verspürte; dann drückte er meine Hand auf sein Herz, betrachtete mich eine ganze Zeit ohne zu sprechen und brach endlich in die Worte aus: „Josephine, gute Josephine, mein Schicksal ist stärker als mein Wille. Meine heißesten Wünsche müssen schweigen, wo sie dem Interesse Frankreichs gegenübertreten." — „Rede nicht

weiter" — stammelte ich, — „ich konnte es erwarten; ich verstehe dich; aber der Schlag ist nichts destoweniger tödtlich." — Mehr war ich nicht im Stande hervorzubringen, und ich weiß nicht, was weiter um mich herum vorging. Ich glaube, ich stieß einen Angstschrei aus, mir war zu Muthe, als hätte ich meinen Verstand verloren; ich blieb ohne Besinnung, und als ich wieder zu mir kam, befand ich mich in meinen Zimmern."

Sie war zu den Füßen des Kaisers hingesunken, und dieser rief den Palast-Präfecten de Bausset zur Hilfe. Bausset und le Gardien du Portefeuille trugen die Ohnmächtige über eine Hintertreppe in ihre Gemächer. Bausset erzählt: „Ich hielt die Kaiserin um den Leib gefaßt; ihr Rücken lag gegen meine Brust gestützt. Als sie fühlte, wie ich mich anstrengte, um nicht zu fallen, flüsterte sie mit ganz leiser Stimme: „Sie halten mich zu fest." — Ich ersah daraus, daß ich für ihre Gesundheit keineswegs besorgt zu sein brauchte, und daß sie in Wahrheit die Besinnung nicht einen Augenblick verloren hatte.

Alle Vorstellungen vermochten nicht, Josephinen Napoleon's Wunsche, die Ehescheidung von ihm zu verlangen, geneigt zu machen; nur erst nach erneuten schrecklichen Scenen und harten Kämpfen gewann man ihr ihre Einwilligung ab: am 16. December 1809 wurde die Ehescheidung gesetzlich ausgesprochen.

Josephine zog sich nach diesem Acte, der sie ihrer geheiligten Rechte als Gattin und Kaiserin beraubte, nach Navarre in der Gegend von Evreux zurück. Napoleon's Ehrgeiz hatte das Band zerrissen, er hatte aber nicht vermocht, die Anhänglichkeit für die Gefährtin seiner wunderbaren Laufbahn aus seinem Herzen zu reißen; auch nach der Ehescheidung stand er in steter Verbindung mit ihr. Josephine behielt den kaiserlichen Titel und hinreichende Einkünfte, die ihr bei ihrer jetzigen geregelteren Lebensweise gestatteten, einen ihren Verhältnissen angemessenen Luxus zu entwickeln. In der ersten Zeit ihrer Verstoßung lebte sie sehr vereinsamt; das dauerte aber nicht lange, denn das Andenken an ihre Liebenswürdigkeit, Milde und Güte versammelte bald wieder einen Hofstaat um sie herum, in dem sie sich um so glücklicher fühlte, als er aus Menschen bestand, die von ihrem Herzen getrieben zu ihr kamen.

Der Haß, der wohl in den ersten Augenblicken das Herz der leidenschaftlichen und ungerecht gekränkten Josephine gegen Napoleon erfüllt haben mag, legte sich bald und eine schwärmerische Neigung trat an seine Stelle. Sie unterhielt einen regelmäßigen Briefwechsel mit ihm, Napoleon verlangte oft ihren Rath, er besuchte sie mehrmals, und sie durfte zuweilen den König von Rom sehen, Napoleon's Kind, dem sie einen großen Theil ihrer Liebe schenkte. Na=

poleon erkannte den Werth Josephinens jetzt auch öffentlich mehr an, er lobte bei jeder Gelegenheit ihre guten Eigenschaften. Der Untergang und das Unglück des Kaisers brachen die geistige und physische Kraft Josephinens um so mehr, als sie stets, wie später auch Napoleon, die Katastrophe als eine Folge ihrer Trennung ansah. Noch von Brienne aus erhielt sie einen Beweis von der Liebe des Kaisers; Napoleon schrieb ihr: „Ich habe den Tod im Gefechte gesucht; er würde mein Wohlthäter sein; allein Dich möchte ich vorher noch einmal sehen.“

Als das Geschick des Kaisers sich erfüllte, als die fremden Monarchen siegreich in Paris einzogen und sein stolzes Reich zertrümmerten, da bewiesen sie sämmtlich, vor Allen aber der Agamemnon der Schaaren, der Exkaiserin die größte Achtung und die zarteste Aufmerksamkeit. Sie zeigte sich aber auch groß in dieser Zeit: alle Schmach und alle Kränkungen vergessend, verlangte sie von den Siegern nichts als die Vergünstigung, Napoleon in sein Exil nach Elba begleiten zu dürfen; man mußte ihr jedoch diesen Wunsch versagen. Nach der Rückkehr von Saint-Leu, wo ihre liebenswürdige Tochter Hortensia den Souverainen ein großes Gastmahl gegeben hatte, befiel sie zuerst ein leichtes Unwohlsein, das sich aber bald verschlimmerte und zuletzt in eine bösartige Halsentzündung ausartete, der sie

am 29. Mai 1814 im einundfunfzigsten Lebensjahre schmerzlos unterlag. Wahrhaft geliebt und beweint von der großen Masse des französischen Volkes wurde sie in der Kirche zu Ruel, unweit Malmaison, bestattet, wo ihr kindliche Liebe im Jahre 1822 ein Denkmal errichtete, auf dem sie in knieender Stellung dargestellt ist.

II.

Die Königin Hortensie Eugenie.

Wie Josephine unter der kalten Herzlosigkeit Napoleon's zu leiden hatte und sich unter den eisernen Willen des Imperators beugen mußte, so litt und duldete auch ein anderes, ebenso liebenswürdiges und noch reineres Gemüth unter den Launen und der Schonungslosigkeit dieses Mannes, ihre schöne und geistvolle Tochter Hortensie Eugenie. Am 10. April 1783 zu Paris geboren, lebte sie nach der Hinrichtung ihres Vaters, des Vicomte de Beauharnais, in ärmlichen Verhältnissen, sie fristete ihr Leben durch Wohlthaten Anderer, durch ihrer Hände Arbeit und durch den kärglichen Verdienst ihres Bruders Eugen, der bei einem Tischler in der Lehre war. Später in Ecouen bei Madame Campan erzogen, blühte sie zu einer der schönsten Jungfrauen auf und kehrte als solche in das Haus ihrer Mutter zurück, wo sie sich die Liebe ihres Stiefvaters in so hohem Grade zu erwerben wußte, daß böse Zungen sogar die große Zuneigung Napoleon's zu ihren Söhnen in einer Weise ausdeuteten, die bei dem edlen und reinen Charakter Hortensiens ohne Zweifel völlig ungerechtfertigt war. Die Erstlingsneigung

ihres Herzens warf Hortensia auf den ritterlichen Duroc; es paßte jedoch nicht zu den Plänen Napoleon's, ihre Wünsche zu verwirklichen; vielmehr bestimmte er sie dem General Desaix, dessen Hand Hortensia aber auf das Entschiedenste ausschlug, worauf sie sich im Jahre 1802 nach dem Willen ihres Stiefvaters mit dem Bruder desselben Ludwig vermählte. Diese Ehe war eine durchaus unglückliche, denn auch Ludwig brachte in dieselbe die Erinnerung an ein früheres Verhältniß mit, und er wurde so sehr von seinem Gewissen wegen seiner Resignation gepeinigt, daß er später auf eine förmliche Scheidung von Hortensien drang. Im Juni 1806 machte ihn sein Bruder zum König von Holland, in welcher nur ungern angenommenen Würde ihn Hortensia mit Rath und That unterstützte, indem sie die häufigen Zwistigkeiten ihres Gatten mit seinem Bruder, der in Ludwig's Bestreben, als König von Holland auch Holländer und nicht französischer Statthalter zu sein, viel Grund zum Aergerniß fand, vermittelte und beilegte.

Die Geburt dreier Söhne, von denen der älteste, 1803 geboren, 1807 wieder starb, führte die Herzen der beiden Gatten keineswegs zusammen. Als Ludwig auf die Nachricht, daß zur Besetzung Amsterdams und der Küsten ein französisches Armeekorps unter Oudinot im Anmarsch sei, am 1. Juli 1810 die holländische Krone niederlegte, setzte er seine Ge-

mahlin, die sich fast immer am Hofe Napoleon's und auch jetzt in Paris befand, zur Regentin im Namen seines, im Jahre 1804 geborenen Sohnes, der 1809 zum Großherzog von Kleve und Berg ernannt worden war, ein. Nach der Vereinigung Hollands mit Frankreich überwies Napoleon der Exkönigin Hortensie die Besitzung Saint-Leu bei Paris mit dem Titel einer Herzogin und dem Jahresgehalte von zwei Millionen Francs. Hortensie lebte fortan in Paris, wenn auch nicht mehr als Mittelpunkt des kaiserlichen Hofes, doch auch nach der Scheidung ihrer Mutter mit Napoleon in sehr gutem Vernehmen, ohne darum in ihrer Liebe und Aufmerksamkeit für jene Etwas zu unterlassen.

Im Jahre 1814, nach dem Sturze des Kaisers, war Hortensia das einzige Mitglied der Familie der Napoleoniden, das in Paris zurückblieb, und sie gewann durch' ihre Liebenswürdigkeit die verbündeten Fürsten so weit, daß sie sie in dem Genusse ihrer Stellung als Herzogin von Saint-Leu beließen. Als sie aber in den hundert Tagen sich offen und thätig dem rückkehrenden Kaiser anschloß, betrachtete man sie als Mitschuldige an der Ruhestörung Europa's, und wies sie an, Paris zu verlassen. Sie ging nach Deutschland und lebte anfangs unter strenger Bewachung mit ihren Söhnen in Augsburg und dann in Baden, wo ihre Cousine Stephanie, eine Bruderstochter Josephinens, sie

freundlich aufnahm. Im Winter hatte sie eine Zusammenkunft mit ihrem Gemahl in Italien, welche die gänzliche Ehescheidung zur Folge hatte, worauf sie wieder nach Baden zurückkehrte.

Allmählich schien die strenge Aufsicht, unter welcher sie stand, nachzulassen. Im Monat September 1816 erfreuten sie die Kantonalbehörden vom Thurgau mit der Nachricht, daß sie, falls es ihr wünschenswerth erscheine, sich in dieser Landschaft ansässig zu machen, sowohl von den Behörden, als auch vom Volke gern aufgenommen werden würde. In demselben Jahre unternahm sie eine Wallfahrt nach Einsiedeln und opferte aus Dankbarkeit über den wahrhaft königlichen Empfang, der ihr überall zu Theil geworden war, dem Madonnenbilde daselbst einen aus Diamanten und andern Edelsteinen zusammengesetzten Hortensienzweig. Während des Winters beschäftigte sie sich mit Abfassung ihrer interessanten Memoiren und überwachte mit wahrhaft mütterlicher Sorgfalt die Erziehung ihrer Söhne. Im Anfange des Jahres 1817 insinuirte die französische Regierung dem Großherzoge von Baden, daß er der Cousine seiner Gemahlin den Aufenthalt in seinen Staaten nicht mehr gestatten dürfe; da kam der Verfolgten jenes Anerbieten Thurgaus wieder zu Sinne, sie kaufte das liebliche Arenenberg und verschönte es durch Neubauten und mannichfache andere Anlagen. Im Winter dieses Jahres kehrte

sie nach Augsburg zurück, wo sie sich ein Haus gekauft hatte; sie führte hier ein stilles und gemüthliches Familienleben und ließ ihre Söhne in der deutschen Sprache und Bildung unterweisen. Von hier aus besuchte sie auch ihren Bruder Eugen, der in Leuchtenberg ein sorgenfreies Leben führte. Ihrem Gemahl, mit welchem sie jetzt auf mindestens freundschaftlichem Fuße stand, sendete sie im Jahre 1818 ihren ältesten Sohn, den ehemaligen Kronprinz, auf einige Monate.

Die von ihr so heiß ersehnte Ruhe wurde Hortensien aber nicht auf die Dauer, denn der Tod schlug ihrem weichen Herzen die tiefsten Wunden. Kurz nach einander starben Napoleon, Eugen, ihre geliebte Gouvernante und Freundin Madame Campan, Madame Coulaincourt, ihre ehemalige Ehrendame, die im Unglück ihre treuste Freundin geworden war, und endlich auch Madame de Parquin, geborene de Cochelet, ihre Vorleserin, von der es allgemein hieß: „daß sie bei der Königin von Holland Regen und Sonnenschein mache." — Ihr letzter Beschützer, Max Joseph, König von Baiern, war schon vor längerer Zeit gestorben. Hortensie sehnte sich nach dem milden Klima Italiens, sie erhielt aber nur schwer die Erlaubniß, die Winter in Rom zuzubringen.

Hier gruppirten sich viele ausgezeichnete Personen um sie, sie wurde der Mittelpunkt, um den

sich alle Getreuen der kaiserlichen Dynastie schaarten. Die Prinzen, die römischen Damen und die Mehrzahl der Fremden von Distinction, die nach der ewigen Roma kamen, begrüßten Hortensien stets als Königin oder Herzogin, gaben ihr oft den Titel Majestät, stets aber Hoheit. Sie bewohnte die Villa Paolina, das Eigenthum ihrer Schwägerin der Herzogin von Borghese. Alle politischen Gespräche waren in ihrem großen Gesellschaftskreise auf das Strengste von ihr verboten, und es hütete sich jeder, durch irgend eine unvorsichtige Aeußerung die Ruhe der Herzogin zu stören und sie zu compromittiren. Man hielt sich für diesen Zwang durch freie und muntere geistige Spiele, durch Ausübung der schönen Künste und namentlich durch musikalische Vorträge schadlos.

Wenn sich aber nach Beendigung dieser Concerte die größere Gesellschaft entfernt hatte, dann las Hortensie ihre Romanzen und sonstigen Dichtungen, von welchen noch heutzutage einige Lieder im Munde des französischen Volkes leben, ihren vertrauteren Freunden vor, oder unterhielt sich mit ihnen von dem geliebten, fernen Frankreich. Die neusten dramatischen Produktionen Frankreichs las man gemeinschaftlich mit vertheilten Rollen, in welcher Art des Vortrags Hortensie selbst excellirte. Die Sommer brachte sie auf Arenenberg zu, dort in der freien Schweiz auch selbst eine unumschränkte

Freiheit genießend und von zahlreichen Reliquien aus der großen Kaiserzeit umgeben. So hing dort unter Anderem über einem Tische, der ganz mit Effekten bedeckt war, die aus dem Besitze Josephinens in den ihrigen übergangen waren, ein Portrait des Königs von Rom, und zwar dasselbe, welches Napoleon auf St. Helena vor sich hatte, als er seinen großen Geist aushauchte. Auf Arenenberg hatte Delphine Gay ihr rührendes Gedicht „La Pélerine" geschrieben, und H. Zschokke sagt über diesen Besitz Hortensiens: „Dort, auf den lieblichen Hügeln von Arenenberg, von den Stürmen der Welt abgeschieden, wohnt die Gräfin von Saint-Leu, geschätzt wegen ihrer Wohlthätigkeit. Ihr geistreicher und liebenswürdiger Sohn, Prinz Louis, vergißt dort, von den Göttinnen der Kunst umgeben, das glänzende und gefährliche Loos, welches ihm durch seine Geburt zuertheilt schien. Der Prinz ist Republikaner geworden, und ist als Bürger des freien Thurgaus unabhängiger, als er es jemals in dem königlichen Palaste geworden wäre; er ist unschuldiger und besser unter dem Himmel der Alpen, als wenn er unter dem Thronhimmel geblieben wäre."

Während der Julirevolution hegten die Verbannten die Hoffnung, wieder nach Frankreich zurückkehren zu dürfen, mindestens die beiden Söhne Hortensiens wünschten dies lebhaft. Der älteste derselben, Louis Napoleon, hatte sich mit seiner Cousine

Charlotte Napoleone, Tochter Joseph's, des Exkönigs von Spanien, vermählt und lebte in Florenz, sich mit industriellen Erfindungen beschäftigend, während der jüngere, der heutige Kaiser, noch immer seinen Studien auf der Akademie in Thun oblag. Aber die Hoffnung erfüllte sich nicht, die kaiserliche Familie wurde nicht nur nicht zurückgerufen, sondern ihre Verbannung wurde erneuert, und es verminderte die Herbigkeit des Unglücks nicht, daß der Bürgerkönig Ludwig Philipp der unglücklichen Mutter durch Vermittlung der Großherzogin Stephanie von Baden einige freundlich klingende Worte zusandte. Im October desselben Jahres begab sich Hortensie in Begleitung ihres jüngsten Sohnes Charles Louis nach Florenz, wo sie vierzehn Tage bei ihrem ältesten Sohne zubrachte. Dann begab sie sich allein nach Rom zu einer Zusammenkunft mit ihrem Gemahl. Die Söhne schienen ihre Hoffnung auf abermalige Umwälzungen in Europa gesetzt zu haben; sie erregten dadurch das Mißfallen ihres Vaters, dessen strenge Rechtlichkeit sich mit solcher politischen Denkungsart durchaus nicht vertrug, in solchem Maaße, daß er sich wieder von seiner Familie trennte. Hortensien scheint dagegen das Benehmen ihres ältesten Sohnes nicht anstößig gewesen zu sein, denn der Gouverneur von Rom sah sich genöthigt, ihn über die Grenze zurückzuschicken. In Rom kam es während der Karnevalstage zu einem Aufstande, der

jedoch bald wieder gedämpft wurde. Während dieses Krawalls suchten alle Franzosen und Französinnen, die irgendwie zu Hortensien in Beziehung standen, Zuflucht in ihrem Palaste, sie war unvorsichtig genug, auch einen der Hauptunruhestifter, der noch dazu verwundet worden war, bei sich aufzunehmen. Unter solchen Umständen war es nicht räthlich, in Rom sich lange zu verweilen, die Herzogin von Saint-Leu entschloß sich daher, nach Toscana zurückzukehren. Ihre beiden Söhne waren in Folge des Aufstandes in der Romagna zu den italienischen Insurgenten übergegangen und Armandi, ihr ehemaliger Gouverneur, war Kriegsminister der Aufständischen geworden. Dies Alles erfuhr Hortensie zu Florenz, wo ihr auch Briefe voll bitterer Klagen von ihrem Gemahl zugingen, der ihr ganz allein die politische Richtung seiner Söhne zuschrieb und sie aufforderte, sich in das Lager der Insurgenten zu begeben und die Verirrten zur Besinnung zurückzuführen. Während Ludwig, Jerôme und Kardinal Fesch die beiden Jünglinge mit Bitten bestürmten, mehr Zurückhaltung in ihrem Benehmen zu beobachten, schien die Mutter durch ihr Stillschweigen ihre Führung gut zu heißen. Die bald darauf eintreffende Nachricht von dem völligen Scheitern dieses Aufstandes ließ sie ihre stillschweigende Zustimmung gewiß bereuen.

Mit dem Anrücken der Oestreicher verließ Hor-

tenſie am 10. März Florenz, um unter großen Gefahren ihren flüchtigen Söhnen nachzureiſen. Von Foligno aus beſchwor ſie dieſelben, die verlorene Sache aufzugeben und zu ihr zurückzukehren. Der Aelteſte, Ludwig Napoleon, dürfte jedoch kaum das Schreiben ſeiner Mutter zu Geſicht bekommen haben, denn er ſtarb bereits am 17. März 1831 zu Forli am Scharlachfieber, das unter den Inſurgenten wüthete. Nun blieb der geängſteten Mutter die Pflicht, ihren jüngſten Sohn zu retten; das war an ſich keine leichte Aufgabe, die aber noch ſchwerer wurde, als ſie auch ihn in Ancona vom Scharlachfieber ergriffen fand: es galt jetzt nicht allein ihm die nöthige Pflege angedeihen zu laſſen, ſondern auch ihn vor Aller Augen zu verbergen. Sie bewirkte dies mit der Selbſtverleugnung und Aufopferung, deren nur ein Mutterherz fähig iſt, und mit der Schlauheit und Liſt einer Franzöſin: am Oſtertage fuhr ſie, mit dem Paſſe einer engliſchen Dame verſehen und den kaum geneſenen Sohn in Bedientenlivree auf dem Bocke, durch die Vorpoſten der Oeſtreicher auf franzöſiſches Gebiet, um auf kürzeſtem Wege nach London zu gehen.

Am 20. März 1832 kam ſie im tiefſten Incognito — denn Frankreich zu betreten, war ihr ja verboten — in Paris an. Hier erkrankte ihr Sohn aufs Neue, und ſie ſah ſich genöthigt, die Gnade eines Orleans anzurufen, der endlich die Krone trug,

nach welcher seine Vorfahren seit länger als einem Jahrhundert mit allen Mitteln gestrebt hatten. Sie schrieb dem Könige Ludwig Philipp, der sogleich Casimir Perier den Auftrag ertheilte, mit ihr zu reden.

„Ich weiß es sehr wohl," — sagte Hortensie zu dem Minister, — „daß ich durch meinen Eintritt in französisches Gebiet ein ganz bestimmtes Gesetz übertreten habe; ich weiß auch, daß Sie das Recht haben, mich verhaften zu lassen, ja dies wäre sogar gerecht."

„Nicht gerecht, aber doch gesetzlich!" antwortete Perier, die Versicherung hinzufügend, daß ihre Freiheit nicht beschränkt werden solle, wenn sie sich ruhig und incognito zu verhalten verspreche. Er verschaffte ihr auch eine Audienz bei Louis Philipp, der sie höflich empfing und dem sie — unvorsichtig genug — die Anwesenheit ihres kranken Sohnes entdeckte. Sie hatte dem Edelmuthe des Bürgerkönigs zu viel zugemuthet; vor ihrem Sohne fürchtete er sich, deshalb erhielt Hortensie die Weisung, Frankreich zu verlassen, sobald die Gesundheitsumstände ihres Sohnes dies nur irgend gestatten würden. Vergebens war auch des Prinzen Ansuchen, in die französische Armee eintreten und seine Dienste dem Vaterlande widmen zu dürfen. Hortensie verließ also am 6. Mai Paris und langte am 10. Mai in England an, wo sie sowohl als ihr Sohn bei allen Volksklassen eine freundliche und gute Aufnahme fanden. Aber die Hoffnung, — wenn

Hortensie dieselbe wirklich gehegt hatte, — ihrem Sohne das Königreich Belgien zu verschaffen, verwirklichte sich nicht; sie verließ deßhalb am 7. August England wieder und kehrte über Frankreich, jedoch ohne Paris zu berühren, nach der Schweiz, nach ihrem lieblichen Arenenberg zurück.

Noch vor Ablauf des Jahres 1831 hatte sie den Schmerz, ihren Sohn gegen ihren Willen dem Rufe der Polen folgen zu sehen, die ihn an ihre Spitze stellen wollten. Es kam indeß nicht dazu; noch ehe der Prinz die polnische Grenze erreichte, erfuhr er den Fall Warschaus, worauf er wieder nach Arenenberg zurückkehrte. Nach dem Tode des Herzogs von Reichsstadt, der im Jahre 1832 erfolgte, sahen Mutter und Sohn diesen als Erben der napoleonidischen Ansprüche auf Frankreich an. Mancherlei Anerbietungen wurden demselben gethan und mancherlei Aussichten eröffnet; namentlich trat er mit den bedeutendsten Persönlichkeiten der verschiedenen Parteien Frankreichs in näheren Verkehr und suchte sich mit Officieren verschiedener französischer Regimenter in Einverständniß zu setzen. Die Verheißungen, womit man ihm entgegen kam, reiften seinen Plan, Frankreich zu insurgiren: am 30. October 1836 war die Affaire in Straßburg. Bei der ersten Nachricht, welche Hortensie über dieses unüberlegte Wagniß erhielt, rief sie erschreckt aus: „Mon Dieu! que de malheur je prévois!“ Etwa eine Viertelstunde

später brachte ihr ein Courier die Gewißheit, daß das Unternehmen gänzlich gescheitert und daß der Prinz nebst seinen Mitschuldigen gefangen genommen und nach Paris abgeführt worden sei. Obschon körperlich leidend trat sie unverzüglich die Reise nach Frankreich an, um die Gnade des Königs anzurufen. Von Viry aus richtete sie die ergreifendsten Vorstellungen an die Königin Amalie, an Mademoiselle Adelaide und an den Ministerpräsidenten Grafen Molé. Ihre Bitten halfen: die ganze Strafe ihres Sohnes bestand darin, daß er am 21. November 1836 nach Nordamerika gebracht wurde. Hortensie wollte ihn begleiten, aber ihre Kräfte versagten, sie mußte zurückbleiben, ihr Leben schien sich seinem Ende zu nahen. Auf die Nachricht einer ernsteren Erkrankung seiner Mutter verließ ihr Sohn, sich durch kein Versprechen gebunden erachtend, Amerika und kehrte 1837 nach Arenenberg zurück. Und wirklich schien Hortensiens Lebensfaden nur noch so lange gehalten zu haben, um sie in den Armen ihres geliebten Sohnes sterben zu lassen: sie verschied am 5. October 1837 unter vielen Schmerzen, nachdem sie die letzten Monate sich lediglich mit dem Himmlischen beschäftigt hatte. Ihre irdischen Ueberreste wurden zu Ruel bei Paris neben denen ihrer Mutter beigesetzt.

Druck von H. W. Schmidt in Halle.